Februar 2/80 - DM 4,00

C 4143 EX

konkret

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

Italien Lire 1.900 - Holland hfl 4,80 - Österreich S 32,– Spanien Ptas 180,– - Schweden skr 12,– - Luxemburg 72,-

RUDI DUTSCHKE

Sanft war er, sanft wie alle echten Radikalen...

(Wolf Biermann)

Politische Literatur

Annäherungen an den Sozialismus

Strategien eines Dritten Wegs

VSA

Einführungstext und Bilanz zur Eurokommunismus-Diskussion; 240 Seiten; DM 16,80

Sozialistische Studiengruppen

Sozialistische Wirtschafts- und Sozialpolitik

Programmatische Leitsätze und Kapitalismusanalyse der Linkssozialisten in der BRD

VSA

195 Seiten; DM 5,80
Ein Beitrag zur Verständigung innerhalb der Linken auf eine konkrete politische Alternative.
Teil 1: Programmatische Leitsätze der Linkssozialisten; Teil 2: Die ökonomisch-politische Situation der BRD.

Spaltung der Arbeiterbewegung und Faschismus

Sozialgeschichte der Weimarer Republik

VSA

Mit Beiträgen von H. Drüke, D. Peukert und den "Sozialistischen Studiengruppen"; 240 Seiten; DM 14,80

Soeben erschienen:

enthält u.a.:
- Stoppt Strauß = SPD wählen ?
- "Die Falken" und die Sozialdemokratie
- IG Chemie-Papier-Keramik
- Lenin und Leninismus
- Franz Marek: Eurokommunismus in Österreich
- Gesundheitssystem

Die Zeitschrift erscheint 2monatlich und enthält regelmäßig neben Aufsätzen aktuelle Kommentare, Informationen und Berichte.

Einzelheft: DM 9,-;
Jahresabo (6 Hefte) DM 44,-

Dies ist ein Teil unseres Frühjahrs-Programmes für die 80er Jahre. Wenn Sie mehr über den Verlag und sein Programm wissen wollen, schreiben Sie eine Postkarte.

VSA-Verlag, Hamburg Postfach 50 15 71, 2000 Hamburg 50

Heft 2/80

konkret

Hamburg
31. Januar
1980

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

KONKRET-Autoren:
Wolfgang Abendroth
Günter Amendt
Wolf Biermann
Walter Boehlich
Heinrich Böll
Henryk M. Broder
Martin Buchholz
Peter O. Chotjewitz
F.C. Delius
Rudi Dutschke†
Bernt Engelmann
H.M. Enzensberger
Ludwig Fels
Hubert Fichte
Erich Fried
Gerd Fuchs
Max von der Grün
Karl-Heinz Hansen
Günter Herburger
A. v. Hoffmann
Jörg Huffschmidt
Walter Jens
Yaak Karsunke
Udo Lindenberg
Hans Matthöfer
Günter Nenning
Peggy Parnass
Karl. W. Pawek
Hermann P. Piwitt
L. Lombardo-Radice
Michael Scharang
Michael Schneider
Peter Schneider
Gerhard Schröder
Klaus Staeck
Winfried Thomsen
Horst Tomayer
Henning Venske
Günter Wallraff
Martin Walser
Peter Paul Zahl
Gerhard Zwerenz

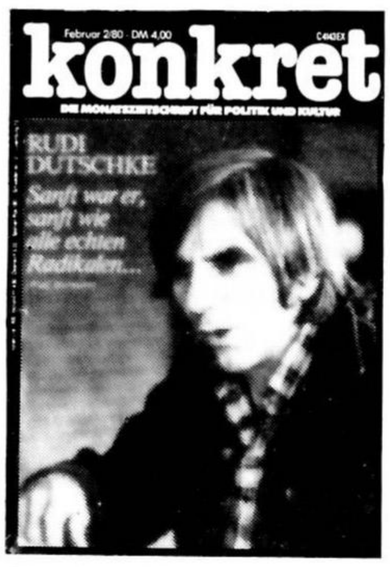


Foto: Inge Werth

Neuer Konkret Verlag GmbH,
Rentzelstraße 7, 2 Hamburg 13
Telefon: (040) 44 32 53/54
Herausgeber:
Hermann L. Gremliza
Redaktion: Werner Heine (verantwortlich für Politik), Hartmut Schulze (verantwortlich für Kultur), Ingrid Krüger
Bildredaktion:
Hannelore Heinrichs
Layout: Peter Wippermann
Verlagsleitung:
Ulrich Alberti
Manfred Schachtschneider
Anzeigen: (verantwortlich für den inhalt) Ulrich Alberti

Jahresabonnement DM 48,— frei Haus incl. Mehrwertsteuer, im Ausland zusätzlich Porto, Abonnement-Bestellung bitte an: Deutscher Pressevertrieb, Wendenstraße 27-29
Postfach 10 16 16, 2 Hamburg 1
Telefon (040) 24 86 1
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 22 vom 1.1.1978
Hamburger Sparkasse
Konto-Nr. 1238/120784
Postscheck-Konto Hamburg
Konto-Nr. 384030-202
Druck: Jungfer, Herzberg
Vertrieb: IPV Inland
Presse Vertrieb GmbH

KONKRET-intern 4
Briefe 5
Magazin 8
Radikalauer von Winfried Thomsen 9

POLITIK

KONKRET-Plakat von Klaus Staeck 6
Günter Wallraff
Denn sie wissen, was sie tun 7
Hermann L. Gremliza
Wird Moskau badisch? 10
Henning Venske beim Kongreß der »Grünen«
Das geile Geiern auf die fünf Prozent 12
Hans-Jürgen Blume
Mord am Kottbusser Tor 14
Bonn-Journal von Werner Heine
Norbert Blüm: »Ich hab verloren, bums« 16
Günter Jansen
Vorwärts und Berlin vergessen 17
Cartoons von Michael »Much« Unterleitner 18
Dieter S. Lutz
Die Lücken-Lüge 19
Ulf Matthias Engberg
Die Nachgeburt der Aufrüstung 21
Michael Schneider über Rudi Dutschke
»Sanft war er wie alle Radikalen« 23
Otto Köhler
Springers schöne Leich' 26

KULTUR

Willi Bär über die »Patriotin«
Produktivkraft Phantasie 26
KONKRET-Interview mit Alexander Kluge:
Die Gartenwege verlassen 30
Gerd Fuchs, Hermann P. Piwitt und Günter Herburger
In Memoriam Nicolas Born 30
Regine Walter-Lehmann
Der eingebildete Volksfeind 36
Henning Venske und sein Rotfunk
»Die Kalaschnikoff rattert den Sonntag ein« 38
Jörg Bopp
Die verspielte Rebellion 40
Thomas Rothschild
Vier Fäuste revisited 41
Clodwig Poth
Ein Heller und ein Batzen 42
Magazin: Kultur 46
Horst Tomayer beim Präsidenten-Marsch
Wandern macht frei 48
KONKRET-Markt 52
Hermann L. Gremliza
Peter Neuhauser, Lebensdaten 54

Hinweis:
Im Mittelteil des Heftes befindet sich ein Beihefter der »Sozialistischen Lybischen Arabischen Volksjamahiria«

Wird Moskau badisch?

»Na, ich bin ja mal gespannt«, sagte kürzlich Freimut Duve, »was KONKRET zu Afghanistan schreibt« — und meinte die Antwort schon zu kennen. Er sollte den Beitrag trotzdem lesen Seite 10

Das geile Geiern auf die fünf Prozent

Henning Venske war auf dem Parteigründungskongreß der »Grünen«. Und wurde rausgeschmissen. Warum, schreibt er auf Seite 12

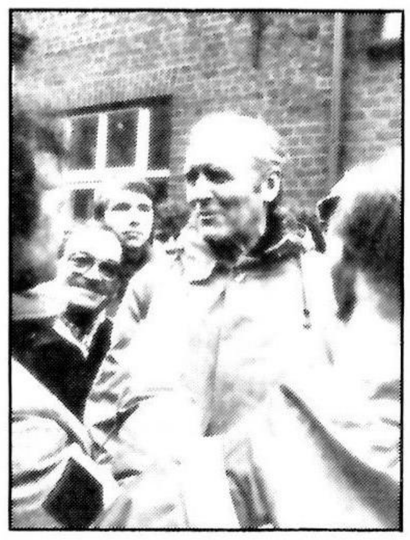
»Ich hab verloren, bums«

antwortete Norbert Blüm auf die Frage, warum er heute Wahlkampf für Strauß macht, der ihn doch immer nur beschimpft und verhöhnt hat. Werner Heine hat sich mit dem ehemaligen »CDU-Linken« getroffen Seite 16

Produktivkraft Phantasie

Willi Bär stellt »Die Patriotin« vor. Dazu ein Interview mit dem Regisseur Alexander Kluge, der die »Gartenwege verlassen« hat. Seite 30

Wandern macht frei



Horst Tomayer hat den Bundespräsidenten ein Stück des Weges begleitet und lernte ein Staatsoberhaupt kennen, das mit seinem Vorgänger Lübke mehr als nur die Nazi-Vergangenheit gemein hat Seite 48

Ein Heller und ein Batzen

Pardon, ein Herb und ein Batzen. Chlodwig Poth über ein Geschäfts-Essen mit der Mannschaft eines Satire-Blatts und einen sensiblen Wiener Poeten Seite 42

»Irmgard Keuns zweiter Exil-Roman und ihr bestes Buch«

Fritz Rumler, Der Spiegel

208 Seiten, gebunden, 22 DM

Mit den Erfahrungen von fast vier Jahren »im Reich« erzählt Irmgard Keun die Geschichte der neunzehnjährigen Susanne Moder, die mit ihrem Freund Franz eine eigene Existenz aufbauen will, doch immer wieder in die Mühlen der Politik und der »neuen Weltanschauung« gerät. Mit »Nach Mitternacht« ist es Irmgard Keun gelungen, das authentische Bild einer Epoche in eine spannende Handlung zu integrieren.
Der Roman gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten und psychologisch differenziertesten Büchern über diese Zeit und aus dieser Zeit.
»›Nach Mitternacht‹ beschreibt die Hitler-Jahre, die Irmgard Keun noch kennenlernte: das Einstimmen größenwahnsinniger Kleinbürger in das braune Geheul, das Popanz-Ballett eines Führer-Auftritts, das Zerbrechen privater Beziehungen, zauderndes, zwiespältiges Verhalten der Juden, Selbstmord der Verzweifelten.«
Der Spiegel

Außerdem sind erschienen und lieferbar:

264 S., 28 DM

224 S., 24 DM

claassen
Postfach 9229
4000 Düsseldorf 1

In jeder Buchhandlung!

konkret-intern

Konkret muß Abschied nehmen: Von einem Schriftsteller, der einmal einer der wichtigsten Mitarbeiter des alten KONKRET war; von einem jungen Politiker, mit dem die KONKRET-Redaktion jahrelang in kritisch-solidarischem Streit lag (wobei die Solidarität manchmal zu kurz kam); und von einem Freund: Nicolas Born, Rudi Dutschke, Peter Neuhauser — drei aus einer Generation der westdeutschen Linken, die so wenig miteinander zu tun hatten, daß nur die gemeinsame Beziehung zu KONKRET sie verbindet.

Leben und Werk von Nicolas Born, über dessen letzten Roman »Die Fälschung« Hugo Dittberner in LITERATUR KONKRET schrieb, nachdem er das Buch gelesen habe, fühle er sich wie genesen, würdigen in diesem Heft seine Freunde Günter Herburger, Gerd Fuchs und Hermann Peter Piwitt.

Über Rudi Dutschke schreibt einer jener wenigen Genossen, die wie Dutschke ihrer 68er-Haltung treu geblieben sind: Michael Schneider. Die Wahl dieses Autors soll kein später Versuch eines »Denn er war unser« sein. Zwei Stellen aus Rudis Briefen sollen hier noch einmal das Spannungsfeld unserer Beziehungen bezeichnen:

1. Mai 1977: »Lieber Hermann, ob Du nun über meinen Beitrag glücklich sein wirst, weiß ich nicht. Ist ja für die von Dir geschaffene und gut geleitete Zeitschrift nicht entscheidend...«

4. Dezember 1978: »Meine Schwierigkeiten mit KONKRET tragen halt seit langem einen grundsätzlichen Charakter... Offensichtlich willst Du mich endlich aus KONKRET rausha-ben. Vergiß nicht, Du bist nicht KONKRET! Grüß herzlichst Mutter und Nachwuchs! Rudi D.«

Rudi Dutschke (3. v.l.) bei KONKRET (mit u.a. Hartmut Schulze, Horst Tomayer, Günter Amendt, Yaak Karsunke, Peggy Parnass, Ingrid Krüger, Peter Hamm, Hermann L. Gremliza)

Peter Neuhauser war gerade vierzig Jahre alt geworden, und doch werden sich jüngere KONKRET-Leser kaum an ihn erinnern können: Österreicher, Journalist, erst in Wien, dann beim »Spiegel«, Reporter und Wortführer der Linken beim »Stern«, dort 1971 aus politischen Gründen hinausgedrängt, Produktionsleiter (Chefredakteur) beim alten KONKRET, Kämpfer für eine bessere linke Zeitschrift, nach dem durch das Finanzgebaren der Verlagsinhaber verschuldeten Konkurs des alten KONKRET zunächst freier Journalist, später Chefredakteur der österreichischen »Stern«-Ausgabe, schließlich Leiter des Ressorts »Deutschland-Reportagen« beim »Stern« in Hamburg. Den Nachruf auf seinen (unseren) liebsten Freund schreibt Hermann L. Gremliza.

★

Auf einer Sondersitzung der SPD-Bundestagsfraktion am 14. Dezember in Bonn erstattete Schatzmeister Friedrich Halstenberg »vertraulich« Bericht über die Verhandlungen, die er zur Rettung der letzten SPD-Zeitung von Bedeutung, der »Hamburger Morgenpost«, geführt hat. Neben den bekannten Schilderungen, warum »Spiegel« und Neven DuMont, Madsack und die Gruppe Eberhard, die Verleger der »Wiener Kronenzeitung«, der »WAZ«, der »NRZ« und der Gruner und Jahr AG die Übernahme der »Morgenpost« abgelehnt haben, heißt es unter 4.:

Eine abschlußreife Kooperation mit dem Axel Springer-Verlag, der sowohl Verlag und Druckerei einbezogen als auch die Arbeitsverhältnisse erhalten hätte, wurde vom Parteivorstand aus medienpolitischen Gründen nicht akzeptiert.

Unter 7.:

Gegen das Angebot des KONKRET-Verlegers Gremliza spricht aus unserer Sicht das zu große Risiko, das mit einer von ihm beabsichtigten Formatumstellung sowie Umfangsverringerung verbunden ist.

Schönes Risiko: Stattdessen wurde beschlossen, die »Morgenpost« zum 29. Februar 1979 — risikolos — einzustellen. Den wahren Grund für die Ablehnung des Gremliza-Angebots offenbarte Herbert Wehner während der Fraktionssitzung. Als der Abgeordnete Conrad Ahlers, um letzten Stimmenfang für seine Wahl zum Intendanten der Deutschen Welle bemüht, erklärte, er werde Anteilscheine für die (nicht zuletzt von ihm als Chefredakteur heruntergewirtschaftete) »Morgenpost« auch auf die Gefahr hin zeichnen, daß das Blatt »bei KONKRET landet«, unterbrach ihn Herbert Wehner grimmig: »Das kommt ja wohl nicht in Frage!« Alsdann, Herbert, viel Spaß mit »Bild«.

Briefe Neuer Konkret Verlag Rentzelstraße 7 · 2 Hamburg 13

Linke Arroganz

KONKRET 1/80: Peter O. Fischer über den »reaktionären Wirrkopf« Thomas Mann

Sicherlich war Thomas Mann ein bürgerlicher Literat, aber er war alles andere als ein Faschist. In KONKRET 12/79 konnte man Thomas Manns entschiedenen Antifaschismus nachlesen, wo er Hitler als Mann des Finanzkapitals beschrieb und die Angst des Bürgertums vor dem Sozialismus als eine Wurzel des Erfolgs des Nationalsozialismus benannte. Abgesehen davon, Thomas Mann bezeichnete seine Tagebücher als literarisch wertlos, das ist das eine. Das andere: Tagebücher, besonders wenn sie nicht für eine Öffentlichkeit gedacht sind, offenbaren Launen, Plattheiten, Peinliches.

JÜRGEN WINNIKES
HEIDELBERG

Wer schweigt, kann nichts Dummes sagen. Peter O. Fischer hätte besser über Thomas Mann geschwiegen. Ich selbst bin Jude und arbeite seit langer Zeit an der Erforschung des Antisemitismus sachkundig mit. Eines sei Peter O. Fischer aus meiner Erfahrung gesagt: Er wird nie zum Phänomen Antisemitismus gelangen, wenn er das Wort »Antisemit« als Markenzeichen verwendet. Der Surrealist Salvatore Dali sprach einmal davon, der Abscheu sei ein Wächter vor der Türe der geheimen Wünsche. Vielleicht ist in Thomas Manns Verhältnis zu den Juden etwas von dieser Wahrheit zu spüren. Peter O. Fischer sollte einmal seinen Abscheu gegen Thomas Mann unter diesem Aspekt prüfen. Vielleicht findet sich dann ein kleiner Reaktionär mit dem Wunsch, ein großer Schriftsteller zu sein.

HANS SCHAFGANS
BONN

More please

KONKRET 1/80: Text zu »Dinner for One«/Freddi Frinton

Es war wie immer köstlich, den Sketch am Silvesterabend in der Glotze zu sehen, weil er genau die richtige Einstimmung auf diese Veranstaltung ist. Und nun noch der Text in KONKRET 1/80 — ein Traum. Habe mir den Knüller des Jahres gerahmt und auf's Klo gehängt. Ihr solltet Euch mal häufiger um solche Sachen kümmern ...

HELGA RATHE
ELLERAU

Keine Angst vor Strauß?

KONKRET 1/80: Jochen Steffen erklärt, warum er die Grünen wählen wird

Zu deinem »Ich habe vor Strauß keine Angst«: Ja, du lebst auch in gesicherten akademischen Gefilden und vergißt die anderen, die sich noch mehr ducken werden, wenn es »anders« wird. Hast du dir schon einmal überlegt, welche Situation an einer Schule entstehen kann, wenn sich jeder durch die Wahl von Strauß berufen fühlt, Andersdenkenden eins reinzugeben? Ganz banal würden wir zum Beispiel noch erheblich mehr Schwierigkeiten bekommen, eine Schülerzeitung von der Sozialistischen Schüler-Gruppe unterzubringen. Aber du willst ja, daß sich etwas ändert. Bitte schön!

LOTHAR MEYER
MÜNSTER

Steffen bleibt unter seiner intellektuellen Potenz, wenn er sinngemäß meint, da Strauß kein Faschist sei, brauche man auch keine Angst vor ihm zu haben. Zwischen dem Faschismus und Helmut Schmidt gibt es noch genug Raum für eine unheilvolle Politik. Ich jedenfalls habe Angst vor Strauß.

KARLHEINZ BLESSING
KONSTANZ

Frauenfeindlich

Im KONKRET-Markt 1/80 wurden Heide Herings »Weibs-Bilder« besprochen

Welchem Idioten habt ihr bloß den Auftrag gegeben, das phantastische Buch von Heide Hering auseinanderzunehmen? Jeder, der das Buch auch nur länger als zehn Sekunden in der Hand gehabt hat, weiß, daß sämtliche vom Kritiker vorgebrachten Argumente von A-Z falsch, unterstellend, verleumdend und mithin totaler Unsinn sind. Gerade das, was hier als Essenz des Buches verhöhnt wird, will Heide Hering nicht.

MICHAEL RITTERBACH
KÖLN

Und wenn der Arbeitsmann wählt, soll er die SPD wählen. Damit ist er besser bedient.
Die CDU ist für die Großagrarier da, die das Geld anhäufen.

August Ein Leben auf dem Lande

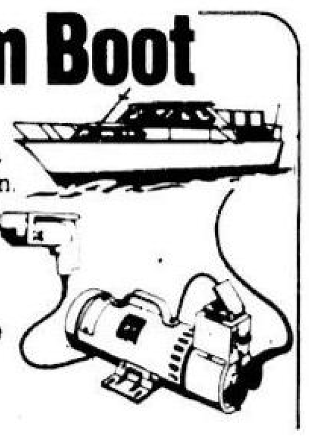
Während einer Fotoreportage über Leben und Arbeit auf dem Lande lernte die junge Hamburger Fotografin Bettina Secker vor fünf Jahren August, einen pensionierten Landarbeiter, kennen, der mit seiner Familie in einem Häuschen auf einem der großen Güter Ost-Holsteins lebt. Nach zahlreichen Besuchen dort entstanden die einfühlsamen Bilder und Texte über Augusts Leben und seine Weltanschauung.

Format 24 x 30 cm, 92 Seiten, 70 Schwarzweiß-Fotos, flexibler Einband mit Schutzumschlag.
DM 28,–

Verlag J. H. Schmalfeldt
Geeren 6–8
2800 Bremen 1

220 Volt im Boot

mit dem Bord-Generator von Überall – im Lkw, Pkw oder Motorboot – wo auch immer Sie 220 Volt Elektrowerkzeuge oder andere Elektrogeräte betreiben. Bei 12 Volt bis 650 Watt bei 24 Volt bis 800 Watt. Fordern Sie ausführliche Informationen von



Elektrowerkzeuge
Postfach
7000 Stuttgart 1
Telefon 0711

Am Montag, dem 30. April 1979, hatte BILD auf seiner Titelseite wieder einmal alles versammelt, was des Verlegers Herz begehrt:

Grzimeks Todeswunsch: Vom Löwen zerrissen! Dissidenten: Nur der Lagerhund war menschlich zu mir!!

Dann friedlich eingebettet: **Stoltenberg siegte,** neben der Grauensgeschichte: **Aus Angst vor Frühjahrsputz: Hausfrau erschlug sich mit Hammer.**

»Einmalig, diese Art, sich umzubringen ...«

Das Zustandekommen dieser BILD-Geschichte war ganz alltäglich. Ein Selbstmord, der für BILD besonders attraktiv erschien, da er weder einen sozialen Hintergrund vermuten ließ, noch eine der üblichen Todesarten gewählt wurde.

Über die Vorgeschichte des BILD-Artikels erfuhren die Leser nichts, ebensowenig über die Folgen.

Eine nicht eingeplante und nicht angekündigte BILD-Fortsetzungsgeschichte. Das Besondere daran ist, daß jemand dabei so unmittelbar direkt ums Leben gebracht wird und die Klarheit besitzt in einem Abschiedsbrief die Todesursache BILD so deutlich beim Namen zu nennen. Vier Tage nach dem BILD-Artikel über den Selbstmord seiner Frau, schrieb ihr Ehemann, der Handwerksmeister Karl K., die Briefe:

(siehe rechts)

Fortsetzung nächste Seite

Meine lieben Kinder!
Nach dem Tode von Mutti war mein Schmerz unsagbar groß. Wir hatten noch viele gemeinsame Pläne. Euch wollten wir natürlich auch noch unterstützen und ich hätte Euch noch viel helfen können.

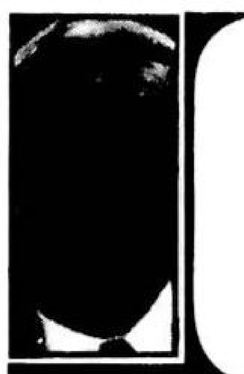
Ich hatte mir fest vorgenommen weiter mit Dieter durchs Leben zu gehen. Aber seit der Geschichte mit Bild bin ich total zerbrochen. Ich wollte zuerst diesen Verbrecher der [redacted] heißt umbringen. Aber ~~davon~~ Aber Ihr solltet keinen Vater als Mörder haben.

Durch meinen Tod aber ist er zum Mörder geworden. Ich konnte so einfach nicht mehr unter die Leute gehen. Ich kann auch einfach nicht weiter machen.

Montag, 30. April 1979 · 30 Pf
Nr. 100/18 · Druck in Hannover · C 21035 A ★ ★ ★ ★

Killt

MACHT ~~un~~abhängig
CDU/CSU ~~über~~parteilich



Grzimeks Todeswunsch: vom Löwen zerissen

Wer etwas Ehrgefühl hat sollte dieses Lügenblatt nicht kaufen

siehe unten

Aus Angst vor Frühjahrsputz: Hausfrau erschlug sich mit Hammer

Nach der »Bild«-Schlagzeile

Das Ehepaar Ingeborg und Karl K[redacted] aus Delmenhorst bei Bremen bei der Hochzeit vor 22 Jahren. Im Frühjahr dieses Jahres brachte die seit Jahren schwerkranke Ehefrau sich um. »Bild« machte daraus den Selbstmord des Jahres. Die 48jährige habe sich aus »Angst vor dem Frühjahrsputz« mit dem Hammer erschlagen. »Bild«-Redakteur Garlich Kathmann hatte den Witwer aufgesucht und zum Sprechen gebracht. »Der dachte wohl, ich sei Psychologe oder so etwas.« Nachdem die gefälschte Gruselgeschichte in »Bild« gedruckt war, beging auch Karl K[redacted] Selbstmord – er schämte sich

Ihr Mann, Facharbeiter in einer Wollkämmerei, sagte gestern: „Meine Frau, war im Haushalt immer übergenau. Wenn ein Sofakissen mal nicht ordentlich in der Reihe lag, rückte sie es sofort zurecht."

Peinlich genau wischte sie in dem braunen Reihenhaus in Delmenhorst Staub. Aber sie klagte auch immer häufiger: „Das wird mir alles zuviel."

Zu ihrer Verzweiflungstat aber trieb sie der Gedanke an die Handwerker, die eine neue Heizung einbauen sollten. „Frühjahrsputz und dann auch noch dieser Dreck."

Ihrem Mann und ihren beiden Söhnen hinterließ sie einen Abschiedsbrief. „Bitte, verzeiht mir! Ich glaube, ich schaffe es nicht mehr."

Immer blitzblank – das Haus von Ingeborg K. in Delmenhorst.

Ihr Mann schlief noch. Ingeborg K. (48) ging leise im Nachthemd in die Küche, stellte ihren kleinen Frisierspiegel auf und setzte sich davor. Dann griff sie zu einem Hammer und schlug sich auf den Kopf – so fest sie konnte. Sie schlug dreimal, bis sie blutüberströmt und sterbend vom Stuhl glitt.

Einmalig, diese Art, sich umzubringen.

Einmalig auch das Motiv für diesen Selbstmord: Die Hausfrau hatte Angst vor dem Frühjahrsputz. Sie glaubte, mit ihrer Arbeit nicht fertigzuwerden.

Die Schande kann ich nicht überwinden
Wer etwas Ehrgefühl und Verstand hat, sollte dieses Lügenblatt nicht kaufen

Entwurf: Klaus Steack, 1980

Denn sie wissen, was sie tun

Von Günter Wallraff

AM Montag, dem 30. April 1979, hatte BILD auf seiner Titelseite einmal alles versammelt, was des Verlegers Herz begehrt:

GRZIMEKS TODESWUNSCH VOM LÖWEN ZERRISSEN!

DISSIDENTEN: NUR DER LAGERHUND WAR MENSCHLICH ZU MIR!!

Darin friedlich eingebettet: *STOLTENBERG SIEGTE,* neben der Grauensgeschichte: *AUS ANGST VOR FRÜHJAHRSPUTZ: HAUSFRAU ERSCHLUG SICH MIT HAMMER.*

»Einmalig, diese Art, sich umzubringen ...«

Das Zustandekommen dieser BILD-Geschichte war ganz alltäglich. Ein Selbstmord, der für BILD besonders attraktiv erschien, da er weder einen sozialen Hintergrund vermuten ließ, noch eine der üblichen Todesarten gewählt wurde.

Über die Vorgeschichte des BILD-Artikels erfuhren die Leser nichts, ebensowenig über die Folgen.

Eine nicht eingeplante und angekündigte BILD-Fortsetzungsgeschichte. Das Besondere daran ist, daß jemand dabei so unmittelbar direkt ums Leben gebracht wird und die Klarheit besitzt, in einem Abschiedsbrief die Todesursache BILD so deutlich beim Namen zu nennen. Vier Tage nach dem BILD-Artikel über den Selbstmord seiner Frau, schrieb ihr Ehemann, der Handwerksmeister Karl K., die Briefe:

Meine lieben Kinder!

Nach dem Tode von Mutti war mein Schmerz unsagbar groß. Wir hatten noch viele gemeinsame Pläne. Euch wollten wir natürlich auch noch unterstützen und ich hätte Euch noch viel helfen können.

Ich hatte mir fest vorgenommen weiter mit Dieter durchs Leben zu gehen. Aber seit der Geschichte mit Bild bin ich total zerbrochen. Ich wollte zuerst diesen Verbrecher der Kathmann heißt umbringen. Aber Ihr sollt keinen Vater als Mörder haben. Durch meinen Tod aber ist **er** *zum Mörder geworden.*

Ich konnte so einfach nicht mehr unter die Leute gehen.

Ich kann einfach nicht weitermachen.

An die Justiz!

Man darf solche skrupellosen Leute von Bild nicht frei herumlaufen lassen, sonst morden sie immer weiter und zerstören noch mehr Familien. Sie machen ihren Profit mit Zerstörungen von Familienglück und Mord. Kann es größere Verbrechen geben?

Wir waren immer eine ehrenhafte Familie. Daß meine Frau an einer schweren Krankheit litt, der sie letzten Endes erlag, darf man einfach nicht so in den Schmutz ziehen.

Es tut mir unsagbar leid, aber seit das mit der Bildzeitung passiert ist, weiß ich einfach keinen Ausweg mehr. Die Schande kann ich nicht überwinden. Ich klage die Bildzeitung des Mordes an. Besonders den Verbrecher und Lügner Kathmann. Wer etwas Ehrgefühl und Anstand hat, sollte dieses Lügenblatt nicht kaufen, dann müßten diese Verbrecher verhungern.

In meiner Jackentasche befindet sich ein Brief an meine Kinder. Bitte meinem ältesten Sohn Wolfgang zukommen lassen.

Den Brief habe ich schon am Dienstag geschrieben. Habe immer wieder versucht, mich aufzurichten, ist mir aber leider nie gelungen. Bin zum ersten Mal in meinem Leben vollkommen hilflos, hätte nie geglaubt, daß so etwas möglich ist.
Karl K.

Mit den Auspuffgasen seines Wagens vergiftete sich K. in seiner Garage. Sein 15jähriger Sohn fand den toten Vater, als er um 11 Uhr aus der Berufsschule kam. —

Die Verzweiflung und völlige Hilflosigkeit des Mannes hatte ihre Ursache in einer ganz normalen Einschleich- und Überrumpelungstechnik eines geschulten BILD-Reporters. Über Kanäle aus dem Polizeiapparat hatte er von dem Selbstmord der Frau K. erfahren. Er erweckte den Eindruck, er komme von der Polizei, seine Aufgabe sei es, Selbstmordfällen nachzugehen und sich ganz allgemein damit zu befassen. — Nach Aussage der Söhne nahm ihr Vater an, er hätte es mit einem Angestellten eines Hamburger Instituts zu tun, das die Hintergründe von Selbstmorden erforschte und daß er mit seinen Auskünften möglicherweise anderen Suizidgefährdeten helfen könne. BILD-Reporter Kathmann später zu einem Kollegen: »Der Mann hat wohl geglaubt, ich wäre Psychologe oder so was.« —

Eine Stunde lang täuschte er Karl K., dann hatte er genug Nebensächlichkeiten und Äußerlichkeiten aus ihm herausgeholt, um das BILD-Klischee mit der »Angst vor dem Frühlingsputz« ausfüllen zu können. Die wirklichen Hintergründe des Selbstmords waren für BILD nicht schlagzeilenträchtig genug. Frau K. war seit 15 Jahren nach einem Kindbettfieber gemütskrank, hatte bereits mehrere Selbstmordversuche hinter sich und war nach Klinikaufenthalten in ständiger ärztlicher Behandlung gewesen. Die Todesursache wurde einer miesen und billigen Schlagzeile wegen ins rein Abstruse hin verfälscht, Frau K. hatte sich erdrosselt, nachdem sie sich in ihrem Todestrieb zuvor mit einem Hammer verletzt hatte. —

Herr K. hatte den Betrug geahnt, als ihn Nachbarn informierten, daß sein Haus fotografiert würde und nach Bildern seiner Frau gefragt worden sei. Nachdem er am nächsten Morgen die BILD-Zeitung am Kiosk gekauft hatte, traute er sich — der Nachbarn wegen — nicht mehr aus dem Haus und schämte sich vor seinen Verwandten, weil er sich wegen des untergeschobenen Motivs »Angst vor Frühjahrsputz« auch noch mitverantwortlich gemacht worden sah. —

Dazu kam es, daß sein jüngster Sohn erst von BILD über die Details des Todes seiner Mutter informiert wurde.

Herr K., der sich nach dem Selbstmord seiner Frau noch aufgerafft hatte, seinem ältesten Sohn, der gerade geheiratet hatte, beim Hausbau zu helfen, war nach dem BILD-Artikel wie gelähmt. Zu seinem ältesten Sohn: »Ich kann nicht mehr, ich kann keine Schraube 'reindrehen.«

Sein Sohn: »Er traute sich nicht mehr auf die Straße, nur nachts, wenn er sowieso nicht schlafen konnte.« An den Abenden vor seinem Selbstmord äußerte Karl K. seinem ältesten Sohn gegenüber: »Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, bin nur spazieren gegangen und mußte immer wieder an den Artikel in der BILD-Zeitung denken.«

Es wäre anzunehmen, daß auch einem noch so skrupellosen und abgebrühten BILD-Täter das Gewissen schlägt, wenn er so direkt und unmittelbar den Tod eines Menschen zu verantworten hat.

Aber das ist nicht so.

Die Gesetzmäßigkeiten, die ihn bestimmen und die Richtlinien für seine Arbeit sind so unmenschlich und gnadenlos, daß ihn selbst hier noch die Verkäuflichkeit und erneute Verwertung der »story« interessieren.

Für eine »vierstellige Summe« bietet er die Fortsetzungsgeschichte einer Illustrierten an.

»Wieder mal einmalig, diese Art, sich umzubringen ... Einmalig auch das Motiv für diesen neuen Selbstmord ...«

Das Entsetzlichste an dem ganzen Fall ist: Garlich Kathmanns Methode, über Leichen zu gehen, ist überhaupt nicht einmalig. Es ist das Handwerkszeug (oder besser: die publizistische Tatwaffe) der meisten gestandenen und erfolgreichen BILD-Reporter. Schneiders Erfolgsrezept im Hinterkopf: »Wenn Sie an Menschen ranwollen, gehen Sie immer brutal vor.«

UMFRAGE

HELMUT IST DER GRÖSSTE

In der Bonner SPD-Baracke herrscht Fröhlichkeit. Die letzten Meinungsumfragen zum Jahresende signalisierten den besten Stand der SPD seit Barzels Mißtrauensvotum im Jahre 1972. Die Demoskopen melden 45 Prozent. Kanzler Schmidt liegt mit 4,2 auf der Bewertungsskala, die bis 5 geht, besser als je ein Politiker zuvor. Selbst bei Unions-Anhängern rangiert Schmidt vor Strauß. Zehn Monate vor der Wahl ist das ein ungewohntes sozialdemokratisches Erfolgserlebnis. Sollte jetzt noch gar eine Krise kommen, wäre Schmidt überhaupt nicht mehr zu schlagen. Wenn nur nicht die Grünen wären. Die liegen bei 4 Prozent. Und die Demoskopen behalten sich eine Ungenauigkeit von einem Prozent vor.

WEIHNACHTEN

AUFMERKSAMKEIT

Aus dem »Rundschreiben Nr. 14 des Bundesamtes für Zivildienst:

»1.Dienstleistende, die am 24. Dezember (Heiligabend) Dienst leisten müssen, erhalten eine kleine Aufmerksamkeit überreicht.

1.1. Personenkreis

Zu berücksichtigen sind alle Dienstleistenden, deren Dienst in der Zeit von 18 bis 24 Uhr am Heiligabend fällt, und zwar ohne Rücksicht auf die Dienstdauer. Dienstleistende, die lediglich Bereitschaftsdienst haben oder sich in Rufbereitschaft befinden fallen nicht hierunter.

1.2. Gegenstand

Der Dienststellenleiter oder sein Vertreter kann dem Dienstleistenden ein Geschenkpaket bis zu einem Wert von 7,50 DM überreichen. Die Geschenkpäckchen können Schokolade, Weihnachtsgebäck und dgl. (ausgenommen Alkohol), kleinere Gebrauchsgegenstände, Bücher u.ä. enthalten. Der Gabe soll möglichst ein Begleitschreiben beigefügt werden, das die Verbundenheit der Dienststelle mit dem Dienstleistenden zum Ausdruck bringt.

2. Die Auszahlung des Betrages nach Nr. 1.1. an den einzelnen Dienstleistenden ist nicht gestattet.«

Schön, daß das geregelt wurde. Bis auf u.ä.

AUFRÜSTUNG

WILLY NOBEL

Freunde im Verteidigungsministerium wissen: Die Entscheidung über die Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen auf dem Boden der Bundesrepublik ist weder auf dem SPD-Parteitag im Dezember noch auf der anschließenden Nato-Konferenz gefallen. Bereits ein Jahr zuvor, auf dem westlichen Gipfeltreffen in Guadeloupe, hatte Helmut Schmidt seinem Partner Jimmy Carter die Zustimmung erteilt. SPD-interne Diskussionen zu diesem Thema hatten nur den Sinn, dieser Vereinbarung ein demokratisches Mehrheits-Mäntelchen umzuhängen, zumal ein Widerstand von der Christunion nicht zu erwarten war. Intern bekannt wurde nur der Widerstand des Friedensnobelpreisträgers und SPD-Vorsitzenden Willy Brandt gegen seinen Vize Helmut Schmidt und die neuen aggressiven Waffen. Aber Brandt ist zunächst einmal loyal. Er griff auf dem Berliner Parteitag nicht in die Debatte ein (»Was soll ich denn machen, wenn der Helmut das schon entschieden hat?«) und beschränkte sich stattdessen auf eine ausgewogene Schlußrede. Und so bleibt eine Menge weniger Frieden. Aber der Nobelpreis.

SOLIDARITÄT

AUF NULL BRINGEN

Am Rande des Berliner SPD-Parteitags gab es eine geheime Sondersitzung der Hamburger SPD-Rechten. Hans Apel (Verteidigungsminister), Frank Dahrendorf und Cäsar Meister (Ex-Senatoren), Ulrich Hartmann (Fraktionschef) und die MdBs Gobrecht und Pawelczyk (Kanalarbeiter) befanden, daß es mit Bürgermeister Hans-Ulrich Klose so nicht weitergehen könne. Klose war den Verschwörern nach seiner Liberalisierung der Berufsverbote-Praxis und Äußerungen in KONKRET über den täglichen Stamokap ein Ärgernis geworden. Konferenzergebnis: Der anwesende Apel ließ sich von den Anwesenden bitten, Mitte des Jahres den freiwerdenden Vorsitz der Hamburger SPD zu übernehmen. Und Klose müsse bis zur Bundestagswahl auf Null gebracht werden, um ihn anschließend durch Anke Fuchs (Staatssekretärin im Bonner Arbeitsministerium) zu ersetzen.

Die Planung ging nicht ganz auf. Anke Fuchs möchte lieber in Bonn bleiben, und Hans Apel möchte nach Afghanistan wegen seiner »weltpolitischen Verpflichtungen« lieber verzichten. So wurde ein zweites Treffen Mitte Januar im Hamburger Gewerkschaftshaus notwendig. Rund zwei Dutzend SPD-Rechte unter Wortführung des gescheiterten Wirtschaftssenators Kern (Reynolds-Skandal) beschlossen, ihren Bürgermeister in Zusammenarbeit mit der Springer-Presse zwar weiter zu demontieren — aber ganz vorsichtig. Nachfolger im Parteivorsitz soll nun der Innensenator Staak werden, dessen Rücktritt wegen der Bespitzelung Hamburger Studenten durch Staaks Verfassungsschutzamt jüngst die Jusos forderten. Auch das wird nicht der letzte Stand bleiben. Die Rechten haben nämlich inzwischen leichte Zweifel, ob die Parteibasis ihren Putschversuch mitmacht.

HOMOSEXUELLE

FRONT GEGEN ROSA

Der »Hartmann-Bund«, der Verband deutscher Ärzte, gibt das Zentralorgan »Der deutsche Arzt« heraus, ein »ärztliches Forum für Fortbildung, Politik und Wirtschaft«, und für den Ärzte-Witz. In der Dezember-Nummer druckte das Organ in der Spalte »Zum Aufmuntern« folgende Lacher:

»Meyer trifft Müller und erzählt ihm, daß er auswandern will. Müller fragt erstaunt nach dem Grund und erhält zur Antwort: »Also weißt Du, die Sache mit den Homosexuellen. Zu Kaiserszeiten wurden sie zum Tode verurteilt. Unter Hitler hat man sie kastriert. Als die CDU noch an der Regierung war, wurden sie immerhin noch eingesperrt. Jetzt können sie schon ungefährdet tun, was sie wollen. Da hau ich lieber ab, bevor es Pflicht wird!«

Wir wiederholen: Das stand nicht in einem Mitteilungsblatt ehemaliger SS-Ärzte. Das stand im Zentralorgan des Verbandes der deutschen Ärzte. Nach 1945.

★

»Niemand bilde sich ein, daß Homosexualität nichts mit Politik zu tun habe. Die Auswirkun-

gen dieser Illusion werden wir alle zu spüren bekommen, wenn das Strauß-Wort 'Ich will lieber ein kalter Krieger als ein warmer Bruder sein' zum politischen Programm erhoben wird«, schreibt die neugegründete Wählerinitiative »Rosa Front gegen Strauß« in einem Brief, mit der Bitte um Unterstützung.

Die Initiatoren Hans-Peter Reichelt, stellvertretender Vorsitzender des Hamburger Schriftstellerverbandes, und Claus Brandt, Vorstandsmitglied der Hamburger Jungdemokraten, wollten sich für diese Initiative bei der »Vereins- und Westbank« in Hamburg, Zweigstelle Alter Wall, ein Spendenkonto eröffnen. Am Schalter erhielten sie gegen Vorlage der Personalpapiere die Kontonummer 1/53999 sowie eine Ausweiskarte für die Briefabholung. Zwei Stunden später kam ein Anruf von der Hauptgeschäftsstelle: Die Konto-Eröffnung könne von der Geschäftsleitung nicht gegengezeichnet werden. Die Gründe dafür lägen wohl »im politischen Umfeld«.

SITTLICHKEIT

FRAU WEBERS EMPFINDEN

Mit dem sittlichen Empfinden von Christen darf man keinen Spott treiben. Das erfuhr die Redaktion der DGB-Jugendzeitschrift »ran« nach Abdruck einer Karikatur, in der ein Josef mit seiner schwangeren Maria darüber nachdenkt, ob sie vielleicht abtreiben lassen. Die Folgen sind bekannt. Jesus lebt, die »ran«-Redaktion wurde aus dem Amt gejagt.

Es begab sich aber zu dieser Zeit, da Maria Weber (DGB), Heinz Oskar Vetter (DGB), Eugen Loderer (DGB), Karl Hauenschild (DGB) und andere (DGB) sittlich entrüstet waren, daß in ein Hamburger Krankenhaus eine Frau eingeliefert wurde, die schwanger war. Sie schrie vor Schmerzen, weil sie einen Abtreibungsversuch gemacht hatte. Fünf Stunden lag sie ohne nennenswerte medizinische Betreuung im Sterbezimmer dieses Krankenhauses. Dann war sie tot. Sie ist 29 Jahre alt geworden und hinterläßt sechs Kinder. Das siebte hatte sie nicht haben wollen. Wollen? Sie war Arbeiterin, Türkin, verheiratet mit einem Türken. Die Not, die sie veranlaßte, durch eine Nadel Seifenlauge in ihre Gebärmutter spritzen zu lassen, werden wir nur annähernd begreifen können, ebenso wie die berechtigte Angst ihrer Angehörigen vor dem sittlichen Empfinden der Mediziner in jenem Krankenhaus, die die türkische Abtreiberin schon bei der Einlieferung als rettungslosen Fall abschrieben: Die Verwandten hatten den möglicherweise rettenden Hinweis auf die Abtreibungsmethoden verschwiegen. Das ist ein Stück Abtreibungs-Wirklichkeit 1980 Jahre nach der Geburt jenes Fötus, über den Denkanstöße zur Abtreibungswirklichkeit per Karikatur zu betreiben, das sittliche Empfinden des christlichen DGB-Vorstandes verletzt. Wenn wir dem Evangelium glauben dürfen, sind dem ehemaligen Fötus deutliche Worte zu Pharisäern eingefallen: »Lasset sie fahren. Sie sind blinde Blindenleiter.«

Erich Fried

AUF GUT DEUTSCH

Das alte Wort G a u
ein von einem Fürsten regierter
ausgedehnter Bezirk
auf welchen die Karolinger
die Verwaltung des Reiches stützten
war uns nach tausend Jahren
unerträglich geworden
durch die G a u l e i t e r des Faschismus
mit ihrem Eichenlaub
am Kragenspiegel
deren Herrschaft
am Ende das Land verheerte

Aber die deutsche Sprache
hat nun da kein Mißverständnis
mehr zu befürchten war
das Wort wieder neu geboren:
Ein G a u ist heute der größte
anzunehmende Unfall
in einem Kernkraftwerk
und durchaus geeignet
den ganzen Bezirk zu verheeren
den es beherrscht

Drum können wir heute schon
die Leiter von Kernkraftwerken
die ebenfalls Herren
mit großer Befehlsgewalt sind
und die wenn es zu einem G a u kommt
die Verantwortung für ihn tragen
auf gut deutsch
einfach G a u l e i t e r nennen

MITSTREITER

LEADER BAVARESE

Die neofaschistische Partei Italiens, MSI, vertreibt unter ihren Anhängern in der Bundesrepublik eine Informationsschrift mit dem Titel: »F.J. Strauß, un combattente per l'Europa anticomunista« — Strauß, ein Mitstreiter für ein antikommunistisches Europa. Autor des Buches ist Bruno Zoratto, seit 1964 in der Bundesrepublik Leiter einer Gliederung der MSI, über die zum Beispiel 1972 Frankfurter Verwaltungsrichter urteilten, sie störe »die öffentliche Sicherheit und Ordnung«. Den Kanzlerkandidaten Strauß, der seit langem freundschaftliche Beziehungen zu Zoratto unterhält, hat dieses Verdikt nicht angefochten. Zorattos Gegenleistung: Er nennt in seinem Buch Strauß »il Leader bavarese«. Zu deutsch: Der bayrische Führer. Die CSU hat, nachdem sie von KONKRET befragt wurde, die Strauß-Würdigung der MSI juristisch prüfen lassen. Ergebnis: Der Inhalt sei »auch politisch nicht angreifbar.«

Radikalauer von Winfried Thomsen

Hat das Faß schon etwas Rost, gibt es Frühlingsluft mit Lost.

Neuerdings wird Strauß bei seinen Reden von einem Ventilator gekühlt. Er redet sich sonst so heiß, daß die Eier als Omeletts ankommen.

Wenn Strauß die Wahl gewinnt, was passiert dann? Die DKP ruft um Hilfe. Und dann? Kriegen wir keinen amerikanischen Weizen mehr.

Die SPD schafft Arbeitsplätze. Sie stellt laufend ein. Zum Beispiel Zeitungen.

Die einfachste Lösung wäre, den Todenhöfer in die Wüste zu schicken. Das Problem ist nur: genau da will er hin.

Der DGB geht »ran«. Und was kommt raus? Bravo.

In den Büros gibt es immer mehr Terroristen: »Wieviele Anschläge schaffen Sie in der Minute?«

Die christliche Lehre in Gorleben: Ora et la Bohrer.

Die Ölkonzerne machten 1979 Gewinne, die ihre vorausgegangenen Verluste ausglichen. Genauso war es in den vorausgegangenen Jahren. Ihre Verluste machten die Ölkonzerne vor ihrer Gründung.

Einfahrt freihalten! Freifahrt einhalten. Freiheit einfalten.

Ernst Albrecht sagt, er habe beim NDR in ein Hornissennest gegriffen. Irgend woher muß er ja seinen Stich haben.

Wird Moskau badisch?

HERMANN L. GREMLIZA

Eine Resolution zu Afghanistan und ihre Kurzschlüsse

Am 27. Dezember 1979 überschritt die sowjetische Armee ohne Kriegserklärung und ohne irgendeine Bedrohung der UdSSR die Grenzen nach Afghanistan. Das setzt mit anderen Mitteln die politische Entwicklung in Afghanistan fort, die am 27. April 1978 mit dem von der Sowjetunion unterstützen Regierungsantritt der sich als sozialistisch verstehenden Partei begann. Der Einmarsch der Sowjetunion stellt seitdem den dritten Versuch dar, den Widerstand des afghanischen Volkes gegen die zwangsweise und fremdbestimmte Modernisierung von oben machtpolitisch zu brechen. Afghanistan ist eins der wenigen Länder, an dem koloniale Eroberungen im 19. Jahrhundert scheiterten. Der sowjetische Einmarsch ist deshalb zugleich ein offener Angriff auf die traditionelle Autonomie dieses Landes. Er ist eine eklatante Verletzung des Selbstbestimmungsrechts eines Volkes der Dritten Welt und stellt sich damit in einen Zusammenhang, der durch das amerikanische Eingreifen in Vietnam seinen Höhepunkt gefunden hatte. Wir rufen deshalb alle auf, die sich gegen den Vietnamkrieg eingesetzt haben: Verhindert ein afghanisches Vietnam, für eine autonome und fortschrittliche Entwicklung der Dritten Welt.
Christian Sigrist, Arno Klönne, Martin Jänicke, Dieter Senghaas, Elmar Altvater, Carsten Colpe, Bernd Rabehl, Margherita von Brentano, Oskar Negt, Ossip K. Flechtheim, Claus Offe

AUCH ich habe mich gegen den US-Mord am Volk von Vietnam »eingesetzt«, auch ich bin gegen zwangsweise und fremdbestimmte Modernisierung von oben, für Autonomie und Selbstbestimmung. Muß ich mich also den — um beim vorgegebenen Sprachgebrauch zu bleiben — sich sozialistisch nennenden Unterzeichnern anschließen?

Wer Resolutionen unterschreibt, darf nicht kleinlich sein. Nur Sektierer verlangen, sich mit jedem Wort und jeder Wendung identifizieren zu können. Daß der Sturz des Diktators Daoud am 27. April 1978 mehr war, als der Hinweis auf eine Moskauer Unterstützung erklären kann — geschenkt. Daß die sowjetische Aktion als »Einmarsch«, die US-Aktion gegen Vietnam als »Eingriff« bezeichnet wird — vielleicht nur ein sprachlicher Unfall. Daß die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, die Umverteilung des Grundbesitzes in einem der ärmsten Länder der Erde — mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von 270 Mark, einer Kindersterblichkeit von 50 Prozent und einer Analphabetenrate von 90 Prozent — »Modernisierung« genannt wird, daß eine grausame Feudalherrschaft, in der 5 Prozent der Bevölkerung über 50 Prozent des Grundbesitzes verfügten, hinter einem so wohlklingenden Wort wie »traditionelle Autonomie« verschwindet — man kann es, wenn auch schwer, ertragen.

Nur Sektierer verlangen, daß eine Resolution alles enthält, was zur Erklärung der in Frage stehenden Situation wichtig ist. Hier etwa die umfangreichen Waffenlieferungen der USA an die Rebellen, die Rolle der chinesischen Ausbilder in den Lagern der »moslemischen Freiheitskämpfer« (»Bild«), die jahrelangen Aktivitäten der CIA in Afghanistan. Oder die Ausbildung afghanischer Offiziere in der Bundesrepublik und den USA, der Ankauf des Diktators Daoud für zwei Milliarden Dollar durch Carters damaligen Verbündeten Reza Pahlevi und die darauf folgende Zusammenarbeit Daouds mit dem SAVAK, die zur Verhaftung und Ermordung vieler afghanischer Kommunisten führte. Oder die überraschende Tatsache, daß zwei der Führer jener Rebellen, die in der Resolution »das afghanische Volk« heißen, Bürger der USA sind. Oder daß US-Meinungsmacher wie der Präsidentschaftskandidat und ehemalige Nato-Oberbefehlshaber Alexander Haig lange vor dem sowjetischen Einmarsch für eine US-Intervention warben und das CIA-kritische Washingtoner Magazin »Counterspy« Anfang Dezember schrieb: »Angesichts des aktuellen Verhältnisses ist es eine Illusion zu glauben, die USA würden ihre Finger von Afghanistan lassen.« Oder daß US-Präsident Carter die Aufstellung einer Eingreiftruppe für den Nahen und Mittleren Osten angeordnet hatte — lange vor Afghanistan.

Aber es muß wohl genügen, wenn eine Resolution sich auf das beschränkt, was man abends auf den Fernsehschirmen sehen kann: russische Panzer in Kabul. Ökonomische Erpressung, Subversion, Infiltration und Korruption darzustellen, läßt das Gebot der Ausgewogenheit nicht zu. Erst mit den Panzern kommt die Resolution ins Rollen — so funktioniert nun mal die Meinungsbildung, auch die linke.

Bis dahin also: meinetwegen. Es sind durch den sowjetischen Einmarsch tatsächlich Werte und Normen verletzt, die der Linken teuer sein müssen. Die Abstimmungsniederlage in den Vereinten Nationen, die erste, die die Sowjetunion seit vielen Jahren erlitt, zeigt, daß der Protest sich auch in guter Gesellschaft befindet. Die Mitglieder der Vollversammlung hatten freilich mit ihrem Votum gegen die Intervention der Roten Armee nicht die Wertung zu verbinden, hierbei handele es sich um ein »afghanisches Vietnam«. Auf hundert Meter gegen den Wind hätten die Uno-Botschafter aus der Dritten Welt gerochen, wo die Erfinder dieser Propagandaformel sitzen. Denn sie haben nicht vergessen, was Vietnam war: Völkermord, begangen von der führenden imperialistischen Macht, die sich die Dritte Welt nicht anders aufgeteilt vorstellen kann als in Kolonien, Märkte und militärische Brückenköpfe der USA. Und sie wissen, was Afghanistan ist — in den Worten des Erfinders der »Eindämmungspolitik« gegenüber der UdSSR, des früheren Präsidenten-Beraters George F. Kennan:

»Daß Afghanistan eine strategische Schlüsselrolle in Südasien besitzt, ist eine kuriose Erfindung amerikanischer Journalisten und Lehrstuhl-Strategen. In Wahrheit eignet sich kein Land weniger zur strategischen Basis als dieses rauhe, wenig entwickelte, gebirgige und an Verkehrswegen äußerst arme Binnenland ... In den Händen einer ausländischen Macht oder gar eines einheimischen Chomeini könnte es eher für Rußland zu einer militärischen oder politischen Bedrohung werden ... Auch spricht nichts dafür, daß diese offensichtlich aus defensiven Erwägungen unternommene Aktion als Auftakt zu weiteren militärischen Abenteuern etwa gegen Pakistan oder Iran gedacht ist.«

In allen Medien wird Kriegsstimmung gemacht, wird von »Strafaktionen« gefaselt, im ZDF schiebt der frühere Springer-Redakteur Lothar Rühl Papp-Kriegsschiffe auf einer Landkarte durch den Persischen Golf, der »Spiegel« fragt »Stoppt Carter die Russen?«, der »Stern« textet »Sind die Russen wild geworden?«, die CDU will die Nato im Mittleren Osten aufmarschieren lassen ... Und unsere Linke bewahrt nicht einmal die Rationalität eines Georg F. Kennan. Ihre analytischen Fähigkeiten, ein Jahrzehnt lang an Baader, Basis, Betrieb, Bahro und Biokultur geübt, scheinen für so Nebensächlichkeiten wie Krieg und Frieden nichts mehr herzugeben. Während die Bundesrepublik zu einem Hauptakteur der Weltpolitik aufgestiegen ist — man denke an die Liquidierung der portugiesischen Revolution, die Bonn im Auftrag der Nato besorgt hat —, hat sich ihre unabhängige Linke in die Minikulturen zurückgezogen und sendet von dorther fliehend nur ohnmächtige Schauer kerniger Resolutionen in breiten Streifen über die Flur: »Afghanisches Vietnam« — das Wort kann nur unter dem Horizont der holsteinischen Schweiz geboren sein.

Mag ja sein, daß Afghanistan weit hinter der Türkei ist. Der Parteitag der SPD aber fand in der Hauptstadt der Resolutionen, in Westberlin, statt. Dort haben achtzig Prozent der Delegierten am 5. Dezember letzten Jahres für die atomare Aufrüstung der Nato gestimmt. Dort wurden die Warnungen des sowjetischen Außenministers Gromyko vor »schwerwiegenden Folgen« eines solchen Beschlusses als Propagandageschwätz abgetan. Dort wurde der Weg freigeräumt für die sowjetische Intervention in Afghanistan. Zeuge Willy Brandt, der dem unter Druck der USA gefaßten Beschluß nur widerwillig zugestimmt hatte, in einem »Spiegel«-Gespräch:

Frage: Wäre die Invasion in Afghanistan unterblieben, wenn früher (vor dem Atomrüstungsbeschluß der Nato) verhandelt worden wäre?

Brandt: Es gibt Leute, die meinen, daß es nicht zu dieser Invasion gekommen wäre, wenn es schon intensivere Verhandlungen zwischen den beiden Bündnissen zu diesem Zeitpunkt gegeben hätte.

Übersetzt aus dem Diplomatischen ins Deutsche: Hätten wir nicht den Aufrüstungsbeschluß gefaßt, wären die Sowjets nicht einmarschiert. Wenn es aber diesen Zusammenhang gibt, dann hat die resolutionäre Linke ihn zu analysieren, anstatt Erklärungen abzugeben, die stets in der Formel enden: Pro bono, contra malum. Das ist schön und edel, aber dafür haben wir schon »WimS« und die Zeugen Jehovas.

Verlassen wir also den Bereich der ernsten Bibelforschung:

Zwischen der Nato und dem Warschauer Pakt herrschte in den sechziger und siebziger Jahren ein militärisches Gleichgewicht. Die Kosten seiner Herstellung und Aufrechterhaltung blockierten in der Sowjetunion die von der Bevölkerung erwartete ökonomische Entwicklung, die Konzentration der relativ geringen technologischen Kapazitäten auf militärische Rüstung vergrößerten den Abstand zu den westlichen Gesellschaften. Da spätestens seit Churchills Wort, man habe mit Hitler »das falsche Schwein geschlachtet«, eine einseitige Abrüstung der Sowjetunion als geplanter Selbstmord erscheinen mußte, war man darauf angewiesen, dem Westen eine gleichzeitige gemeinsame Abrüstung abzuhandeln.

Nun wußten natürlich auch Breschnew und die KPdSU, daß kapitalistische Staaten — und besonders die USA — Rüstung weniger als Belastung empfinden, denn als Regulativ und Stimulans für den Arbeits- und Kapitalmarkt schätzen. Deshalb mußte die Sowjetunion ihrem Abrüstungs-Angebot noch etwas zulegen:

- ☐ Erstens die Öffnung der Märkte der Warschauer Vertragsstaaten (wovon die Sowjetunion zwar direkt profitierte, was ihr aber indirekt, durch westlich-ökonomische Einflüsse auf ihre Verbündeten, sehr zu schaffen machte — Beispiel: Rumänien).
- ☐ Zweitens den Verzicht auf Internationalismus, das heißt auf direkte Hilfe für unterdrückte Völker der Dritten Welt, soweit diese sich in einer engeren Interessenssphäre der Nato-Staaten befanden (Südamerika und die Pazifischen Inseln waren für die Sowjetunion tabu, Afrika zunächst auch, die Rolle Kubas auf diesem Kontinent war zuletzt eine nicht ganz stillschweigende akzeptierte Zwischenlösung).
- ☐ Drittens die von den Nato-Staaten verlangte Öffnung des sogenannten Eisernen Vorhangs »für Informationen, Meinungen und Menschen« — die teuerste Vorleistung, denn sie mußte zu einer Destabilisierung der inneren Verhältnisse der kommunistischen Staaten führen.

Das ganze Ensemble, Entspannungspolitik genannt, war für die Sowjetunion nicht nur riskanter als für die Nato-Staaten, es reduzierte auch den weltpolitischen Spielraum der UdSSR gegenüber dem der USA. Während die Sowjetunion sich allen Gegenden, die die USA als ihre Einflußsphäre, als ihre ökonomischen oder strategischen Basen reklamierten, fernzuhalten hatten, konnten sich die USA außerhalb der Grenzen des Warschauer Pakts überall einmischen. Zur Illustration: Man stelle sich vor, die UdSSR würde an der Grenze der USA, etwa in Mexico, so auftreten wie die USA das seit einigen Jahren in China tun. Oder Moskau würde offen damit drohen, den persischen Golf zu verminen ...

Immerhin, nach zehn Jahren Entspannungspolitik begann sich der Preis für die Sowjetunion auszuzahlen: Die USA waren bereit, eine Rüstungsbeschränkung bei atomaren Interkontinental-Raketen (SALT I) zu vereinbaren. Bald darauf schien es zu gelingen, auch die Rüstung mit Atomraketen etwas geringerer Reichweite zu begrenzen. Moskau hatte SALT II schon ratifiziert, da erfand der US-Präsident unter dem Zwang wachsender Arbeitslosigkeit, dem Druck der Rüstungsindustrie und der sinkenden Popularitätszahlen, vor allem aber unter dem Eindruck, auf den absteigenden Ast der Weltpolitik geraten zu sein, die Mär, im Bereich der atomaren Mittelstreckenraketen habe die Sowjetunion einen Rüstungsvorsprung. Und obwohl der Bonner Verteidigungsminister Hans Apel noch im Februar 1979 erklärt hatte: »Wir haben gegenwärtig insgesamt gesehen ein militärisches Gleichgewicht zwischen Ost und West«, brachten die USA die Bundesregierung dazu, der neuen Stufe atomarer Rüstung zuzustimmen. Erst sagte Helmut Schmidt ja, dann das Ka-

binett, dann der SPD-Parteitag, dann die Nato. Und dies, obwohl Breschnew Wochen vor dem Beschluß sofortige Abrüstungsverhandlungen angeboten und einseitige Truppenreduzierungen angekündigt hatte.

Mit einem Schlag war für Moskau das ganze Konzept der auf Abrüstung gerichteten Politik obsolet geworden. Was nützte das von Washington immer noch nicht ratifizierte SALT II-Abkommen noch, wenn nun in Westeuropa Atomraketen mit Reichweiten bis in den Ural stationiert würden? Würden nicht nach dieser Aufrüstung die USA einem Atomkrieg zwischen den Westeuropäern und der UdSSR zusehen können, ohne selbst noch involviert zu werden? Und würde die Versuchung, einen solchen Krieg auszulösen, für die USA nicht irgendwann unwiderstehlich werden? Für einen Staat, der seit hundert Jahren von der Ausbeutung ganzer Kontinente lebt und dessen Ressourcen im Zuge der Befreiung der Länder der Dritten Welt immer knapper werden müssen? Für diese USA, deren gesellschaftliches System auch nicht die geringsten Alternativen entwickelt und deshalb bei Wegfall seiner bisherigen Betriebsmittel in Agonie geraten muß?

Und konnte sich Breschnew jetzt noch auf diese Westeuropäer verlassen, denen man eine jahrzehntelange friedliche Zusammenarbeit ermöglicht, denen man Märkte und Chancen politischen Einflusses eröffnet hatte, und die doch beim ersten Kommando aus Washington sich benahmen wie Kolonien zweiter Klasse?

Und schließlich: würde nun überhaupt der atomare Krieg noch vermeidbar sein? Beim bisherigen Rüstungsstand mußte jede Seite davon ausgehen, daß dem von einem ersten Atomangriff getroffenen Gegner genug Kapazitäten bleiben, um den Angreifer durch einen Rückschlag zu vernichten. Doch schon seit Jahren hat jede technologische Weiterentwicklung atomarer Waffen das Ziel, die Treffgenauigkeit der Waffen zu verbessern und damit die sogenannte »Zweitschlagkapazität« des Gegners zu verkleinern. Beide Atommächte sind schon jetzt recht weit damit gekommen und jede weitere Rüstungsstufe bringt sie näher ans Ziel. Je näher aber dieses Ziel rückt, umso größer wird der »Sachzwang«, den ersten Schlag zu führen. Ja, schon auf dem Weg dorthin muß die hinterherhinkende (oder sich für zurückliegend haltende) Seite den Erstschlag erwägen — jedenfalls dann, wenn er dem Gegner nicht trauen kann.

Kann man den USA und ihren Nato-Partnern trauen, wenn man hört, wie Peter Merseburger auf dem Rasen des Weißen Hauses stehend mit dem ihm eigenen Vibrato verkündet, die USA hätten endlich ihr »Vietnam-Trauma« abgelegt? Sie seien also, darf das wohl heißen, wieder zum Völkermord bereit? Kann man einem Staat trauen, in dessen als liberal geltendem Nachrichtenmagazin »Newsweek« am — ausgerechnet — 24. Dezember ein Leitartikler seiner Regierung rät:

»Sofortige Blockade des Iran, keine Nahrungsmittel mehr hinein — kein Öl herauslassen ... Bombardierung des Staudamms, der den Iran mit Strom versorgt ... Abschneiden der Verkehrsverbindungen durch die Bombardierung von Tunnels und Brücken ... und vergeßt nicht die Pipeline, die Erdgas in die Sowjetunion transportiert ... Okkupation der Inseln vor der iranischen Küste ...«

Das alles direkt an der Grenze zur Sowjetunion, zehntausend Kilometer entfernt von Washington. Und mittendrin ein Afghanistan, das in dem Präsidenten Amin seinen Pol Pot gefunden zu haben schien — einen jener blutdürstigen Radikalinskis, die als Idealisten anfangen und als mordende Chaoten enden. Von ihm mußte erwartet werden, daß er bei anhaltender Weigerung der Sowjetunion, ihm bei der Terrorisierung des afghanischen Volkes zu helfen, bald die vom »Vietnam-Trauma« befreiten Allerweltsbefreier ins Land gerufen hätte. Und die wären auch gekommen — Carters mobiles Einsatzkommando stand ja nun bereit, und auf der Suche nach neuen Stützpunkten im Mittleren Osten (Kenia, Somalia, Oman, Türkei, Ägypten, Israel, Bahrein) zum Schutz »unserer Ölfelder«, wie »Bild« enthüllend formulierte, war man schon seit Monaten.

Konnte sich die Sowjetunion da nicht bedroht fühlen? Mußte das Herumfuhrwerken des amerikanischen Weltpolizisten direkt an der Südgrenze der UdSSR die Moskauer nicht zu präventiven Maßnahmen nötigen — auch zu Maßnahmen, die völkerrechtlich nur mit mühsamen Hilfskonstruktionen verteidigt werden konnten und die zudem in eklatantem Widerspruch zur eigenen Ideologie stehen? Lenin auf dem Dritten Gesamtrussischen Kongreß der Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten am 18. Januar 1918: »Ich bin fest überzeugt, daß sich die verschiedenen einzelnen Föderationen freier Nationen immer mehr und mehr um das revolutionäre Rußland sammeln werden, Ganz freiwillig, ohne Lüge und Waffen...«

Vielleicht hätte die Sowjetunion dennoch stillgehalten, jedenfalls auf eine militärische Intervention verzichtet, wenn sie dem US-amerikanischen Entspannungspartner noch hätte trauen können. Aber konnte sie das noch, nach dem aggressiven Atomrüstungsbeschluß und der Vorbereitung militärischer US-Aktionen im Mittleren Osten? Noch einmal der frühere Kennedy-Berater und — laut Willy Brandt — »vorzügliche Sowjet-Kenner« George F. Kennan: »Alles drängt derzeit in Richtung baldiger und schwerer militärischer Verwicklungen, deren Ausgang überhaupt nicht vorauszusehen ist, in Richtung einer Krise also, wie sie die Welt seit der Kubakrise von 1962 nicht mehr erlebt hat. Wohl ist es möglich, daß ein großer Zusammenstoß vermieden wird. Sollte es am Ende glimpflich ablaufen, so hätte der Westen dies freilich mehr dem Walten des Zufalls als der Weisheit seiner Staatsmänner, zumal der amerikanischen, zu verdanken.«

Wann, wenn nicht jetzt, wollen wir anfangen, die politischen Positionen der Linken endlich an den Überlebensfragen der Menschheit zu orientieren? Wann endlich werden die Resolutionäre dort Politik machen, wo sie in unserem Namen gemacht wird? Wo bleibt ihr Kampf gegen den atomaren Rüstungswahn? Der wird schließlich von Leuten gemacht, die von den Bürgern dieser Republik gewählt werden.

Man kann es sich natürlich auch leichter machen. »Verhindert ein afghanisches Vietnam!« — aber dann weckt man halt auch durch die Absurdität der Formel wie die Ohnmacht der Formulierer die Erinnerung an 1914, als Regimenter aus Karlsruhe und Mannheim zur Ostfront zogen mit der Parole: »Moskau muß no badisch werre!« □

GRÜNE

Das geile Geiern auf die Fünf Prozent

Von Henning Venske

Henning Venske war beim Gründungskongreß der Grünen in Karlsruhe — als Korrespondent für KONKRET und als Delegierter der Hamburger Bunten Liste. Er war drinnen und draußen. Draußen gefiel's ihm besser

DER bitterste und zugleich der stolzeste Moment war, als wir dann doch gehen mußten. Ich hätte ja — mit dem Pressekärtchen am Revers — wieder reinkommen dürfen, aber ich gehöre zu den autonomen Bunten/Alternativen, also: raus.

Der Gründungsparteitag der Grünen war für uns nach einer Stunde vorbei. Sehe dem Typ mit der straffen Pferdeschwanzfrisur, der sich da schräg gegenüber eine Banane mitten in seinen Fußsack schiebt, nochmal ins Joghurtauge, erfahre, daß die silberondulierte Mutter zwei Sitze rechts von mir erst jüngst auf einer Ortsvereinssitzung ein paar radikale Schmutzfinken gefragt hat: »Begreift ihr denn gar nicht, daß ihr konservativer seid als ich mit meinen 60 Jahren?«, zwänge mich dann durch die Reihen, höre ein gezischtes »Spalter« oder »Demagoge«, bin draußen.

Ende eines deutschen Delegiertenschicksals? Nein. Jetzt geht's erst richtig los.

Drinnen sitzen Alternativ/Bunte. Draußen auch. Optische Trennung der radikaldemokratischen und der Anti-AKW-Bewegung in der BRD. Ist das die zweite Spaltung nach Brokdorf/Itzehoe? (Die erste war in Grohnde-Kalkar-Malville-Almelo überwunden worden...)

Auch Bahro meint, Grün sei nicht Rechts oder Links, Grün sei weit vorn. Grün meint, Rechts sei nicht Links oder Bahro, Rechts sei weit vorn. Rechts meint, Links sei nicht Bahro oder Grün, Links sei weit vorn. Links allerdings weiß: Strauß ist Rechts außen. Und nicht etwa weit hinten. Aber Bahro kennt sich hierzulande nicht gut aus, wie er selbst sagt. Grüne dürfen »Rudi« zu ihm sagen. Der Ökobauer umarmt ihn kalt.

Soviel zu Bahro.

Was tut nun Links? Links müßte spalten. Wenn die Spaltung nicht schon vollzogen wäre. Hamburg zum Beispiel:

Foto: Klaus Mehner

Händedruck nach der geglückten Allianz: Baldur Springmann begrüßt Rudolf Bahro als neues Parteimitglied der Grünen

Der kleinere Teil der Bunten Liste war in die SPV »Die Grünen« eingetreten. Wollte Mitmachen & Dabeisein. Wollte die Mehrheit, die sie im Landesverband der Grünen in Hamburg haben, in Karlsruhe wirksam werden lassen. Wollte von links etwas beisteuern, wenn die SPV »Die Grünen« in die Partei »Die Grünen« überführt würde. Die Mehrheit der Bunten Liste war nicht eingetreten. Sie konnte nicht einsehen, daß man/frau erst Mitglied einer Vereinigung sein muß, um eine neue Partei zu gründen. Wollte frei sein in den Beschlüssen, die zur Parteigründung führen. Ein (kleinerer) Teil der Bunten Liste also drinnen, ein (größerer) Teil der Bunten Liste draußen. Jede(r) Delegierte gewählt von 10 Mitgliedern.

Die draußen versammeln sich im Nebensaal, glotzen auf die Videoanlage, die das Geschehen von drinnen überträgt. Enttäuschung, Zorn, Ratlosigkeit, Frust. Drinnen gibts eine Watschen nach der anderen für die so eng mit denen draußen Verbundenen: das Präsidium ist gnadenlos auf Rechtskurs.

»Ihr seid ein prima Plenum« lobt der schafäugige Greis auf dem Podium, nachdem gerade ein linker Geschäftsordnungsantrag abgeschmettert worden war, »eben kam in den Nachrichten, daß wir hier einen sehr disziplinierten Kongreß durchführen!« Die Freiheit stirbt zentimeterweise, angefeuert von einer präsidialen Frauenstimme, die jede linke Rede durch ein schrilles gekeiftes »Die Redezeit ist um!« vorzeitig ermordet.

Der reaktionärste Präambelentwurf wird zur Diskussionsgrundlage gemacht. Darin enthalten die Gleichsetzung von Weltkrieg und Revolution. Die Linken — Cuba, Vietnam oder Nicaragua im Kopf — wollen »Revolution« in diesem Zusammenhang gestrichen wissen. Die revolutionäre Tat gelingt. Das ist ihr einziger Erfolg des ganzen ersten Tages. Dann folgt die schlimmste Niederlage: Zur Debatte stehen die Unvereinbarkeitsbeschlüsse, die UVBs. Klares imperatives Mandat für alle alternativen/bunten Delegierten, die drinnen und die draußen, gegen Unvereinbarkeitsbeschlüsse in welcher Form auch immer zu stimmen. Die Unvereinbarkeit jeglicher Unvereinbarkeit war beschlossene Sache. Jetzt stehen zwei nur graduell unterschiedliche UVBs zur Abstimmung. Die drinnen müßten eigentlich rauskommen, dürften nicht teilnehmen an dieser Abstimmung. Aber sie haben die Kärtchen hoch, stimmen für das vermeintlich kleinere Übel. Aus, Ende. Die Spaltung ist sichtbar vollzogen. Die Frage, ob »nur« zwischen Drinnen und Draußen oder auch quer durch die gesamte Basisbewegung, bleibt offen. Ein gewaltiger Rückschritt ist's allemal.

Konsterniert die draußen. Erschöpft.

Wir setzen uns ins Auto, wollen in die Jugendherberge. Von Karlsruhe nach Pforzheim, 25 Kilometer. Verfahren uns bis hinter Calw, suchen fast zwei Stunden. Die Herbergsmutter erweist sich als Rache Baden-Powells an den deutschen Pfadfindern. »Die Mädels hier, die Buben dort!« bellt sie. Im Schlafsaal für acht kaputte Männer dominieren 5 Grad Celcius alles Menschliche. So kalt kann Alternativ sein. Embryonale Position.

Der zweite Tag.

Resigniert die drinnen. Ersetzen Argumente nur noch durch taktische Überlegungen. Ayatolaf Diné hatte ihnen zu deutlich vorgeführt, wie man Kreuze bricht. Und jeder einzelne »KPD«ler löst sich selbst auf, so gut er kann.

Die draußen raffen sich zusammen, reißen sich hoch. Ihr Verhandlungssaal ist knallvoll. Ein grüner Bayer erklärt: »Ich bin einer von euch, ich bin nur bei den Grünen drin, weil's bei uns keine Bunten gibt!« Solidarität. Wir sind doch wer, oder? Wir repräsentieren hier die Mehrheit, wir sind doch die 130.000 von Hannover, sind doch die Wehrt-Euch-Leute«, die Rock-gegen-Rechts-Macher von Frankfurt, oder? Die 10.000 Mitglieder der Partei »Die Grünen« in allen Ehren — aber: wer ist denn schon Gruhl? Ein Grün-Kohl-Kopf. Onkel Herbert auf Puschen.

Soviel zu Gruhl.

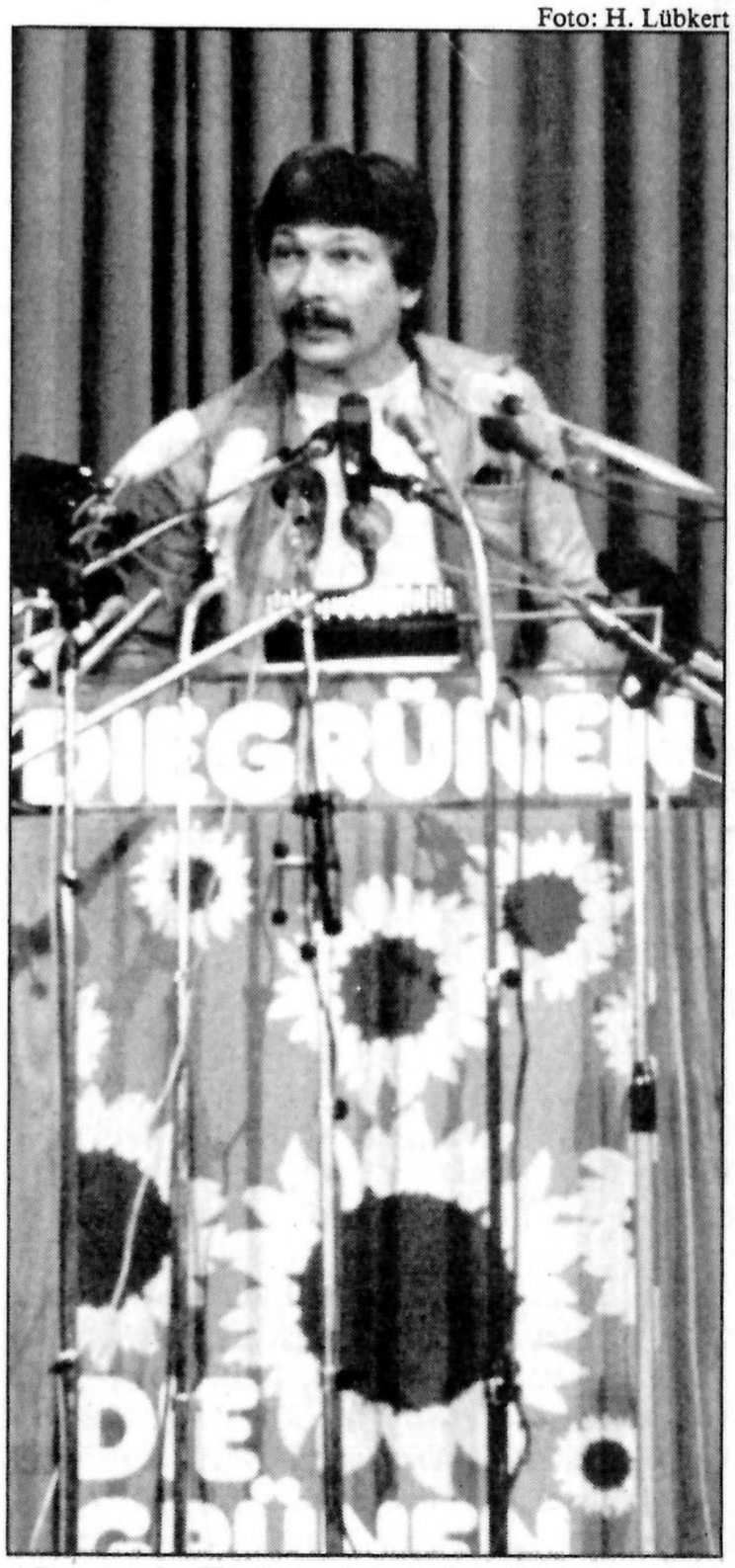
Und was sind für uns die Linken drinnen? Sie sind die Jusos bei den Grünen. Wohin führt ihr langer Marsch? Durch grüne Institutionen? Walter Moßmann zu den autonomen Bunt/Alternativen draußen: »Ich trete da nicht ein. Das ist doch eine stinknormale Partei.«

Aber diese stinknormale Partei tritt mit einem Anspruch auf, der auch der unsere ist. Und sie versucht den Eindruck zu erwecken, sie sei Wir ohne Rote. Dagegen müssen wir was tun. Eine Erklärung wird beschlossen, ein alternativ/bunter Kongreß für den 2./3. Februar in Münster vereinbart. Wir draußen gehen auseinander und wissen: wir gehen eher zusammen als die drinnen. Da kämpfen die Linken mit Bravour und erlahmender Kraft. Sie drohen, die Gründung der Partei »Die Grünen«, für die eine 2/3-Mehrheit nötig ist, zu verhindern. Sie tun's nicht, weil ein alter Opportunist namens Haußleiter ihnen mit einer unpräzisen Übergangsregelung, die die Regelung von Unvereinbarkeitsbeschlüssen den Landesverbänden überläßt, einen Köder vorwirft, den sie sich runterwürgen.

»Chaos« schreibt die bürgerliche Presse, aber gegründet ist. Modell Deutschland — jetzt auch in Grünspan..?

Das geile Geiern auf die 5 Prozent — es wird sich für niemanden lohnen. Soviel zu uns. □

Foto: H. Lübkert



Alternativ-Redner Henning Venske auf dem Parteitag in Karlsruhe

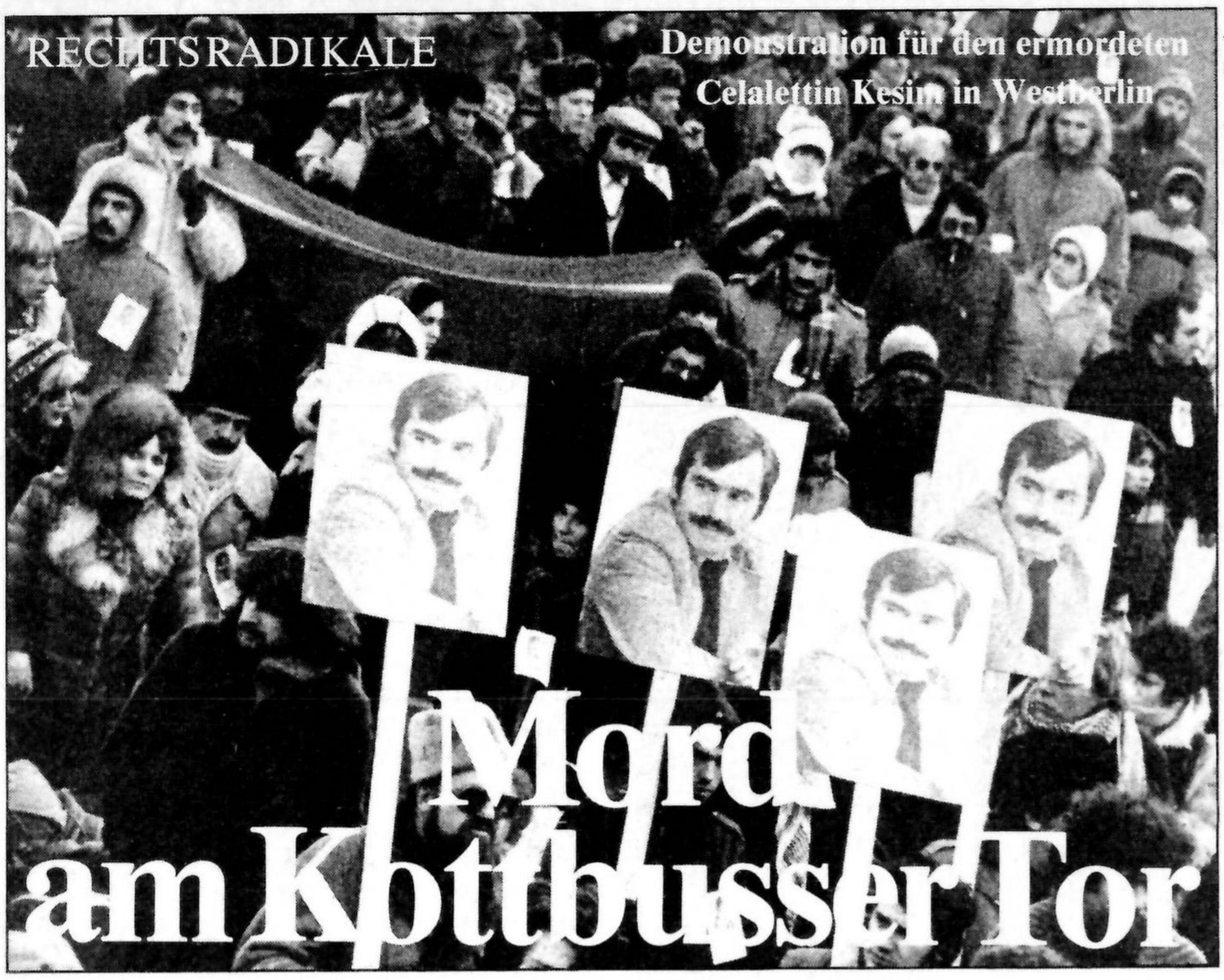


Foto: Wolfgang Krolow

Mord am Kottbusser Tor

Von Hans-Jürgen Blume

Bundesdeutsche Staatsschützer dulden seit Jahren den Terror faschistischer Türken gegen ihre Landsleute in der BRD und Westberlin. Jetzt geschah der erste Mord

SONNABEND, den 5. Januar 1980. Diesmal endete tödlich, was mit »Allah! Allah!« und »Wer Allah liebt, muß zuschlagen!« eingeschrien wurde. Mit Messern, Ketten und Knüppeln fielen etwa 60 rechtsradikale islamische Fanatiker im Westberliner Kreuzberg über rund 20 flugblattverteilende Landsleute des linken »Türkischen Demokratischen Arbeitervereins« her und verletzten den 36jährigen Celalettin Kesim mit einem Messerstich hoch in den Oberschenkel so schwer, daß er auf der Straße verblutete. Diesmal: Ein Toter, zwei Schwerverletzte (die nicht mehr in Lebensgefahr sind) und über ein Dutzend Verletzte: Und diesmal: Konsequenzen?

»Dieser Mord ist der traurige Höhepunkt einer in Berlin schon seit langer Zeit erkennbaren Eskalation faschistischer Gewalt«, schrieb die Berliner IG Metall dem Innensenator Peter Ulrich. Der Mord an diesem Samstag kam nicht aus heiterem Himmel. Tat, Ort und Ausführung waren nicht überraschend.

Mitglieder des »Arbeitsvereins« hatten am Kottbusser Tor in Kreuzberg seit 10 Uhr Flugblätter verteilt, mit denen sie zu einer Kundgebung gegen die drohende Militärdiktatur in der Türkei aufriefen. Vis-à-vis vertrieben Rechts-Religiöse ihr Gedrucktes: »Dein Recht: Sofort zum Schweigen bringen, wer deine Religion angreift!«, »Deine Pflicht: Wenn es sein muß, sofort sterben!« Man beschimpft sich, die Rechten erhalten Verstärkung — wie Augenzeugen berichteten — aus der im »Neuen Kreuzberger Zentrum« nahegelegenen Mevlana-Moschee. Gegen 11 Uhr, als die Mitglieder des »Arbeitervereins« schon auf dem Rückweg zu ihrem einige hundert Meter entfernten Vereins-Lokal sind, werden sie überfallen.

Als die herbeigerufene Polizei eintrifft, ist es für Celalettin Kesim schon zu spät. Kesim lebte seit 1973 in Berlin, arbeitete als Dreher in der Industrie und lehrte türkische Volksmusik an einer Volkshochschule. Er war aktiver Gewerkschafter, Vertrauensmann in der IG Metall. Im Dezember letzten Jahres begann er in seinem eigentlichen Beruf als Lehrer an einer Berufsschule. Von seinem Tod betroffen sind seine im achten Monat schwangere Frau und sein Kind.

Die Mevlana-Moschee steht der türkischen rechts-religiösen »Nationalen Heilspartei« (MSP) Erbakans nahe. Man kann in ihr beten, man kann sich in Karate schulen lassen und zwei MSP-Vereine sind im selben Gebäude: Die »Türkische Nationale Sicht« und deren Sprößlinge »Islamische Jugend«.

Die Polizei nahm nach Hinweisen, daß die Angreifer in die Mevlana-Moschee geflohen seien, eine halbe bis eine Stunde nach dem Überfall in der Moschee vier Türken fest. Sie fand dort auch Schlagwaffen. An der Hintertür gab es Fußspuren im Schnee. Aus Beamten des polizeilichen Staatsschutzes und der Mordkommission wurde eine 15köpfige Sonderkommission gebildet, die weitere Verdächtige festnahm. Die Ermittlungen dauerten bei Redaktionsschluß noch an.

Ebenfalls am 5. Januar fanden in Berlin (und von Wien bis Brüssel in weiteren sieben europäischen Städten) Demonstrationen rechtsradikaler Türkenvereine gegen den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan statt. Zu der Demonstration in Kreuzberg hatten 19 Vereine aufgerufen: Darunter die drei Berliner Mitgliedsvereine (»Türk ocagi«, »Büyük Ülkü Dernegi« und »Türk Genc«) im Europa-Dachverband der türkischen Rechtsextremisten »Türk federasyonu«, der zum Beispiel im Oktober 1978 den Agitationstrip ihres faschistischen Führers (»Basbug«) Türkes — Vorsitzender der »Nationalistischen Bewegungspartei« (MHP) — in bundesrepublikanische Städte und nach Berlin organisiert hatte, acht Moscheen, ein der »Gerechtigkeitspartei« (AP) Demirels nahestehender Verein, das »Islamische Kulturzentrum Berlin« und eine Koranschule.

Eine zweite Demonstration am Nollendorfplatz wurde von MSP-nahen Vereinen organisiert. Auf Flugblättern der »Islamischen Jugend«, die zu dieser Demonstration »gegen den Mord von Muslimen in Afghanistan« luden, stand zu lesen: »Solange Rußland und solange ein Russe auf der Welt existiert, muß du immer dazu bereit sein, ihn zu vernichten.« Und: »Deine Aufgabe ist es, jeden, der gegen deine Religion und gegen deine Glaubensgenossen auftritt, zum Schweigen zu bringen, wenn du auch dein Leben dafür opfern müßtest.«

Daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis in Berlin ein linker Türke von rechten Landsleuten getötet werden würde, ist oft genug vorhergesagt worden. Das zynische Wort, daß wohl erst einer sterben müsse, ehe von staatlicher Seite gegen die Rechten und Faschisten etwas unternommen werden würde, hatte schon Flügel. Und daß die Tat am Kottbusser Tor geschah, überraschte nicht. In dieser Umgebung wurden Ideologie und Religion bevorzugt auf schlagende Weise vermittelt. Schon im März letzten Jahres mischten hier etwa 200 Islam-Fanatiker ein Dutzend linker türkischer Flugblattverteiler mit Zaunlatten, Paprika und Knüppeln auf. Polizei und polizeilicher Staatsschutz erfuhren erst einige Tage später durch zwei Journalisten, die sich nach Flugblättern gebückt und Augenzeugen befragt hatten, von der Tatsache, daß aus politischen Gründen geprügelt worden war.

Danach konnten am Kottbusser Tor und auf dem Türkenmarkt am benachbarten Maybach-Ufer — hier ist seit Jahren jeder Freitag der Tag des türkischen Flugblatts, Schlag-Zeit — nur durch ein großes Polizeiaufgebot die Folgen des Anspruchs der Rechten auf dieses Areal leidlich klein gehalten werden.

»Nur einige Beispiele von vielen« nannte die Berliner IG-Metall für das, was dem Mord an ihrem Mitglied an »faschistischer Gewalt« in Berlin vorangegangen war: »Gewerkschaftsmitglieder und türkische Frauen wurden eingeschüchtert, Türken bedroht, die Flugblätter faschistischen Inhalts nicht angenommen haben. Es wurde auf Vereinslokale geschossen. Des öfteren inszenierten Rechtsextremisten Massenschlägereien gegen andersdenkende Landsleute in Kreuzberg. Gewerkschaftsmitglieder, die die Zeitung der IG Metall gelesen hatten, wurden bedroht.«

Für die örtliche SPD-Parteizeitung ist »sicher«, daß das, »was sich auf der Straße abspielt, nur die Spitze eines Eisberges ist ... Bedrohungen, Mißhandlungen und mafiöse Erpressung sind offenbar keine Seltenheit.«

Nach dem Tod von Kesim war in Berlin so viel von türkischem Linksextremismus, Kampf miteinander verfeindeter linker und rechter Gruppen (und so weiter, nach dem Schema links gleich rechts) die Rede, daß der »Arbeiterverein« sich schon veranlaßt sah, auf den Unterschied zwischen Tätern und Opfern hinweisen zu müssen, die Kreuzberger SPD fragte, »ob beim Staatsschutz der Berliner Polizei eine realistische Lageeinschätzung besteht«, und die IG Metall feststellte, daß die »Einschätzungen der zuständigen Behörden« nach ihrer Meinung »nicht erst seit dem Mord an unserem Kollegen an den unbestreitbaren Realitäten vorbei« gehen und »eher dazu beitragen« könnten, »die türkischen faschistischen Organisationen zu neuen Taten zu ermutigen und die bestehende Gefahr weiter zu vergrößeren.« In-

nensenator Ulrich betonte dann in einer Senatssitzung, daß die »wesentlich höhere Gefahr« von rechtsradikalen türkischen Gruppen ausgehe. Für die CDU-Parteizeitung blieb's bei »Links-Rechts-Hochschaukelei«.

In der Berliner Polizei gibt es kleine Ansätze zu weniger märchenhaften Einsichten. So sprach die Gewerkschaft der Polizei von der von türkischen Rechtsextremisten »inszenierten Straßenschlacht« als bisherigem Höhepunkt verbrecherischer Aktivitäten und forderte ein Verbot »terroristischer Türkenvereine«, insbesondere der »Grauen Wölfe«. Und bei der »Arbeitsgruppe Ausländer« der Schutzpolizei gibt es schon seit einiger Zeit ernsthafte Bemühungen um ein bißchen genauere Informationen. Ob allerdings das Ausmaß der Gefahr, die von türkischen Rechtsextremisten ausgeht, nach dem — soweit bekannt — ersten Toten in Berlin endlich ernst genommen wird, muß dahingestellt bleiben.

Neben der an die Mafia erinnernden Angst-Mauer des Schweigens, die viele Taten der türkischen Rechts-Ultras im dunkeln beläßt, hat auch ein etwas kurzatmiger Antifaschismus vieler Linker, der sich in Einzelaktionen gegen die »Grauen Wölfe« »im Kampf um den Preis des besten Antifaschisten« (ein türkischer Gewerkschaftssekretär)« zeigte, dazu beigetragen, daß statt Zuordnung von der Tat zum rechten Täter öfter Begriffsverwirrung das Ergebnis war. Man sollte schon unterscheiden zwischen den MHP-Anhängern, denen der MPS und den stark aufkommenden Süleymanisten, einer in der Türkei verbotenen rechts-religiösen Sekte.

Die MHP des Faschisten und Hitler-Verehrers Türkes trug sich 1973 als »Zweigstelle Kempten« der MHP-»Niederlassung Ankara« offiziell ins Vereinsregister ein. Vereinszweck: »Die Türken, die in der Türkei bereits Mitglieder der Partei waren, treffen sich in Deutschland«. Sie hatte in der Bundesrepublik sechs unabhängige Sektionen (eine davon in Berlin), 50 Stützpunkte, etwa 3.000 Mitglieder und eine geschätzte Anhänger-Zahl von 40.000. 1976 verbot das türkische Verfassungsgericht die Auslandsorganisationen der MHP. Die lösten sich auf. Kurz danach tauchten die alten Namen in unverbindlich klingenden, neuen Verbindungen — wie »Idealisten—« oder »Kultur-Verein« — wieder auf. Ein Jahr nach dem Verbot schrieb Türkes an den »Vorstand des Exekutivkomitees der Partei der Nationalistischen Bewegung in Deutschland«: »... notwendig, die Parteiaktivitäten so zu betreiben, als hätte man das Vereinsrecht vor Augen.« Türkes bestätigte das Vorhandensein der alten autonomen Sektionen, sprach von einer bestehenden »Aktionseinheit unserer Partei und der NPD« und nannte die »Grauen Wölfe« eine der »Seitenorganisationen der Partei im Ausland«. Am 18. Juni 1978 schlossen sich etwa 70 Vereine zur »Türk federasyonu« zusammen, ein Europa-Dachverband, mit rund 22.000 Mitgliedern. Dieser Dachverband organisierte — immer »Graue Wölfe«-Embleme zeigend — unter anderem den Türkes-Trip 1978 durch Westdeutschland. Hohe MHP-Funktionäre waren des öfteren bei seinen Mitglieds-Vereinen zu Besuch. Die als Folklore-Veranstaltungen getarnte Eigenwerbung wurde, anders als in einigen westdeutschen Städten, in Berlin nie verboten.

In Frankfurt laufen gegen den Vorsitzenden und weitere Mitglieder des »Federasyonu«-Vereins Ermittlungen wegen Verdachts des versuchten Totschlags nach einem Überfall vom November 1979 auf Mitglieder der Ecevit-nahen HDF, von denen zwei durch Messerstiche schwer verletzt wurden, weil sie keine Flugblätter annehmen wollten.

Die der fanatisch rechts-religiösen MSP nahestehenden Vereine erlebten ihren Aufschwung nach der Iran-Revolution. In Berlin wird ein knappes Dutzend Moscheen als MSP-nahe eingestuft, darunter die Mevlana-Moschee. Im März 1979 rief die »Islamische Jugend« bei einer Demonstration zum »Heiligen Krieg« auf. Im August 1979, am »heiligen Palästina-Tag« Chomeinis, zogen rund 1.500 Personen, meist Türken, zum Kottbusser Tor. Ein Redner meinte, daß die Juden schon immer Feinde des Osmanischen Reichs gewesen und überhaupt für alles — Kommunismus und Faschismus — verantwortlich seien.

In einem Brief an den NRW-Ministerpräsidenten Rau äußerte die Ausländerabteilung beim DGB-Bundesvorstand die Befürchtung, »daß bei weiterer staatlicher Unterstützung« des »Islamischen Kulturzentrums Köln« (IKZ) »oder gar bei Anerkennung als 'öffentlich-rechtliche Körperschaft' ein offener religiöser Terror auf alle türkischen Staatsangehörigen« in der Bundesrepublik einsetzen könnte. In dem Brief heißt es, daß das IKZ (es soll rund 130 Nebenstellen in der BRD und Berlin haben) sich zu einer Art Derwisch-Orden, dem Süleymanismus, bekennt. Nach Auffassung dieses Ordens ist »der Koran die einzig wahre Quelle, welcher sich die Menschen in all ihren Handlungen zu unterwerfen haben«. Frauen dürfen nichts anderes lesen, als den Koran, Staat und Justiz haben nach den Bestimmungen des Korans zu verfahren.

Der DGB erinnerte auch daran, daß die Süleymanisten in der Türkei vor und während des 2. Weltkriegs propagierten, »Hitler sei ein Mohammedaner«, der die Türkei erobern und einen »islamisch-türkischen Staat gründen« werde, und daß deshalb eine Militäreinheit gegründet wurde, »die illegal aus der Türkei ausreiste und sich in Jugoslawien Hitlers islamischer SS-Einheit anschloß.« □

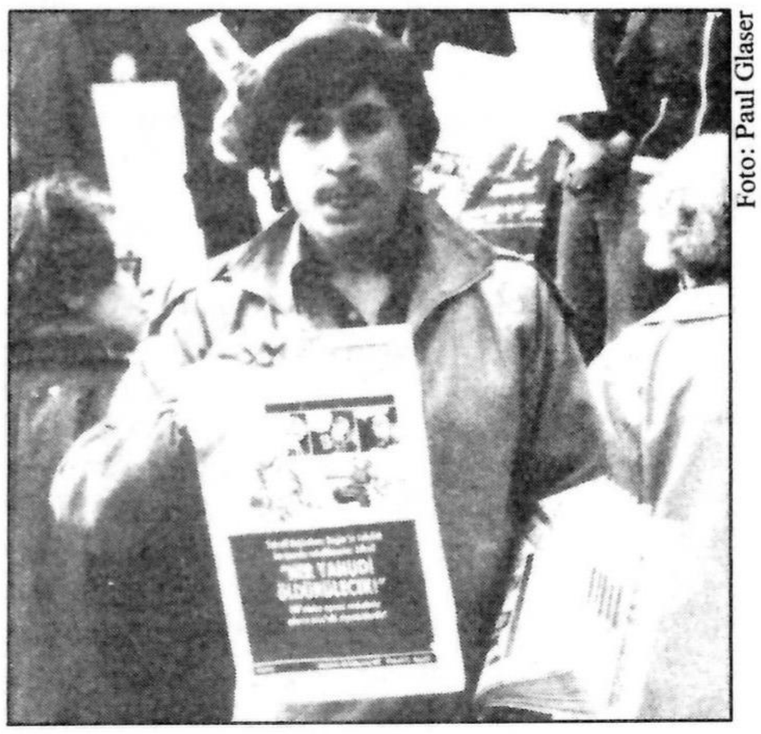


Foto: Paul Glaser

Ein Mitglied der Mevlana-Moschee verteilt Zeitungen mit der Schlagzeile: »Alle Juden müssen getötet werden«. In einer Stellungnahme zum Mord an Kesim veröffentlichte die Mevlana-Moschee ihre »Befürchtung«, »künftig in Deutschland so behandelt zu werden, wie man einmal jüdische Rläubige behandelt hat.« Der Berliner »Tagesspiegel« druckte diesen Satz unkommentiert nach.

3. erw. Auflage, 112 Seiten, DM 4.80

Aufkleber DM-.50, Anstecker 1.-

Bestellung und Prospektanforderung bei:
Heinz Jacobi, Martin-Greif-Straße 3,8 München 2.

BONN-JOURNAL

»Ich hab verloren, bums«

Von Werner Heine

Abschied von einem entfernten Weggefährten

Treffen in der Bayrischen Landesvertretung in Bonn: Partner Blüm, Strauß Foto: dpa/Steiner

ICH hatte ihn vor Weihnachten angerufen und gefragt, ob nicht die Zeit gekommen wäre, Positionen zu klären. Norbert Blüm, Bundesvorsitzender der CDU-Sozialausschüsse, langjähriger KONKRET-Autor, linker Flügelmann der CDU mit antikapitalistischer Sehnsucht, christlicher Sozialarbeiter gegen CDU-Wirtschaftsrat und unchristliche Kanalarbeiter, der nicht mehr »so recht weiß, was links und rechts ist«, macht Wahlkampf für Strauß. Also für den Herausgeber des CSU-Parteiorgans »Bayernkurier«, das noch Ende Juni 1979 über Blüm schrieb: »Er ist durch seine dummen und verleumderischen Äußerungen schon mehrfach aufgefallen, so zum Beispiel, als er allen deutschen Soldaten des zweiten Weltkriegs vorwarf, durch ihren Einsatz Hitlers Konzentrationslager verteidigt zu haben.«

Hätte er das doch nur getan. Aber er hatte ja nur auf die banale historische Tatsache hingewiesen, daß jeder weitere Kriegstag deutschen Regierungsstellen ermöglichte, mehrere tausend Juden zu vergasen. Daß man sowas nicht darf in einer Partei, in der seit je Durchhalte-Marinerichter, Rassengesetz — Kommentatoren, NS-Führungsoffiziere und NS-Rechtswahrer ohne Haftung die Linie bestimmen, hat ihn noch irritiert. Damals beklagte er sich bei mir über die Intoleranz seiner Parteifreunde: »Es gibt Parteiaustritte, die mir angelastet werden. Ich stehe unter Beschuß.«

Aber wie das so ist: Es kommt der Tag, da muß man sich entscheiden, ob man, ehrlich, Mensch bleiben will oder ein treusorgender Vater zweier Kinder, der es zu was gebracht hat und weiterkommen möchte. Da quält man sich gewiß so manche Nacht, bis man sich selbst beigebracht hat, daß jetzt die bessere Ehre Treue heißt. Zwei Monate nach der Nominierung des Kandidaten Strauß war's dann so weit. Auf der Bundestagung der Sozialausschüsse in Krefeld machte Blüm kein Herz aus seiner Mördergrube mehr: »Der Kanzlerkandidat der Unionsparteien heißt Franz Josef Strauß. Wer den Regierungswechsel in Bonn will, muß Franz Josef Strauß unterstützen. Die Sozialausschüsse wollen eine andere Bundesregierung.«

Wiederum zwei Monate später wurde er belohnt. Strauß, der dem Krefelder Kongreß wegen »Terminschwierigkeiten« ferngeblieben war, empfing Blüm in der bayrischen Landesvertretung in Bonn und gab seinem linken Affen Zucker. Er versprach die Wiedereinführung der Bruttolohn-bezogenen Rente und stimmte mit Vorbehalten der Sozialausschuß-Forderung nach einem Erziehungsgeld zu. Ab sofort waren alle ideologischen Gegensätze weggeblasen, und Blüm wurde ganz Wahlhelfer: »Kolleginnen und Kollegen von den Gewerkschaften: Schlagt wegen Strauß nicht alles kurz und klein. Laßt die Tassen im Schrank«, ließ er über die »Bild«-Zeitung verbreiten. Und Springers »Welt« applaudierte: »Der Chef der Sozialausschüsse, der mit vorlauten Äußerungen schon einiges Geschirr zerdeppert hat, beweist, daß er über ein großes Maß an Disziplin verfügt, wenn es sein muß.«

Wir trafen uns in Bonn, im Januar. Um es vorweg zu nehmen: Norbert Blüm leistet mehr als eine Pflichtübung. »Im Verhältnis zum Kanzlerkandidaten der SPD halte ich Strauß für mehr links«, sagte er mir. Technokraten seien immer rechts, weil sie sich in Mittel verlieben und Ziele auf der Strecke ließen. Bei der Schmidt'schen Sozialpolitik finde »eine Subventionierung der großen Einkommen auf Kosten der kleinen Einkommen« statt. Der Herr Schmidt sei »eher der Liebhaber der Großunternehmen als der Herr Strauß«. Schmidt bewege sich »in der kapitalistischen Subkultur viel gekonnter als der Strauß jemals können wird«. Er stelle »immer wieder die große Zufriedenheit bedeutender deutscher Unternehmer mit Herrn Schmidt« fest. Mit Schmidt weitermachen, heiße gegen die Arbeitnehmer arbeiten: »Da bin ich überzeugt: Für Leute, die sich an den Kulissen orientieren und nicht an dem Text, der da gespielt wird, ist der Schmidt ein gefährlicher Mann.«

Das mit der »kapitalistischen Subkultur« wollen wir abbuchen unter Achtung vor dem Gegner. Bei der »Zufriedenheit bedeutender Unternehmer« erzielen wir Übereinstimmung. Aber was ist mit Strauß? Ist die Verkörperung alles Reaktionären schon deshalb gut, weil Schmidt nicht linker ist? »Es stimmt das Strauß-Bild nicht, so wie es ist!« Nämlich: »Der Strauß stinkt mehr nach Arbeitnehmer als der Schmidt. Der kommt mehr aus dem Milieu der unteren Schichten. Der schwitzt, der spricht relativ farbig. Der Kumpel spürt eher die Nähe zu dem, der sich mal nicht so ganz gewählt ausdrückt, über den die Intelligenz die Nase rümpft, bei dem die feineren Damen der Gesellschaft die Handschuhe anziehen, wenn sie ihm die Hand geben.« Das sei wohlgemerkt, »kein politisches Argument«.

Zwischenbemerkung: Da hat es schon mal einen gegeben, der so gerochen und gesprochen hat und den die Damen der Gesellschaft zunächst auch nicht mochten. Diese Meckerei wird vom Schiedsrichter Blüm mit einer gelben Karte geahndet.

Nachfrage: Ist es denn den Sozialausschüssen egal, mit wem sie die Macht am Rhein erringen? Klare Auskunft: »Eher mit Strauß als mit Schmidt«. Das ist aber nicht die Alternative. Blüm ist in der CDU und nicht in der SPD.

Verklärung der Auskunft: »Ich war, das ist ortspolizeilich bekannt, für Albrecht, und ich hab verloren, bums. Und jetzt heißt die Alternative Schmidt oder Strauß. Da muß ich mich entscheiden, und dann sag ich Strauß.«

Dabei hätte ich es lassen sollen. Aber ich wollte noch wissen, was der christliche Moralist Blüm sagt zu Strauß bei der griechischen Junta, zu Strauß bei den Rassisten in Südafrika, zu Strauß bei den Faschisten von der MSI in Italien, zu Strauß bei Pinochet in Chile. Blüm: »Ich halte Chile auch für ein faschistisches Land. Und Strauß hat dort gesagt, man müßte zur Demokratie zurückkehren.« Hat er wirklich? »Ich habe das aus der Rede rausgelesen. Aber ich möchte gerne nochmal zur Sozialpolitik ...« Und schließlich, damit die Front klar wird: »Die Frontlinie zwischen Kapital und Arbeit besteht nicht mehr.«

Die Front zwischen Blüm und Strauß auch nicht. Nachdem das

zur Deutlichkeit verkommen ist, folgt der Gegenangriff Blüm: »Ich lade Sie ein. Stellen Sie sich mit mir vor die Tore von BASF in Ludwigshafen. Sie schreien Schmidt und ich schreie Strauß.« Ich danke. Darauf Blüm: »Wenn der Heine nur ein freches Wort gegen den Blüm sagt, ohne sich zu trauen, Schmidt zu schreien, dann ist er einer jener impotenten Eunuchen, die im Wolkenkuckucksheim leben. Zu schreien, Blüm, du Sau, weil du Strauß willst, und selber zu feig zu sein, sich zur Alternative zu bekennen, das ist vor die Kirche scheißen und sagen, der Pfarrer wär's gewesen.«

Es ist nicht leicht, einem langjährigen Weggenossen zu sagen, daß er endgültig die falsche Abzweigung genommen hat. Aus einer Minderheiten-Position in der SPD einem Minderheits-Vertreter der CDU Ratschläge zu erteilen, mag an Überheblichkeit grenzen. Aber zwischen Sonthofen und Godesberg liegt nicht nur die Grenze des Freistaats Bayern. Norbert Blüm hat auf dem Krefelder Kongreß seiner Minderheit diese Grenze selbst beschrieben: »Die Sozialisten sind auf Massen angewiesen, sie bevorzugen die Kolonnenlösung. Aber auch Arbeitnehmer wollen ihr Leben selbst einrichten. Wir sind am Ende der Kolonnengesellschaft.«

Er hätte auch sagen können: Nur Strauß braucht auf Dauer Kolonnen. Aber dann wäre er nicht Vorsitzender der CDU-Sozialausschüsse, sondern nur irgendein unbedeutender Genosse abseits der Macht, der Macht von Strauß, versteht sich, von seiner eigenen war sowieso nie die Rede.

Im ersten Heft des neuen KONKRET schrieb der Blüm-Freund Hermann L. Gremliza: »Die Schwaben sagen: 's gibt sotte on sotte — solche und solche. Sotte on sott gab es zum Beispiel 1933 im Reichstag, als über das Ermächtigungsgesetz für Hitler abgestimmt wurde. Wer zu denen gehört, die in einer solchen Situation Nein gesagt haben oder sagen würden, für den muß in KONKRET Platz sein. Ich kenne das (leider, leider) CDU-Mitglied Norbert Blüm gut genug, um zu wissen, daß er zu 'de Sottene' gehört.«

Im Wahlkampf 1976 hat sich Blüm auf Weisung des damaligen Kanzlerkandidaten Helmut Kohl aus dem Autoren-Verzeichnis von KONKRET streichen lassen. Vorwand war damals Gremlizas Kommentar »Trauer um Buback«. Wir wollten das immer noch mal klären. Jetzt haben wir's hinter uns. Es gibt solche und solche. Blüm ist ein Solcher geworden. □

SPD

Vorwärts und Berlin vergessen

Günther Jansen, SPD-Landesvorsitzender in Schleswig-Holstein, über den Zustand der sozialdemokratischen Linken nach dem Berliner Parteitag

EIN Freund und Genosse ohne SPD-Parteibuch schrieb in der Januar-Ausgabe dieser Zeitung, warum er ab jetzt die »Grünen« wählen wird: »Er wußte nicht, ob es besser wird, wenn es anders wird. Aber er wußte genau, daß es anders werden muß, wenn es besser werden soll.«

Ein Kollege aus dem SPD-Parteitag jammert ein paar Seiten weiter über Helmut Schmidt und die Partei-Rechte, anonym, »weil er noch eine Weile in diesem Parteiorgan bleiben will«. Jochen Steffen, wie dem unbekannten Parteirats-»Widerständler« mit Option auf eine Staatssekretärs-Karriere (warum sonst anonym?) ist recht zu geben, was Verlauf und Ergebnis des Berliner Parteitags angeht. Wirklich zum Jammern aber ist, was für privatistische, unpolitische Konsequenzen von diesen beiden Genossen gezogen werden. Der eine meldet sich aus der Politik ab, um die Bauchschmerzen zu lindern, denen er seine ökonomische Freiheit und sein politisches Gewicht zu verdanken hat, und der andere tut so, als befänden sich die wahren Sozialdemokraten in ihrer eigenen Partei bereits im Untergrund. Als gäbe es nichts mehr zu tun, als das »Schreckliche« aufzuschreiben, für eine Nachwelt, deren Glückseligkeit offenbar darin bestehen soll, daß sie feststellen kann: »Seht her! Es hat auch Sozialdemokraten gegeben, die es immer schon gewußt haben.« Genossen, nein Danke!

Noch kann man Kopf und Namen hinhalten, ohne die Verbannung aus einem Gremium fürchten zu müssen, wenn man in der SPD Kritik übt, wenn man die Amerikanisierung unserer Wahlkämpfe oder die demokratische Zentralisierung unserer Parteitage beim Namen nennt. Tatsächlich gab es in Berlin Abstimmungsverfahren und »Regieanweisungen«, die für die SPD in ihrer Tendenz langfristig gefährlicher werden als die inhaltlichen Entscheidungen. Daß Kandidaten für den Parteivorstand eine Diskussion zu den Vorstandswahlen eigenhändig abwürgen, daß das Präsidium nach dem Schmidt-Referat vorbereitete und bereits gedruckte Jubel-Beiträge vom Rednerpult verlesen läßt und früher eingegangene Wortmeldungen unterschlägt, das die Sitzordnung der Delegierten nach Schmidt-Fans (per Block vors Podium zum Aufmuntern der genehmen und zum oft praktizierten bewußten Stören der »unangenehmen« Redner) und Regierungskritikern (auf die letzten »Schlingelbänke«, wo schon mal bei Geschäftsordnungsanträgen ein paar Stimmkarten übersehen werden können) sortiert wird, daß Gäste erst gar nicht eingelassen werden (Bahro muß sich wie zuhause gefühlt haben) oder die Kabarettisten Werner Schneyder und Dieter Hildebrandt als Weihnachtsmänner sogar auf dem Parteiabend einer Zensur unterworfen werden sollten (sie sagten darauf ab), alles das hätte man eben eher auf einem Parteitag im anderen Teil der Stadt Berlin erwartet.

Hier geht es nicht nur um einen von der Parteispitze geförderten schlechten Stil innerparteilicher Umgangsformen, hier ist auch ein konkretes Stück Demokratie verlorengegangen: Wenn die SPD nicht mehr in der Lage ist, mindestens die formalen Rechte innerparteilicher Minderheiten zu garantieren, dann wird sie bald auch nicht mehr in der Lage sein, die Rechte gesellschaftlicher Minderheiten sicherzustellen.

Durch wen aber sonst, wenn nicht durch die SPD, sollen demokratische Grundrechte in der Verfassungswirklichkeit der Bundesrepublik in den achtziger Jahren garantiert werden können? Gerade weil die Sicherheit, die die SPD für die achtziger Jahre verspricht, bestenfalls ein »Mehr-an-Sicherheit-als-Strauß-Politik« sein kann, gerade weil die Probleme der weltweiten Rüstungspolitik, des Nord-Süd-Gefälles, der Ausbaufähigkeit des Sozialstaates oder der Energiepolitik in naher Zukunft intelligentere und solidarischere Lösungen erfordern, als sie der Berliner Parteitag zu finden bereit war, gerade deshalb sind politisches Engagement und Duchsetzungswille in der SPD erforderlich.

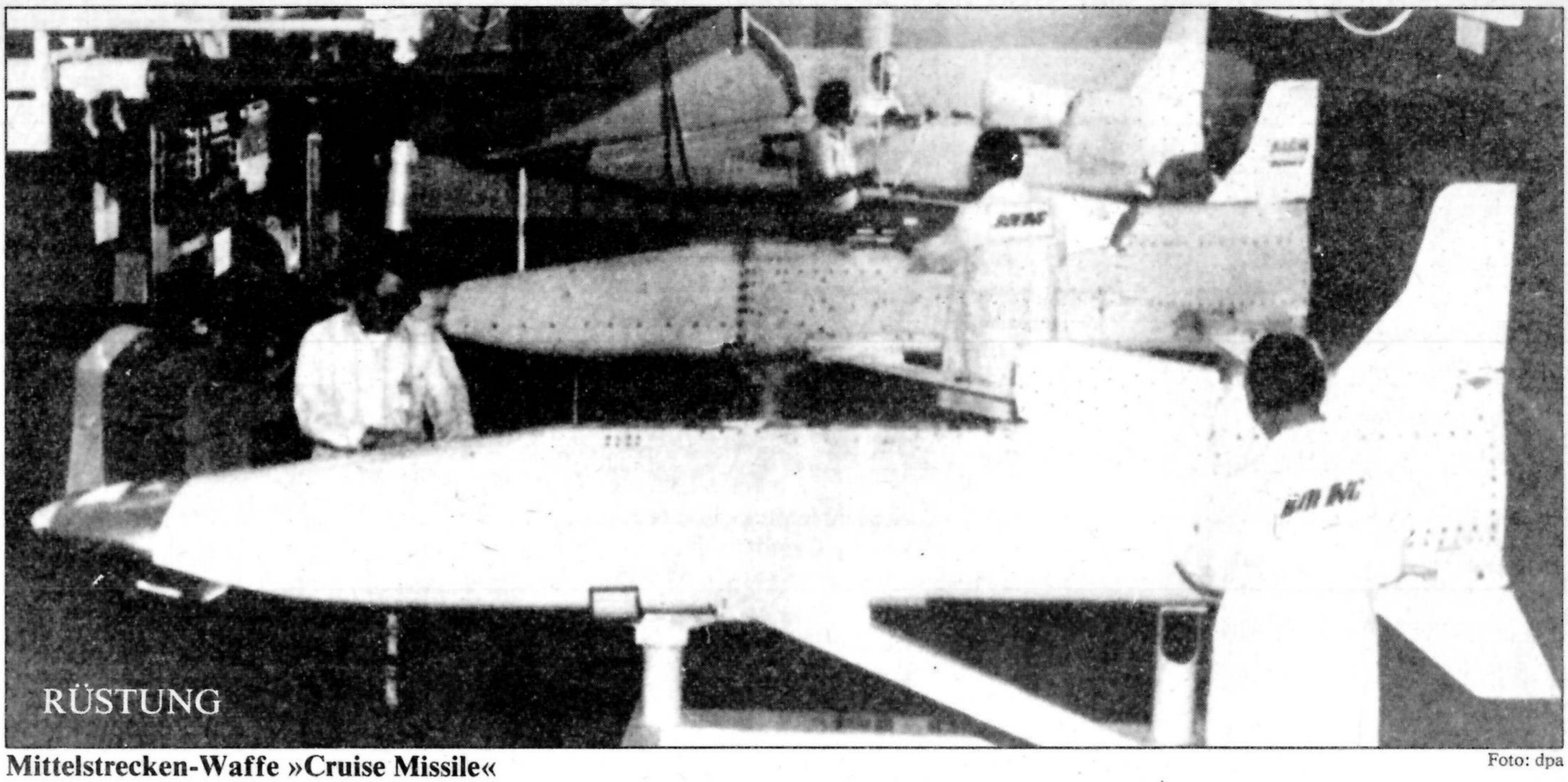
Wenn es Konsequenzen aus Berlin zu ziehen gilt, dann die einer verstärkten Koordinierung der SPD-Linken. Ich glaube nicht, daß die SPD-Linke in Berlin schwächer geworden ist. Im Gegenteil. Erstmals hat es über den »Frankfurter Kreis« diskutierte und organisierte gemeinsame Anträge verschiedener linker Bezirke auf einem Bundesparteitag gegeben, erstmals seit Jahren standen in diesem Diskussionskreis vor einem Bundesparteitag nicht die »Kungel-Listen« für die Vorstandswahl, sondern politisch-inhaltliche Diskussionen im Mittelpunkt der Strategiebesprechungen.

Mag sein, daß der Durchfall von Wolfgang Roth und Rudi Arndt bei den Vorstandswahlen indirekte Folgen der neuen Arbeitsweise des »Frankfurter Kreises« gewesen ist. Diese »Opfer« waren nicht beabsichtigt. Aber sie wurden von der Linken in der SPD bewußt in Kauf genommen, weil es ihr darauf ankam — und ankommt —, mit jenen Genossen Zeichen zu setzen, deren Namen — wie der von Henning Scherf — nicht nur mit dem Begriff der traditionellen Linken in der SPD verbunden sind, sondern die auch bereit waren — und sind — die inhaltlichen Alternativen der SPD-Linken auf einem Bundesparteitag darzustellen und sich in entsprechenden Abstimmungen auch als SPD-Linke auszuweisen.

Klar ist, daß die SPD-Linke in Zukunft nicht nur politische Alternativen durchzudiskutieren und darzustellen hat, sondern daß sie ebenso versuchen muß, ihre Position mehrheitsfähig zu machen. Überzeugungsarbeit ist dabei die Hauptarbeit. Aber es gilt auch, machtpolitisch Truppen zu »sammeln«. Dies kann nur über die Bezirke und Landesverbände geschehen. Von der Basis her brauchen unsere Spitzengenossen Druck. □

© by Michael "Much" Unterleitner

Nachdruck, auch ohne schriftliche Genehmigung, läßt sich erfahrungsgemäß nicht verhindern.



Mittelstrecken-Waffe »Cruise Missile« Foto: dpa

Die Lücken-Lüge

Kanzler Schmidt und Verteidigungsminister Apel wollen uns glauben machen, daß wir sicherer leben, wenn wir neue Mittelstreckenraketen stationieren. Wie die Notwendigkeit der »Nachrüstung« begründet wurde und warum die neuen Waffen das Kriegsrisiko hochschrauben, erläutert Dieter S. Lutz, stellvertretender Leiter des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg

KONKRET: Mußte die Nato »nachrüsten«?

LUTZ: Das war eine politische Entscheidung. Militärisch besteht dafür keine Notwendigkeit.

KONKRET: Haben Sie eine Erklärung dafür, wie es zu dem Begriff »Nachrüsten« kam?

LUTZ: »Nachrüsten« ist eine semantische Ableitung aus »Verteidigungslücke«. Besteht eine Lücke, muß man nachrüsten.

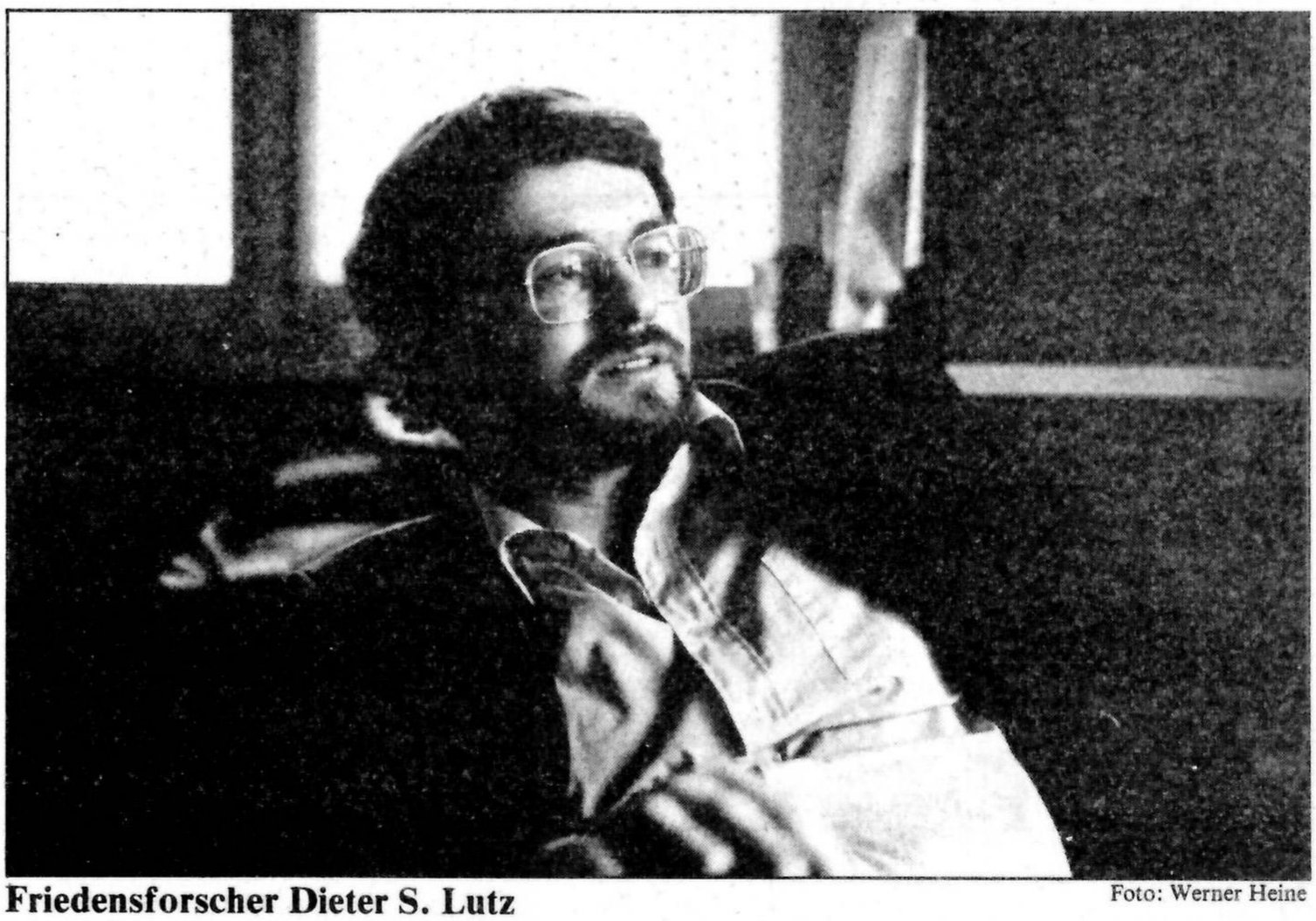
KONKRET: Besteht denn eine Lücke in dem Bereich, den Strategen TNF* nennen?

LUTZ: Nein. Nehmen wir nur den Kurzstreckenbereich bis 100 Kilometer. Hier hat die Nato einen erheblichen Vorsprung bei der nuklearfähigen Artillerie, das heißt bei Haubitzen, die auch Atomsprengköpfe abfeuern können. Das wird total verschwiegen. Im MRTNF**-Bereich, also im Mittelstreckenbereich ist das Verhältnis ausgewogen mit leichten Vorteilen zu Gunsten der Nato. Dieses Verhältnis verbessert sich noch zum Vorteil der Nato, wenn man die Qualität der Waffensysteme beider Seiten vergleicht.

KONKRET: Erbsenzählen kann also unwissenschaftlich und irreführend sein?

LUTZ: Ja, und manipulativ. Nehmen Sie ein einfaches Beispiel aus dem LRTNF***: die Einsatzrate von Bombern. Es ist ein alter Hut, daß die Leistungsfähigkeit westlicher Bomber und Bomberpiloten im Kriegsfall sehr viel größer sein würde als die der östlichen, weil die Nato für ihre Waffensysteme sehr viel mehr Kapital aufwenden und ihr Personal besser trainieren kann. Die Effizienz von Streitkräften ist immer auch eine Frage der Kosten für Treibstoff, Wartung und Ausbildung. Man kann davon ausgehen, daß ein Bomber des Westens etwa das Zwanzigfache seines Gegenstücks im Osten geflogen wird.

Im LRTNF-Bereich — der dritten Ebene — haben wir etwa Ausgewogenheit, wenn man das Verhältnis unter qualitativen Gesichtspunkten wie Treffsicherheit, Zuverlässigkeit und Durchdringungsfähigkeit gewichtet. Allerdings sind auf westlicher Seite 400 U-Boot-gestützte Mehrfach-Sprengköpfe einberechnet, die eigentlich zu den Interkontinentalraketen zählen, aber von den USA dem TNF-Potential der Nato unterstellt sind. Man muß hinzufügen, daß das Gesamtverhältnis der atomaren Sprengköpfe 12.000 zu 5.000 zu Gunsten der Nato beträgt. Wegen dieses Übergewichts könnte es sich die Nato ohne weiteres leisten, die 400 genannten See-Einheiten, die bei den SALT-Verhandlungen zur Debatte standen, aus dieser Rüstungskontrollrunde wieder auszusondern. Korrekterweise gehört dieses Potential zum TNF-Bereich und müßte Gegenstand zukünftiger Verhandlungen über atomare Abrüstung sein.



Friedensforscher Dieter S. Lutz Foto: Werner Heine

Campus

1979. 232 S., 8 Tafeln, DM 38,–

Einer der ungewöhnlichsten und erschreckendsten Berichte über das Dritte Reich ist zugleich eine der außergewöhnlichsten Firmengeschichten aller Zeiten: Die unheilige Allianz zwischen den Nazis und der I.G. Farben, Deutschlands Chemiekartell.

Campus Verlag
Schumannstraße 65
6000 Frankfurt am Main

reents-bücher

in jedem guten buchladen

ISBN 3-88305-008-3

mit über 30 Interviews mit bedeutenden Persönlichkeiten und Politikern der Opposition – mit bisher teilweise erstmals in der BRD veröffentlichten Foto-Dokumenten.
* Abdul Rahman Ghassemlou

j.reents-verlag lerchenstr.75 2 hh 50

KONKRET: Können Sie uns erklären, was »TNF« genau bedeutet?

LUTZ: TNF kann man übersetzen »Nuklearkräfte in und für Europa«. Das TNF-Potential ist zunächst einmal immer auf Europa bezogen. Aber sonst ist das leider nicht exakt definiert. Deshalb werden auch Raketen gegeneinander aufgerechnet, ob sie nun Kilotonnen oder Megatonnen nuklearen Sprengstoffs tragen oder ob sie 30 oder 3.000 Kilometer weit fliegen. Die Sowjetunion muß ganz andere Überlegungen anstellen als die USA. Sie liegt immer im Trefferbereich der eurostrategischen TNF-Waffen, was für die USA umgekehrt nicht gilt. Die sowjetische Rakete SS 20 hat zwar eine Reichweite zwischen 4.000 und 6.000 Kilometern, kann aber die USA nicht treffen. Umgekehrt können die »Pershing II« oder die »Cruise Missiles«, die bei uns stationiert werden, ohne weiteres sowjetisches Gebiet erreichen.

KONKRET: Wenn also Daten über Reichweite und Sprengkraft nicht ausreichen, um einen Kräftevergleich sinnvoll zu machen, was ist dann ausschlaggebend?

LUTZ: Daß technische Gesichtspunkte nicht allein zur Beurteilung ausreichen, verschweigt sogar das Bundesverteidigungsministerium in seinem neuesten Weißbuch. Man muß vielmehr auch die Zielplanung berücksichtigen. Am Begriff »Nuklearkräfte *in* und *für* Europa« wird das besonders anschaulich. Westliche nukleare Einheiten können — wie die bereits genannten 400 seegestützten Sprengköpfe — durchaus auch außerhalb Europas stationiert sein. Gerade die »Poseidon«-Rakete beweist den qualitativen Vorsprung des Westens. Die Sprengköpfe können auch noch selbständig verschiedene Ziele anfliegen. Das ist eine erhebliche Modernisierung gegenüber den »Thor«-Raketen, die angeblich gemäß einer Absprache zwischen Chruschtschow und Kennedy nach der Kuba-Krise aus Europa abgezogen wurden, die aber ohnehin veraltet waren. Die Abfolge von »Jupiter« und »Thor«, dann »Polaris A 3«, jetzt »Poseidon C 3« und zukünftig »Trident« ist ein Modernisierungsprozeß, dem der Osten auch heute noch nichts entgegensetzen kann.

KONKRET: Welche strategische Rolle spielen die kurzen Flugzeiten der neuen Mittelstreckenraketen?

LUTZ: Für die SS 20 wie für die »Pershing« werden vier Minuten Flugzeit angegeben. Die Vorwarnzeit entfällt also weitgehend. Das immer wieder beschworene »rote Telefon« wird damit funktionslos. Beide Waffensysteme erhöhen die Kriegsgefahr, weil jede Seite in Versuchung geführt wird, die sogenannte Erstschlagsprämie, also die frühzeitige Vernichtung eines Teils des gegnerischen atomaren Potentials, selbst einzustreichen, wenn man zuerst schießt.

KONKRET: Sie haben eine Untersuchung vorgelegt, nach der ein Erstschlag der Sowjetunion beim jetzigen Status, also ohne »Nachrüstung« der Nato, für die Sowjetunion bereits militärischer Selbstmord wäre. Sie haben bewiesen, daß selbst nach einem Angriff ohne Vorwarnung bei Zerstörung aller land-, luft- und über-wasser-gestützten Nato-Systeme der Gegenschlag immer noch die 30 größten Städte der Sowjetunion mit 42 Millionen Einwohnern und 40 Prozent der Industriekapazität vernichten würde. Ein Anlaß zum »Nachrüsten«?

LUTZ: Ich habe ein Szenario durchgespielt, um zu prüfen, ob der Westen nachrüsten muß, vorausgesetzt, er hätte eine Lücke. Ich kann eindeutig sagen: Selbst im schlimmsten angenommenen Fall würde die Sowjetunion bei einem für die Nato unvorhersehbaren Erstschlag ein Risiko der eigenen Vernichtung laufen, das für Sie untragbar ist. Gleichzeitig wird klar, daß die Kriegsgefahr bei der »Nachrüstung« steigt. Die Furcht, durch versäumte Präemption, also durch die Furcht, nicht selbst den ersten Schlag geführt zu haben, und dadurch in einer unstabilen politischen Situation größeren Schaden auf das eigene Land zu ziehen als er in Folge eines Überraschungsangriffs des Gegners entstehen würde, muß die Bereitschaft zum Erstschlag bei beiden Gegnern steigern.

KONKRET: Glauben Sie, daß die Bundesrepublik innerhalb der Nato frei ist bei ihren Aufrüstungsentscheidungen?

LUTZ: Die Bundesrepublik hat ihre Entscheidung über die Stationierung von Mittelstreckenraketen davon abhängig gemacht, daß wenigstens ein europäischer Nato-Partner mitzieht. Schmidt hat also letztlich die Bedrohung, der man mit diesem Beschluß entgegnen wollte, von anderen Nato-Staaten abhängig gemacht. Dies zeigt, daß er die Bedrohungsthese selber in Frage stellt. Wie hätte die Bundesregierung dagestanden, wenn die anderen Nato-Partner die Stationierung verweigert hätten? Dann wäre unserer Bevölkerung die Bedrohung nur noch sehr schwer klarzumachen gewesen. Wir müssen wohl annehmen, daß die Bundesregierung innerhalb des Bündnisses durch die Entscheidung der USA stark gebunden war. Eine Entscheidung von dieser historischen Bedeutung hätte nicht unter solchem Zeitdruck gefällt werden dürfen. Die Dänen hatten immerhin sinnvollerweise ein Moratorium vorgeschlagen. Der richtige erste Schritt wäre gewesen, abzurüsten statt aufzurüsten.

KONKRET: Kann man die Gefahren konkretisieren, die von den geplanten neuen Mittelstreckenraketen ausgehen werden?

LUTZ: Wir sollen rund 200 Systeme bekommen, deren Stationierung auch damit begründet wird, daß die mobil seien, daß sie in bevölkerungsarmen Gebieten der Bundesrepublik bewegt werden können. Diese neuen Systeme werden im Ernstfall »abgedeckt« durch die SS 20, von der jede drei Sprengköpfe haben soll mit je 200 Kilotonnen Sprengkraft. Rechnen wir das durch unter der Voraussetzung, daß jede SS 20 etwa 50 Quadratkilometer vollständig zerstört; gehen wir ferner davon aus, daß die 200 neuen Nato-Systeme etwa ein Zehnfaches dieses Areals brauchen, um sich zu bewegen: Dann würde dies im Kriegsfall eine zerstörte Fläche von 100.000 Quadratkilometern ergeben. Damit würden 40 Prozent der Fläche der Bundesrepublik vernichtet, nur um diese neuen Waffen außer Gefecht zu setzen. An diesem Beispiel wird deutlich, daß im Atomzeitalter nicht jede neue Waffe mehr Sicherheit mit sich bringt — im Gegenteil. Selektive Unterlegenheit bedeutet mehr Frieden und mehr Sicherheit. Man muß nicht jede Waffe haben, über die der Gegner verfügt.

* TNF = Theatre Nuclear Forces = atomarer Kriegsschauplatz
** MRTNF = Middle Range Theatre Nuclear Forces = atomarer Kriegsschauplatz der Mittelstrecken-Waffen unter 1000 km Reichweite
*** LRTNF = Long Range Theatre Nuclear Forces = atomarer Kriegsschauplatz der Langstrecken-Waffen über 1000 km Reichweite

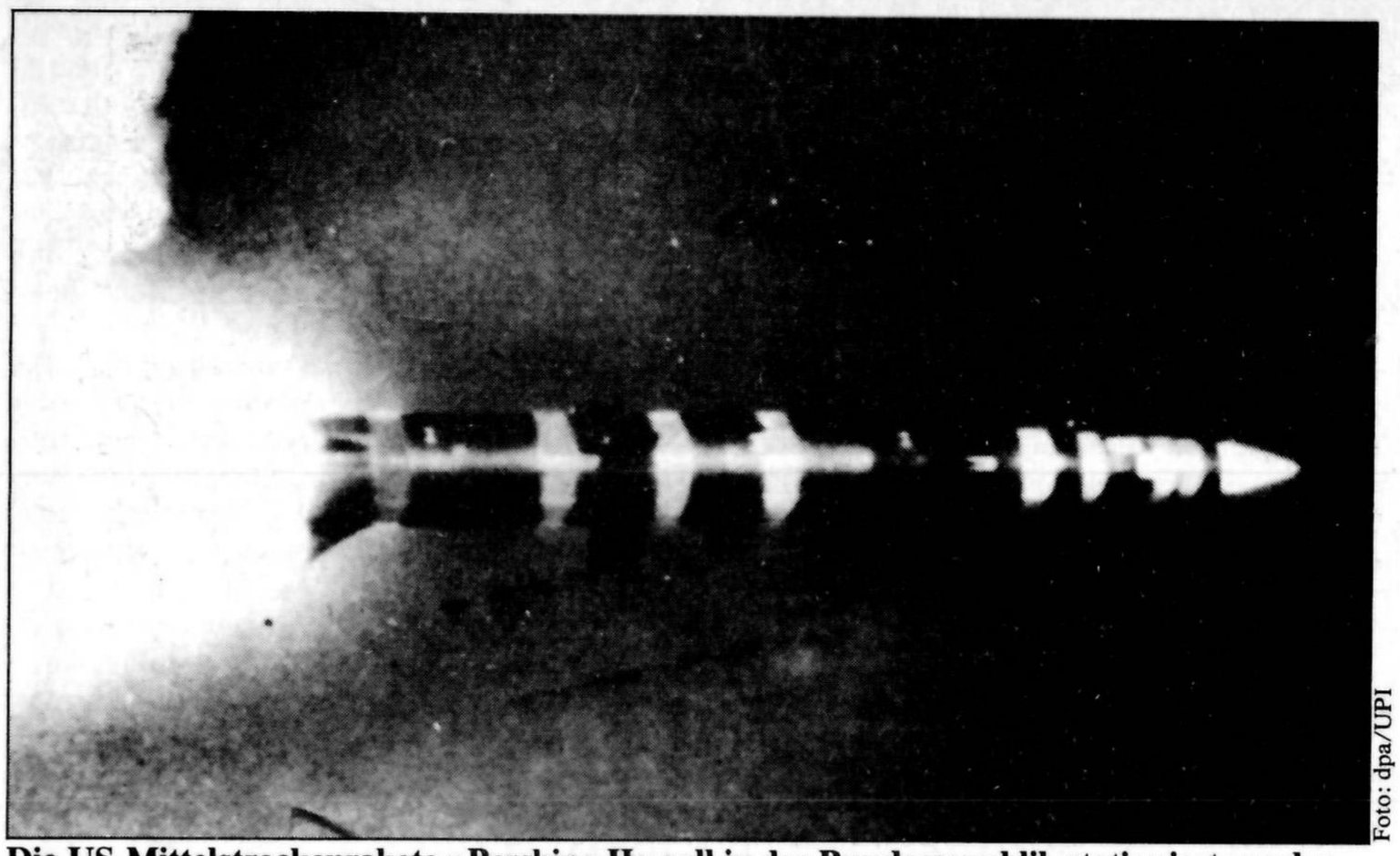


Foto: dpa/UPI

Die US-Mittelstreckenrakete »Pershing II« soll in der Bundesrepublik stationiert werden

Die Nachgeburt der Aufrüstung

Von Ulf Matthias Engberg

Die Aufrüstung ist tot, es lebe die »Nachrüstung«. Ein neues Wort, wer es erfand und wozu es gebraucht wird

SEIT der Unterzeichnung des Vertrages über die Begrenzung der strategischen Offensivwaffen vom 18. Juni 1979 durch Jimmy Carter und Leonid Breschnew scheint sich auf dem Gebiet der »Rüstung« etwas Grundlegendes gewandelt zu haben. Nach fast zehnjährigem 'Auf' und 'Ab' der Verhandlungen hat die öffentliche Entrüstung über die weltweite Aufrüstung einen Vertrag über Abrüstung ermöglicht und die drei um den Oberbegriff »Rüstung« versammelten Begriffe haben sich in der Reihenfolge »Aufrüstung«, »Entrüstung«, »Abrüstung« zu einer ausgewogenen »Rüstungs-Triade« stabilisiert. — Da tritt plötzlich, wie aus heiterem Himmel, ein neuer 'Begriff' auf: »*Nachrüstung*«. Obwohl wie selbstverständlich in den öffentlichen Diskussionen verwendet, ist seine Bedeutung nirgendwo präzise definiert. Weder »Der große DUDEN« noch das »umfassende Nachschlagewerk des deutschen und eingedeutschten Sprachschatzes« von Richard Pekrun, »DAS DEUTSCHE WORT«, kennen ihn. — Was verbirgt sich hinter diesem neuen Wort »Nachrüstung«? Und vor allem: wer hat das Wort in die Welt gesetzt?

Auf den ersten Blick unterscheidet sich der neue 'Begriff' »Nachrüstung« von seinem Vorgänger, dem Begriff »Aufrüstung«, auf zweifache Art: erstens suggeriert die veränderte Wortgestalt eine Veränderung der Bedeutung; es scheint sich 'etwas' geändert zu haben seit der Diskussion um die Neutronenwaffe. Zweitens wird das Augenmerk vom *Maß,* dem Verhältnis von Quantität und Qualität (der Rüstung), auf die *Zeit* abgelenkt. Der Begriff »Nach-Rüstung« täuscht einen *Vorsprung* der anderen Seite nicht nur hinsichtlich der Quantität bzw. Qualität, sondern auch *hinsichtlich der Zeit* vor. So kann mit seiner Hilfe, obwohl die Uhren in Ost und West gleich schnell laufen, 'Auf-rüsten' als ein Aufholen verlorener Zeit dargestellt werden. Die Bedeutungsverschiebung auf die Zeit hat den weiteren Vorteil, daß aus ihr das »*Argument der Dringlichkeit*« abgeleitet werden kann.

Untersucht man die beiden Begriffe »Aufrüstung« und »Nachrüstung« genauer, so entlarvt sich der Bedeutungsunterschied als *rein assoziativ*. Charles Sanders Peirce (1839-1914), der Begründer des »Pragmatismus«, einer philosophischen Theorie, auf die sich neben Helmut Schmidt auch die moderne Sprachwissenschaft beruft und die — nach Peirces eigenen Worten — »allein eine Methode (ist), die Bedeutung schwieriger Wörter und abstrakter Begriffe zu ermitteln« bemerkt hierzu: »Eine andere Täuschung besteht darin, einen bloßen Unterschied in der grammatischen Konstruktion zweier Wörter für einen Unterschied zwischen den Begriffen zu halten, die sie ausdrücken. In diesem pedantischen Zeitalter, wo der gewöhnliche Haufen der Schriftsteller so viel mehr auf Wörter als auf Dinge achtet, ist dieser Irrtum ziemlich verbreitet.« Weiter heißt es: »Vor all diesen Sophismen sind wir vollkommen sicher, solange wir in Betracht ziehen, daß die ganze Funktion des Denkens die ist, Gewohnheiten des Handelns zu erzeugen, und daß all das, was mit einem Gedanken verbunden, aber für dessen Zweck bedeutungslos ist, ein Zusatz zu ihm ist, aber kein Teil von ihm.« Und endlich: »So kommen wir schließlich zu dem Greifbaren und denkbarerweise Praktischen als der Wurzel jeder realen Unterscheidung des Denkens, gleichgültig wie subtil sie sein mag; es gibt keinen Bedeutungsunterschied, der so fein wäre, daß er in etwas anderem bestünde als in einem möglichen Unterschied der praktischen Tätigkeit.« Die »praktische Tätigkeit«, die sich hinter dem Begriff »Nachrüsten« verbirgt, ist aber nichts anderes als eine Aufrüstung mit dem Ziel der militärischen Überlegenheit der NATO über den Warschauer Pakt. (Eine ausführliche und hervorragende Darstellung dieses Sachver-

Die Begriffe, die man sich
von etwas macht, sind sehr wichtig.
Sie sind die Griffe, mit
denen man die Dinge bewegen kann.

BERTOLT BRECHT

Zeichnung: Michael Much Unterleitner

halts gibt der Aufsatz »Der Wiener Gipfel/Die Diskussion um die SS-20-Raketen und die Zukunft der Entspannung« von Gunnar Matthiessen; erschienen in: »Blätter für deutsche und internationale Politik« 7/79).

Die Frage, wer das Wort »Nachrüstung« in die Welt gesetzt hat, ist zwar wesentlich kürzer zu beantworten als die Frage nach der Bedeutung des Begriffs, doch der Weg zu ihrer Antwort kann nicht in Sätzen, sondern muß in Kilometern gemessen werden. Nachdem sein möglicher Entstehungszeitraum anhand des vorhandenen Materials für die Zeit zwischen August und September 1979 abgesteckt worden war, hieß es, Bibliotheken aufsuchen.

Das eigene Material, die Textdokumentation eines Großverlages, hatte zwei Belegstellen ergeben. In der »Süddeutschen Zeitung« vom 24. Sept. 1979 heißt es unter dem Untertitel: »Kohl fordert 'Nachrüsten' der NATO/Brandt: Sowjetische Führung nicht aggressiv«: »Auf die Frage, ob der Westen den sowjetischen Mittelstreckenraketen SS 20 Atomwaffen gegenüberstellen solle, sagte Brandt nach dem von 'Bild am Sonntag' übermittelten Text: 'Wenn durch Verhandlungen das Problem der SS 20 nicht zu lösen ist, wird leider nichts daran zu ändern sein, daß sich auch auf dem Gebiet der sogenannten eurostrategischen Waffen auf westlicher Seite etwas weiterbewegt.' Im Gegensatz dazu sprach sich der CDU-Vorsitzende Helmut Kohl in einem Interview der 'Welt am Sonntag' für ein Nachrüsten der NATO mit der Einführung weitreichender Mittelstreckenraketen aus.«

Das »Nachrüsten« in Anführungszeichen des Untertitels legte zwar die Vermutung nahe, Helmut Kohl sei der Wortschöpfer, aber der Hinweis, daß Kohls Äußerungen gegenüber der 'Welt am Sonntag' gemacht worden waren, erklärte die Anführungszeichen als Mittel zur Kennzeichnung eines Zitats. Die zweite Belegstelle fand sich in der »FAZ« vom 28. September 1979. Darin hieß es unter der Titelüberschrift »Nachrüstung und neue westliche Verhandlungsangebote«: »Die Bundesregierung verwendet das Wort 'Nachrüstung' mit Bedacht. Es soll klarstellen, daß sie und das Bündnis sich zu den bevorstehenden Rüstungsbeschlüssen unter dem Druck des sowjetischen Überlegenheitsstrebens gezwungen sehen.«

Also war die Bundesregierung für die Neuschöpfung verantwortlich? Sehr unwahrscheinlich, denn bereits am 7. September hatte sich der »Abrüstungsexperte der SPD, Alfons Pawelczyk« zur Frage der »Modernisierung der taktischen Nuklearwaffen der NATO« ausführlich in der »Frankfurter Rundschau« geäußert, ohne daß das Wort »Nachrüstung« gefallen war. Ebenso verhielt es sich mit einer Entgegnung auf Pawelczyks Artikel von CDU-Mitglied Carl Damm 17. September in derselben Zeitung. Auch hier keine Rede von »Nachrüstung«.

Der Gang zu den Bibliotheken schaffte endgültige Klarheit darüber, ob die Bundesregierung in Frage käme. Am 3. September schon hieß es nämlich in der »Welt«: »Nur Navy stärker als Russen. Kissinger: Sofort nachrüsten« und im Text: »Der Westen müsse jetzt mit der Nachrüstung beginnen. 'Wir können nicht mehr zwei oder drei Jahre warten', rief Kissinger aus.« Also war Henry Kissinger der Wortschöpfer? Weit gefehlt — und nicht nur, weil sich für das Wort »Nachrüstung« eine englische Wortbildung nur schwer vorstellen läßt. Das Wort läßt sich bis auf den 27. August 1979 zurückverfolgen. An diesem Tag, einem Montag, erschien im »Spiegel« ein Artikel über das Verteidigungsweißbuch der Bundesregierung, das erst am 3. September der Öffentlichkeit vorgestellt werden sollte. In dem einführenden Absatz schreibt der Autor Diethelm Schröder: »Im neuen, noch nicht veröffentlichten Verteidigungsweißbuch kündigt die Bundesregierung umfangreiche Nachrüstungen an — auch bei Atomwaffen.«

Ich habe das Weißbuch durchgesehen — der Begriff »Nachrüstung« findet sich an keiner Stelle. Dessen ungeachtet schreibt Diethelm Schröder (früher bei »Bild«) im »Spiegel«: »Daß die 'Nachrüstung' — ungeachtet der noch ausstehenden Nato-Entscheidung — auch Atomwaffen einbezieht, ist gleich an mehreren Stellen des neuen Weißbuches nachzulesen.« Einen Tag später, am 28. August 1979 gehen »Frankfurter Rundschau« und »FAZ« ausführlich auf den »Spiegel«-Artikel ein, ohne daß das Wort »Nachrüstung« als Begriff übernommen wird.

Gleich ob der ehemalige »Bild«-Redakteur Diethelm Schröder unter dem Zwang, sein dröges Referat über das Weißbuch durch eine neue Wortbildung aufzuputzen, die »Nachrüstung« erfunden oder ob ihm ein PR-Mann des Verteidigungsministeriums oder der Rüstungslobby die Sprachschöpfung eingeblasen hat: Seit jenem 27. August gibt es keine häßliche »Aufrüstung« mehr — das größte Rüstungsprogramm der Weltgeschichte heißt seit diesem Tag in allen Zeitungen und Zeitschriften, in allen Rundfunk- und Fernsehsendungen, in allen Regierungserklärungen und in allen Parteidebatten: »Nachrüstung«.

Der große Gleichschalter Joseph Goebbels hätte seine Freude gehabt an dieser sprachlichen »Endlösung« der Aufrüstungsfrage. □

Die Ratte, die Geschichte schrieb...

1967. Rudolf Augsteins Projekt einer liberalen Zeitung für Berlin, als Antwort auf die große Koalition, wird - kaum 1 Jahr alt - eingestellt. Der Spiegel toleriert niemanden links von sich. Die Leute des Projekts „Heute" gründen daraufhin das „berliner EXTRA-Blatt", das vier Monate später pleite ist. Grund: Boykott der Kioske, überhasteter Aufbau und zu schmale Finanzdecke.
Sie kommen wieder. Der „berliner EXTRA-dienst" erscheint 2x wöchentlich und entwickelt sich in der Folge zu einem „Organ zur Verbreitung höheren Orts unerwünschter Nachrichten" (Tagespiegel). **Böll und Wallraf** äußern sich **positiv** und publizieren im ED. **Walser** bezeichnet den ED als **„einziges Blatt,** das er von der ersten bis zur letzten Zeile liest." Auch andere Prominenz meldet sich zu Wort. **F.J. Strauß** identifiziert sich in einem rotierenden Hakenkreuz des Karikaturisten Rainer Hachfeld und **klagt.** Die **Polizeiführung** befindet auf „Zersetzung der Polizei" und **klagt** ebenfalls. Die **Berliner SPD** findet Wortprotokolle ihrer Vorstandssitzungen und **ärgert sich. Schering** fühlt sich **brüskiert,** als der ED den Duogynon-Skandal aufdeckt und muß das Präparat vom Markt ziehen. Der Wanderpreis des ED, die „Unterwanderratte", alljährlich an besonders heftige „Unterwanderungsgläubige" verliehen, macht die Runde. Der Polizeipräsident, der SPD-Vorstand und der Intendant des SFB haben die zweifelhafte Ehre. Das **Auswärtige Amt** in Bonn fühlt sich **schmerzlich auf den Fuß getreten,** als der ED anhand von Telegrammen der Lissaboner Botschaft den Nachweis der Einmischung in die Portugiesische Revolution erbringt. Das von der **Bundesanwaltschaft** eingeleitete Verfahren wegen **„landesverräterischer Fälschung"** wird eingestellt. Die Telegramme sind echt. Einige Diplomaten, vom AA als Informanten des ED verdächtigt, müssen den Dienst quittieren.

Die Neue Jetzt täglich
TAGESZEITUNG

Nach mehr als 10 Jahren können die Leute vom ED ihre Supervision einer Tageszeitung realisieren. Als DIE NEUE im September 1978 erstmals als Nullnummer erscheint, **gratuliert auch die Justiz.** - Mit einem **Untersuchungsverfahren.** Grund: DIE NEUE zitiert aus den Akten im Fall des einem Lauschangriff ausgesetzten Kernphysikers Traube. Der beabsichtigte Prozeß fällt unter den Tisch. Seit Mai 1979 erscheint DIE NEUE täglich außer sonntags und montags. **Ihr entscheidender Vorteil: Brisante Themen, die andere scheuen.**

Die NEUE kostenlos für eine Woche zum Kennenlernen bestellen — Oder gleich abonnieren. Das Abo kostet im Vierteljahr DM 46,50. Scheck mitschicken oder per Postscheck. Name und Adresse nicht vergessen.

Ausschneiden und einsenden an:

DIE NEUE Abt. W 12
Oranienburger Str. 170/172
1000 Berlin 26

Name _____
Straße _____
Plz /Ort _____
Unterschrift _____

Kreidekreise auf dem Asphalt: Tatort Berlin am Gründonnerstag 1968

Sanft war er, sanft, ein bißchen zu sanft — wie alle echten Radikalen

Von Michael Schneider

»Sie fiel, weil sie zu stolz und kräftig blühte.
Die abgestorbene Eiche steht im Sturm
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder
Weil er in ihre Krone greifen kann.«
Heinrich von Kleist, Penthesilea

»DER Tod ließ sich Zeit. Elf Jahre lang /Hat er gewartet. Ach Possen/Todtraurige Possen treibt das Leben/Mit den Toten auf Urlaub!«, sang Wolf Biermann um Rudi Dutschke: Antiker Klagegesang im überfüllten Audimaximum der Freien Universität, der einstigen Hochburg der antiautoritären Protestbewegung, dieser revolutionären Kopfgeburt von 1968, deren Herz — ein damals verpöntes Wort — Rudi Dutschke war. Wenn er das Herz auch nicht auf der Zunge trug, die sich leicht zu komplizierten begrifflichen Abstraktionen verstieg, so spürte man doch in der Art, *wie* er mit den Augen sprach, wie er lachte und zuhören konnte, die Offenheit und Herzlichkeit dieses Menschen, der im Plural nicht nur dachte, sondern auch lebte.

Sterben mußte er dennoch allein. »Der Tod ist der letzte Sargnagel auf die Utopie« (Bloch), und er ließ Dutschke, diesem unermüdlichen Vorkämpfer der »konkreten Utopie«, keine Zeit, sich »auf dieses letzte große Abenteuer« vorzubereiten.

Die bürgerliche Presse hat Rudi Dutschke ausgedehnte und — mit Ausnahme der »FAZ«, der »Neuen Frankfurter Presse« und des »Spiegel« — sogar respektable Nachrufe gewidmet. Jetzt, da er unter der Erde ist, wird er vom liberalen Bürgertum rehabilitiert, das doch vor elf Jahren, bei aller pflichtgemäßen Entrüstung über das Attentat, seine heimliche Genugtuung darüber, daß der vom Springerkonzern aufgehetzte Josef Bachmann den »Rädelsführer der Krawalle« endlich aus dem Verkehr gezogen hatte, nur schlecht verhehlen konnte. Freilich wird nur die Person Dutschke rehabilitiert, nicht die Bewegung, die er verkörperte — weder die alte von 1968 noch die neue, rot-grüne, für die er sich zuletzt engagierte. Die »moralische Substanz« seiner Person wird nicht ohne Pathos gewürdigt, die politische Substanz seines von Marx, Bloch und Marcuse inspirierten Denkens aber abgetan als weltfremde Utopie. Man kennt sie, die scheinheiligen Volten der konservativen Moralapostel und der liberalen Positivisten, als deren Perfidester sich wieder einmal Rudolf Augstein erwiesen hat.

Wie sehr muß dieser eitle Presse-Konzern-Herr durch den Menschen und Marxisten Rudi Dutschke in seinem »Spiegel«-glatten Selbstverständnis aufgestört worden sein, daß er ihm einen solchen Nachruf ins Grab schicken muß: »Ein Geistesheros war er sichtlich nicht. Aber von ihm ging zweierlei aus: eine bezwingende Rednergabe und eine Unschuld des Denkens, die unsereinem das Jesus-Kind in seiner bethlehemitischen Reinheit deutlich werden ließ: Unkorrupt bis ins Mark!« Da neidet ein moralischer und intellektueller Zwerg, der groß erscheint nur durch die allwöchentliche Millionen-Auflage seines Bilderblatts, einem moralischen, charakterlichen und politischen Riesen seine Größe! Daß sich Dutschke »nicht entschließen konnte ... die Welt als eine Gewordene anzuerkennen«, schon gar nicht das von Ironie und Zynismus zerfressene »Welt«-Bild des »Spiegel«, das hat ihm dessen Herausgeber bis heute nicht verziehen. Und noch vor dem Jüngsten Gericht wird er Rudi Dutschke dafür verklagen, daß dieser ihn damals um eine politische Spende von 10.000 Mark anging (damit Horst Mahler weiter verteidigen konnte), ohne sich deshalb vom liberalen Establishment, d.h. von jenen Leuten einkaufen zu lassen, die — nach Dante — weder gut noch böse sein können, weil sie sich stets aus allem heraushalten und daher schon zu Lebzeiten in der »Vorhölle« Platz genommen haben.

Menschlichkeit in der Revolte

Ach, wie schlecht diese Herren denjenigen gekannt haben, dem sie jetzt ihre Nekrologe widmen. Sie alle bescheinigen ihm das,

Dutschke bei einer Podiumsdiskussion im Hamburger Audimax 1967

Dutschke wird 1978 nach einer Anti-Schah-Demonstration festgenommen

»Wir müssen die bürgerliche Revolution nachholen«: Dutschke bei den Grünen

was man gemeinhin »Charisma« nennt (einer der hilflosesten Begriffe bürgerlicher Soziologie): Eine ungewöhnliche Rednergabe, eine fast demagogische Überzeugungskraft. Die hatte er wohl, aber die haben Strauß und Wehner auch, wie Augstein selber sagt. Die Rednergabe gehörte zu Rudi's politischem Handwerkszeug; aber das Handwerkszeug war nicht, was ihn ausmachte, sondern: Daß er das wirklich meinte, was er dachte und mit seiner *ganzen* Person dafür einstand. Wenn er »Charisma« hatte, dann in einem radikal anderen Sinn, als die Vergötzer der Rhetorik und die Fetischisten des Kehlkopfs (Dutschkes »heisere, suggestiv surrende Stimme« — so Habermas in der »Zeit«) meinen: Er hatte Achtung vor den Menschen und ein Ohr für den »Geringsten unter seinen Brüdern« und Genossen. Denn auch als radikaler Marxist hat er sein christlich-humanistisches Erbe nie verleugnet.

Rudi war im Wortsinne arglos, d.h. ohne Arg, ohne Falsch. Und er hatte ein fast kindliches Vertrauen zu den Menschen, das mir manchmal auch naiv vorkam: Den ausgefuchstesten und verschlagensten Genossen, die es im SDS auch gab, begegnete er mit der gleichen Wärme und dem gleichen Vertrauen wie seinen Freunden. Ich weiß bis heute nicht, ob diese fast unterschiedslose Zugewandtheit und Offenheit sich mangelnder Menschenkenntnis oder jener höheren Art von Humanität verdankte, die Goethe meinte: »Sieh' einen Menschen so wie er ist, und er wird schlechter. Sieh' ihn so, wie er gerne sein möchte, und er wird besser!« Jedenfalls habe ich im SDS oft beobachten können, wie selbst die zugeschnürtesten und verängstigten Genossen sich bei Rudi plötzlich aufmachten, wie die Arrogantesten und Bissigsten in seiner Gegenwart zahm wurden. Auch darin war er ein Vorkämpfer der »konkreten Utopie«: Er verstand es, die besseren Seiten der Menschen, ihr »alter Ego« gleichsam, freizusetzen, indem er ihnen erst einmal einen Vertrauens-Vorschuß gab. Diese Gratis-Zuwendung wurde oft belächelt, war sie doch eine außerordentlich seltene Haltung in dem von emotionalem Geiz geprägten psychischen Klima der studentischen Organisationen und Gruppen von 1968.

Zwischen diesen revoltierenden Berliner Intellektuellen, denen — bei aller Militanz und rhetorisch-politischer Kraftmeierei — die Spuren einer düstern Nachkriegs-Kindheit und die Stigmen einer postfaschistischen Erziehung anzumerken waren, wirkte Rudi Dutschke fast ein wenig exotisch: So herzlich, frei und zugewandt, so bar aller Ängste, die unsereinen damals plagten. Vor wissenschaftlichen und politischen Autoritäten schien er so wenig Bammel zu haben wie davor, sich durch sein radikales politisches Engagement den Weg zu einer bürgerlichen Karriere zu verbauen — eine Angst, die doch so manchen der »verlorenen Söhne« nach ihrem kurzen revolutionären Höhenflug wieder heim ins gesicherte Reich der väterlichen Wertordnung kehren ließ. Daß dieser radikalen Intellektuellen-Bewegung damals so bald die Luft ausging, hatte seinen Grund nicht zuletzt darin, daß ihre emotionalen Antriebskräfte mehr aus kleinbürgerlichen Aggressionen und Haßgefühlen (vor allem gegen ihre Ex-Nazi-Eltern-

häuser und gegen eine autoritäre Sozialisation) denn aus libidinösen Quellen gespeist wurden — was ihre psychische Auszehrung beschleunigte.

Rudi Dutschke war da anders: Seine geballte Faust konnte sich auch wieder zum Händedruck öffnen. Er litt nicht, wie die meisten von uns, denen nach einem zwanzigjährigen Schlaf plötzlich der Geist der Väter in Nazi-Uniform erschienen war, an einem »Hamlet-Komplex« (wie exemplarisch der Schriftsteller Bernward Vesper, der seinen verinnerlichten Nazi-Vater nur »überwinden« konnte, indem er sich selbst umbrachte). Seiner Wut und seiner Militanz haftete nichts Selbstzerstörerisches, nichts Pathologisches und Menschenfeindliches an; sie war nur die andere, die empörte Seite seiner christlich imprägnierten Menschenliebe, Ausdruck seiner »tätigen Solidarität« mit den »Erniedrigten und Beleidigten«, die selbst den politischen Gegner mit einbezog.

Auf einer der ersten großen Massen-Demonstrationen in West-Berlin, bei der eine Garde der Jungen Union die roten Fahnen und Spruchbänder der demonstrierenden Studenten zerriß und sich vor deren Zorn auf einen Baukran rettete — in dieser aufgeheizten Stimmung, in der manch einer den jugendlichen CDU-Provokateuren fast gewünscht hätte, daß sie vom Baukran fallen, war — wie Erich Fried berichtete — Rudis erste Reaktion Besorgnis statt Schadenfreude: »Mein Gott, wenn die da runterfallen!« Und er beschwichtigte die aufgebrachten Studenten, indem er durchs Megaphon rief: Beruhigt Euch, Genossen! Die können *noch* nicht anders!« So verstand Rudi Dutschke die Menschlichkeit in der Revolte!

Selbstkritik statt Sektierertum

Was ihn vor allen anderen Sprechern und Führern der Protest-Bewegung auszeichnete, war außer seiner Menschlichkeit, seiner Unbestechlichkeit, seiner Immunität gegen jegliches Prestige-Denken vor allem seine Fähigkeit zur Selbstkritik — eine Fähigkeit, die sich seinem völlig uneitlen Wesen und seiner lebendigen Auffassung vom Marxismus verdankte. Rudi bestand — entgegen allen orthodox-marxistischen Auffassungen von der objektiven Determinierthiet der Kapitalbewegung und der Klassenkämpfe — auf der »Subjekthaftigkeit der Geschichte«, d.h. darauf, daß die Menschen ihre Lebensgeschichte *selber* machen (was ihm oft den Vorwurf des »Voluntarismus« eintrug). Daß »die Erzieher selbst erzogen werden müssen« (Marx) und daß erst der Zusammenhang von Weltveränderung *und* Selbstveränderung das politische Handeln zur revolutionären Praxis im Marx'schen Sinne macht, diesem Grundsatz ist Dutschke bis zuletzt treu geblieben. Als er nach dem Attentat, infolge der Beschädigung seines Sprachzentrums, die eigene Muttersprache wie eine Fremdsprache wieder neu erlernen mußte, unterlief ihm beim Lesen der Marx'schen Feuerbach-Thesen ein charakteristischer Lese-Fehler: »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, *sich* zu verändern!«, während es im Original heißt: »Es kommt aber darauf an, *sie* zu verändern!« Der ihn betreuende Freund und Psychologe Ehleiter weist Rudi auf seinen Fehler hin. Der stutzt, dann lacht er: Er findet den »Fehler« richtig! Bereits fünf Wochen nach dem Attentat bekennt der Rekonvaleszent: »Ich habe Fehler gemacht. War einfach noch zu jung, um Politiker zu werden!«

Diese Fähigkeit zur permanenten Selbstkritik und zum prozeßhaften Denken machte ihn auch gefeit gegen jegliche Form des Sektierertums, das in der Niedergangsphase der Studentenbewegung und danach zur vollen Blüte gelangte. Als sich Rudi nach seiner Ausweisung aus dem englischen Exil in der dänischen Stadt Aarhus niederläßt und sich von hier aus wieder in das politische Leben der BRD einzumischen beginnt, beteiligt er sich nicht am kleinlichen Gezänk der frisch gebackenen Aufbau-Parteien und K-Gruppen, die »mit einem Bein in der leeren Vergangenheit ... den größeren Teil ihres Gehirns wieder einer östlichen Supermacht übergeben«. Dennoch geht er auf seine sektiererischen Gegner ein, ohne sie zu denunzieren, und hält mit allen Gruppen und Fraktionen der ehemaligen APO — von den linken Sozialdemokraten und Jusos bis hin zu den »KPD«lern — Kontakt. Auch die gestrandeten Akteure der RAF, deren politische Theorie und Praxis er entschieden ablehnt, grenzt er aus seinen menschlichen Beziehungen nicht aus; viele von ihnen besucht er im Gefängnis und korrespondiert mit ihnen. 1974 wird er Mitglied des »Sozialistischen Büros Offenbach«, in welchem er »die Erbschaft der sechziger Jahre den Bedingungen gemäß am meisten durchgehalten sieht«. Vorsichtig beginnt er von diesem Stützpunkt aus den arg zerfledderten Nachlaß der durch die »zweite Restauration« (Oskar Negt) zerschlagenen und durch politische Selbstabdankung verflüchtigten Protest-Bewegung zu sichten.

Jetzt zeigt sich erneut, daß für Rudi Dutschke der Marxismus der »Kopf der Leidenschaft« ist, statt eine bloße »Leidenschaft des Kopfes« (Marx), wie für so viele seiner ehemaligen Mitstreiter, die ihre »tendenzgewendeten« Köpfe längst in den Sand gesteckt haben. Gegen das Leichengift der Resignation und des Renegatentums, das innerhalb der ehemaligen Links-Intelligenz epidemisch um sich greift, ist er genauso immun wie gegen die Verkalkungen und Verknöcherungen des Sektierertums in der K-Gruppen-Randzone. Die Politik als permanente Einmischung, als permanente Änderung und Selbstveränderung ist für ihn keine bloße Laune oder, wie für so viele, der Sturm- und Drang-Ersatz einer verpaßten Jugend gewesen; sie ist und bleibt vielmehr eine wirkliche Passion.

Rudi und die protestantische Ethik

Für mich allerdings — das will ich an dieser Stelle nicht verschweigen — hatte diese seine Passion auch ihre starren, asketisch-lustfeindlichen Züge. Es war schwer, mit Rudi über etwas anderes zu sprechen als über Politik. Manchmal hatte ich das Gefühl, daß seine Wahrnehmung so ausschließlich aufs Politisch-Allgemeine konzentriert war, daß ihm der Sinn für das Individuell-Besondere und Atmosphärische einer Situation für das, was Bloch den »Glanz des Unscheinbaren« nennt, leicht entging. Über der Politik schien er alles andere vergessen zu können, sowohl seine eigene subjektive Befindlichkeit als auch die seiner Gesprächspartner. Als Leistungssportler, Moralist und protestantischer Asket war er, glaube ich, nicht sehr begabt zum Genuß und zur schöpferischen Gestaltung des Augenblicks.

Zwar verfügte er in seiner politischen Theorie und Praxis über jenes »weitest reichende Fernrohr, das notwendig ist, um den wirklichen Stern Erde zu sehen, und das Fernrohr heißt konkrete Utopie« (Bloch); aber er vermochte diese nur selten auch in den kleinen Dingen und Ereignissen des Alltags zum Vorschein« zu bringen. Seine Glücksvorstellung war immer auf ein gesellschaftliches Jenseits bezogen, nicht so sehr aufs Hier und Jetzt. Als ob die alte christliche Jenseits-Vorstellung in seinem Denken nur politisiert und säkularisiert worden sei: Eine sozialistisch protestantische Ethik sozusagen, die als tätige Solidarität allerdings immer auch den »konkreten Menschen« meinte. Aber daß »Utopie nur um der zu erreichenden Gegenwart willen (arbeitet) ... und gerade deshalb nicht einen ewigen Abstand von dem Objekt (intendiert), mit dem sie vielmehr zusammenzufallen wünscht« diesen Anspruch des Bloch'schen Utopie-Begriffs vermochte Rudi Dutschke und die amusische »Neue Linke« kaum zu konkretisieren.

»Die Sinnlichkeit muß die Basis aller Wissenschaft sein« — von diesem Ausspruch des frühen Marx war Rudi Dutschke noch ziemlich weit entfernt; ja, wie mir schien, in den letzten Jahren weiter denn je. Als ich ihn vor zwei Jahren bei einer Podiums-Diskussion mit Ota Sik u.a. über den Prager Frühling zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder öffentlich reden hörte, war ich ein wenig erschrocken: So politisch richtig und engagiert sein Beitrag auch war, so stand er doch noch völlig im Banne der 68er Rhetorik. Umständlich erklärte Rudi den begrifflichen Unterschied zwischen »Produktivkräften« und »Produktionsverhältnissen«, die Hegel'sche Differenz zwischen »konkret« und »konkretisch« völlig über die Köpfe der zumeist jugendlichen Zuhörer hinweg, die ihm zwar Beifall spendeten, aber mehr der wiederauferstandenen Symbolfigur einer längst vergangenen und zerschlagenen Bewegung als dem Redner auf dem Podium, dessen politische Mission nur wenig Adressaten zu finden schien.

Treue zu den alten Idealen

Aus Gesprächen mit Rudi weiß ich, wie groß seine Enttäuschung über die zunehmende Geschichtslosigkeit und den eklatanten Theorie- und Praxis-Verlust der alt gewordenen »Neuen Linken« war. Viele seiner ehemaligen »Mitstreiter« hatten im Eiltempo ihre bürgerliche Karriere in- und außerhalb der Unis nachgeholt oder den Weg in die »Neue Innerlichkeit« dem »Langen Marsch durch die Institutionen« vorgezogen. Nun war Rudi kein Mensch, der sich dem Gefühl der Resignation ergeben hätte. Auf Enttäuschungen reagierte er stets mit Tatkraft, mit verdoppelter Initiative. Meinem Eindruck nach stellte er sich damals unter einen neuen, zusätzlichen Druck: Er

OTTO KÖHLER

Springers schöne Leich

Die Teufelssaat entwickelt sich

AUF der Trauerfeier für den toten Sprecher der Protestgeneration sagte Erich Fried: »Die eigentlichen Mörder von Rudi Dutschke leben und morden weiter.«

Schon vier Tage später haben sie sich wieder gemeldet, die großen Schreibtischtäter, deren Wort die Sicherungen an der Pistole des kleinen Attentäters Bachmann löste. Im intellektuellen Leitorgan des Springer-Konzerns, in der »Welt«, holte ein führender Redakteur des Hauses unter dem Pseudonym »Pankraz« — wie er angab: — »ohne jede Häme« zu der Erklärung aus, warum Rudi Dutschke — ich zitiere wörtlich — »bayerisch gesprochen zur 'schönen Leich' wurde«.

Warum Rudi Dutschke tot ist, das darf außerhalb des Springer-Konzerns gesagt werden. Er starb an den Folgen des Mordanschlags von 1968, für den die vom Springer-Konzern ausgegebenen Parolen gegen Studenten allgemein und Dutschke im besonderen verantwortlich waren. Damals, als Studenten noch mit harmlosen Eierwürfen vor dem Amerikahaus gegen den Napalmkrieg der USA gegen Vietnam protestierten, forderte Springers »Berliner Morgenpost« bereits: »Störenfriede ausmerzen.« Eierwerfer wurden solange als Terroristen abgestempelt, bis einige von ihnen tatsächlich zu Steinen griffen und sie in die Fenster von Springer-Filialen warfen — bei Springer setzte man sie sofort mit den SA-Schlägern der Reichspogromnacht von 1938 gleich.

Doch die Pogrom-Stimmung schufen Springers Zeitungen. Springers »BZ« griff den Berliner Senat an, weil er zuwenig gegen die Studenten tue. Und die Gerichte, weil sie den Studenten das Recht zu demonstrieren nicht absprechen wollten. Springers »Bild« nannte die Studenten »gemeingefährlich« und »lebensgefährlich« und forderte »Stoppt den Terror der Juni-Roten jetzt!« Und dort stand auch der Schlüsselsatz für die Lynch-Hysterie, die jetzt in Westberlin aufkam: »Man darf über das, was zur Zeit geschieht, nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Und man darf auch nicht die ganze Dreckarbeit der Polizei und ihren Wasserwerfern überlassen.«

Attentäter Bachmann übernahm die Dreckarbeit und schoß. Rudi Dutschke überlebte, schrieb seinem Attentäter ins Gefängnis, konnte ihn aber nicht davon abhalten, daß er sich das Leben nahm, als er erkannte, wie und für wen er mißbraucht war.

Jetzt, da Rudi Dutschke tot ist, durfte man erwarten, daß die Leute, die ihm den Bachmann auf den Hals gehetzt hatten, endlich still halten und den Tod respektieren. Aber nein, Springers »Welt« mokiert sich über den — wie sie sagt — »offiziösen Leichenzug in Berlin«. Wer denn da überhaupt gestorben sei, will sie wissen, »ein geliebter Landesvater, der dem Gemeinwesen ein Leben lang gedient, es zur wirtschaftlichen und kulturellen Blüte geführt« habe. Oder ein »großer Komponist oder Künstler, dessen Werk Tausende und Abertausende von Herzen erfreuen«? Nein, sagt die »Welt«, es war nur Rudi Dutschke und — so wörtlich — »Von ihm gibt es keine künstlerischen oder literarischen Werke, die ihn überdauern werden, nur ein leider sehr schlecht geschriebenes, faktisch unlesbares Zitatenkompendium, das schon heute in irgendwelchen Bibliotheken verstaubt.«

Den Herren des Springer-Konzerns genügt es nicht, daß Rudi Dutschke endlich tot ist. Damals trafen die Schüsse des Attentäters sein Gedächtnis — er gewann es wieder. Jetzt sollen die Schüsse aus dem Springer-Haus unser Gedächtnis an ihn zerstören — das kann nicht gelingen.

Doch Rudi Dutschke starb nicht allein.

Springers Sohn, der — wie man aus dem Verlagshaus hört — tapfer war, stets auf der Seite der Schwächeren stand und so manches in dem Konzern ändern wollte, verlor die Kraft und erschoß sich zehn Tage nachdem Rudi Dutschke an den Folgen des Mordanschlags gestorben war. Springer junior hatte noch mitansehen müssen, wie »Bild« die infame Schlagzeile »Dutschkes Tod in der Badewanne« verbreitete. Und er hatte in der von ihm mitredigierten »Welt am Sonntag« die Lüge lesen müssen, daß Dutschke jetzt »Opfer der Gewalt« geworden sei, deren Sturm er selbst entfacht habe. Axel Springer junior beging Selbstmord in der Nacht vor dem Tag, an dem Rudi Dutschke beerdigt wurde. Er hat seine Motive für sich behalten. Doch die Frage muß gestellt werden: Auch er ein Opfer der Gewalt, die von diesem Verlagshaus ausgeht? □

wollte sich und den vielen ins System reintegrierten oder aus der politischen Szenerie resigniert ausgestiegenen »Genossen« beweisen, daß er durchgehalten habe. Daß er, allen Unkenrufen zum Trotz, seinen alten politischen Grundsätzen und Idealen treu geblieben war. Daß für ihn der Kampf weiter gehe. Nicht zuletzt deshalb stürzte er sich in eine Hyperaktivität, die seine schwer angeknackste Gesundheit vollends ruinieren mußte; reiste von Stadt zu Stadt, von Kongreß zu Kongreß, ließ keine politische Großveranstaltung, keine Gelegenheit des öffentlichen Auftretens aus — und schlief dabei kaum mehr als vier Stunden täglich, obwohl die Ärzte ihm mindestens acht Stunden Schlaf verordnet hatten.

So gesehen waren es nicht nur die Kugeln des vom Springer-Konzern aufgeputschten Attentäters Bachmann, die ihn, den »Toten auf Urlaub«, schließlich niederstreckten (wie die Linke es richtig und doch allzu bequem sieht); sondern es war auch Rudis jahrelanger, verzweifelt optimistischer Amoklauf gegen ein sich ausbreitendes Klima politischer Resignation, das doch viele seiner einstigen Anhänger, die jetzt sein Tod betroffen macht, mit heraufbeschworen hatten. Hier liegt, so meine ich, das verborgene subjektive Moment seiner Tragödie, das den Schüssen des Attentäters erst ihre späte Wirkung verlieh. Ich betone dies deshalb, weil die Linke schon Tradition hat in der Veränderung der »Privat«-Tragödien ihrer einstigen Identifikationsfiguren, an denen sie — vermittelt, indirekt, oft durch bloße Passivität — auch ihren Anteil hat.

Rudis politisches Vermächtnis

Es ist umso bitterer, daß Rudi Dutschke zu einem Zeitpunkt starb, da die sich langsam in den Bürger-Initiativen, der grünen und der Antiatom-Bewegung reorganisierende Linke ihn, nach jahrelanger relativer Isolation, wieder dringend gebraucht hätte. Seine in den letzten Jahren veröffentlichten Beiträge und Analysen belegten erneut sein völlig unsektiererisches Herangehen an die Probleme der Gegenwart, seine enorme Lernfähigkeit und nicht zuletzt seine Courage, auch vor der Linken tabuierte Themen wirklich anzugehen. Seine Thesen zur »nationalen Frage«, die eine heftige Diskussion auslösten; sein Kommentar zu den neuen Indochina-Kriegen, die die Linke völlig ratlos machten; seine sich vertiefende, durch die Freundschaft mit dem ehemaligen Spanienkämpfer Günter Berghahn angeregten Analysen des »asiatischen Kommunismus« mit seinen sich über die Jahrhunderte stagnierend erhaltenden despotisch-bürokratischen Herrschaftsformen, für die die Linke bislang keinen Blick und kein analytisches Instrumentarium hat, wiesen Rudi Dutschke noch zuletzt als marxistischen Theoretiker in der Tradition Rosa Luxemburgs aus.

In den letzten Monaten seines Lebens richtete er seine Hauptenergie auf die Reorganisierung der zersplitterten Sozialisten und Radikaldemokraten im Lande. In den Bürgerinitiativen, der grünen und Antiatom-Bewegung sah er eine neue Massenbewegung entstehen, die auch Elemente der al-

ten APO wie Basis-Demokratie, alternative Lebensformen, außerparlamentarische Aktion in sich trägt; wobei er angesichts der Formierung des Strauß-Dregger'schen Rechtskartells den Stellenwert der parlamentarischen Repräsentanz der Sozialisten und radikalen Basis-Demokraten neu zu bestimmen suchte. Eben daß der Marxist Dutschke kein »Grüner« im engen Sinne war, machte sein Engagement für die Grünen so wichtig. Sein von den Veteranen der Studentenbewegung oft belächeltes Engagement für die »Grünen« entsprang aber weder einer alten APO-Nostalgie noch einer opportunistischen Ideologie der »Bewegung um der Bewegung willen«, wie die »FAZ« ihm zuletzt unterstellte; vielmehr einem neuen politischen Denkansatz, der die Entwicklungsstufe der sozialökonomischen Widersprüche im letzten Viertel dieses Jahrhunderts richtig erfaßte. So sagte Dutschke nach dem Wahlsieg der Bremer »Grünen«, an dem er mitgearbeitet hatte: »Alle wissen, daß der Weiterbestand der Gattung in Frage steht. Es geht heute nicht mehr nur um ein Klasseninteresse ...« und an anderer Stelle: »Die trotz Krise weiterschwellende Wachstumsbesessenheit und die Gesellschaft und Natur bedrohenden Destruktivkräfte haben einen Zustand erreicht, in welchem es von elementarar Bedeutung ist, daß sich die sozialistischen (und radikaldemokratischen) Kräfte im Lande daran machen, eine politisch-organisatorische Widerstandskraft zu werden.«

Zu diesem Zweck muß — nach Dutschkes Auffassung — auch die Bündnis-Taktik den neuen Bedingungen angepaßt werden. Das heißt, es kommt in dieser Phase darauf an, *alle* bündnisfähigen Kräfte, also auch die aus dem Bürgertum und dem christlich-konservativen Lager, soweit sie ein »radikaldemokratisches Überlebensbedürfnis« haben, zu mobilisieren und für die Mitarbeit in der zu konstituierenden rot-grünen Partei zu gewinnen (was nicht heißen soll, daß die Linke an diese Bündnis-Partner für alle Zeit gebunden bleibt). Dutschkes Hoffnung war dabei, die ökonomische (gewerkschaftlich-antikapitalistische) und die ökologische Bewegung, Basis-Demokratie und Sozialismus auf lange Sicht zusammenzubringen, wobei er leninistische und stalinistische Traditionen entschieden ausschloß — ein »Maximalprogramm«, das freilich nur aufgehen könnte, wenn auch die traditionelle Arbeiterbewegung oder relevante Teile derselben ihre SPD- und DGB-Befangenheit (vor allem in der Wirtschafts-Energie- und Atompolitik) überwinden und zum konstitutiven Bestandteil dieser neuen Bewegung werden. Mit diesem Konzept, das in etwa den letzten Stand seiner politischen Überlegungen bezeichnet und als sein eigentliches politisches Testament angesehen werden kann, erwies sich Rudi Dutschke auf der Höhe der Zeit und stand im Begriff, wieder »Avantgarde« im besten Sinne zu werden (auch wenn seine Vermittlungsform, seine 68er- Rhetorik sich dringend hätte verjüngen müssen).

Mit seinem weit gespannten politischen Horizont, seiner antisektiererischen Grundhaltung, seiner politisch-organisatorischen Tatkraft und seiner großen Integrations- und Bindungsfähigkeit wäre Rudi Dutschke an der Spitze der jetzt gegründeten rot-grünen Partei ein Garant dafür gewesen, daß diese weder dem puren Ökologismus noch der »alternativen« Handwerkelei (mit antroposophischem Spinatanbau) anheimfällt. Als echter Basis-Demokrat und Luxemburgist wäre er zugleich ein Gewährsmann dafür gewesen, daß diese »vierte Partei« nicht den üblichen Weg des »langsamen parlamentarischen Hinüberwachsens« in einen vielleicht etwas umweltfreundlicheren Kapitalismus geht, mit einer rot-grünen Funktionärs-Bürokratie von morgen, die auf ihren Tantiemen sitzen bleibt. Als engagierter Internationalist, der immer in welthistorischen Kategorien dachte, hätte er zugleich dafür eingestanden, daß diese Partei über ihrem erst noch zu bestehenden nationalen Hindernislauf in und durch die Parlamente nicht die tätige und kritische Solidarität mit den Befreiungsbewegungen in den Ländern der Dritten Welt vergißt.

Die Bremer »Grünen« haben Rudi Dutschke kurz vor seinem Tod mit überwältigender Mehrheit zum Delegierten für den Gründungskongreß der rot-grünen Partei in Karlsruhe gewählt. Um so schmerzlicher ist sein Verlust für alle, die mit dieser Partei neue Hoffnungen verbinden. Sein politisches Vermächtnis jedoch wird weiterleben.

Foto: Michael Kipp

KONKRET SERVICE No. 15: Wichtige Büche

VOM ZUSTAND DES LANDES

Günter Wallraff: Zeugen der Anklage - Die 'BILD'-Beschreibung wird fortgesetzt
G.W. im Vorwort: »Dieses Buch handelt von der Willkür einer Macht, die jeder demokratischen Kontrolle entzogen ist. Es zeigt, wie Menschen in alltäglichen Lügengeschichten verhöhnt ... (und) ... von BILD in den Tod getrieben werden.« Unser Rat: Schnell bestellen, da unsicher ist, wie lang diesmal der Arm des Gegners ist. Als Memo: Der 'Aufmacher' darf lt. Hamburger Gerichtsbeschluß z.Z. nicht nachgedruckt werden! Kiepenheuer & Witsch, o.S. 16.80 ☐

R. Bechmann u.a.: BILD - Ideologie als Ware
Wallraff deckt in seinem neuen Buch Ungeheuerlichkeiten des Springer-Verlages auf. In »BILD - Ideologie als Ware« werden dazu die Hintergrundanalysen geliefert. Untersucht wird nicht nur, **wie** und **warum** BILD lügt und verdreht, sondern auch warum es dennoch von mehr als 10 Millionen Bundesbürgern **freiwillig** gelesen wird. VSA Verlag, 200 S., nur 12.80 ☐

Der Tod Ulrike Meinhofs. Bericht der internationalen Untersuchungskommission
Endlich legt der Verlag die erweiterte und überarbeitete 2. Auflage dieses wichtigen Buches vor! Fazit: »Die Ergebnisse ... legen den Schluß nahe, daß Ulrike Meinhof tot war, als man sie aufhängte ...« IVA-Verlag, nur 9.80! ☐

Karl Heinz Roth/Fritz Teufel: Klaut Sie!
Untertitel: (Selbst-) kritische Beiträge zur Krise der Linken und der Guerilla. Eine manchmal ironische, manchmal bittere, aber immer selbstkritische Auseinandersetzung der »Unbeugsamen von der Spree« mit dem aktuellen Zustand der Linken in unserem Land. Neu bei IVA! 119 S., 11 Mark ☐

Michael 'Bommi' Baumann: Wie alles anfing
Selten hat ein Buch seit seinem Ersterscheinen (1975) soviel (Gerichts-)Staub aufgewirbelt wie dieses: Der jugendliche Arbeiter Michael Baumann, genannt 'Bommi', beschreibt, erklärt und kritisiert darin seine Entwicklung zum Stadtguerilla. Dazu Heinrich Böll 1976 in KONKRET: »Dieses Buch ... zu beschlagnahmen, zu unterdrücken ... ist der falscheste Weg, den man einschlagen kann. Man sollte ... es ... vorschlagsweise in Schulen lesen, mit Kommentar versteht sich.« Hier die neueste Auflage für alle, die es noch nicht kennen. Trikont, 141 S., 10 Mark ☐

Ein Buch wird verboten. Bommi Baumann Dokumentation
Mit Beiträgen von H. Böll, Luise Rinser, Daniel Cohn-Bendit, Volker Schlöndorff u.a.m. Gewidmet allen Zensoren: The harder they come, the harder they fall, one and for all. Ein Lehrstück bundesrepublikanischer Wirklichkeit. Trikont, 176 S., 10 Mark ☐

Rudij Bergmann (Hrsg.): Nachrichten vom Zustand des Landes.
Essays, Gedichte, Satiren, Berichte, Statements. Der Zustand des Landes könnte besser sein, doch er ist nicht ohne Hoffnung. Gerade weil es eine große Gruppe von Demokraten gibt, die Kritik und Warnung so eindringlich formulieren. 50 Autoren, unter ihnen Chotjewitz, Hochhuth, Zahl und Zwerenz. Anrich Verlag. 288 S. 25 Mark. ☐

Holger Strohm: Friedlich in die Katastrophe
Strohms »Klassiker« für die Anti-AKW-Bewegung: Die umfassendste Arbeit über Funktion und Gefahren der Nuklear-Technologien. S.'s fundierte Analysen werden u. a. von UNO-Gremien herangezogen! Verlag Association, 490 S., nur 16 Mark! ☐

Holger Strohm (Hrsg.): Schnelle Brüter und Wiederaufbereitunsanlagen
Das Ausmaß der Gefahren wird von Wissenschaftlern dargestellt, die anerkannte Kapazitäten auf ihren Gebiet sind: Prof. Thürkauf, Prof. Wold, Prof. Gofman, Prof. Tampliz, Dr. Lochran, Dr. Speth, Dr. Rosenberg u.a. Verlag Association, 172 S., nur DM 10.- ☐

Holger Strohm: Politische Ökologie
Strohm, Spitzenkandidat der »Bunten Liste« in Hamburg (3,5 Prozent) und Autor des Anti-AKW-Bestsellers »Friedlich in die Katastrophe« hat jetzt **das** Umwelt-Buch geschrieben - mit allen Fakten und Argumenten für Diskussion, Unterricht und Aktion. Ganz neu bei Rowohlt, fast 400 Seiten **für ganze 12,80!** ☐

Denis Hayes: Alternative Energien
Öl und Kohle gehen zur Neige, der »fünfte apokalyptische Reiter«, die Kernkraft, wird in Trab gesetzt. Ist die Rückkehr zu Sonne und Wind lächerlich? Bei der Lektüre von Hayes vergeht einem das Lachen! Neu bei Hoffmann & Campe, 286 S., 14,80 ☐

Eschen/Plogstedt/Sami/Serge: Wie man gegen Polizei und Justiz die Nerven behält
»Dieses Buch ist für alle, die mit Polizei und Justiz zu tun haben oder zu tun haben werden« Welcher KONKRET-Leser könnte sich da ausschließen? Ein Ratgeberbuch aus der und für die Praxis des gewöhnlichen Rechtsstaates. Rotbuch, 104 S., 6 Mark ☐

Marianne Herzog: Von der Hand in den Mund. Frauen im Akkord.
Zweimal schon hat M. Herzog das Thema Frauen im Betrieb in KONKRET aufgegriffen: April 1976 (Siemens) und November 1977 (Bahlsen). Wer mehr lesen will, sollte unbedingt dieses Rotbuch bestellen! 110 S., nur 7 Mark ☐

T. Auerbach/W. Hinkeldey/ M. Kirstein/G. Lehmann/B. Markovsky M. Süllmann: DDR-konkret
Geschichten und Berichte aus einem real existierenden Land, Freunden und Genossen, besonders Bahro und Havemann von den Autoren gewidmet. Olle & Wolter, 137 S., 12.80 ☐

Roter Kalender 1980 gegen den grauen Alltag
Letztmalig im SERVICE: Der bekannte kleine Taschenkalender vom Rotbuch-Verlag für 1980. Über 170 Seiten für den Eigengebrauch oder als kleines Geschenk unter Genossen. Nur 4.50 ☐

Russell - Tribunal
Hier Band III und IV der offiziellen Publikation über die Verhandlungen der Jury des 3. Internationalen Russell-Tribunals zur Situation der Menschenrechte in der BRD. Beide Bände - jeder knapp 200 S. - bringen die vollständigen Dokumente, Gutachten und Verhandlungen der 2. Sitzungsperiode, die Anfang des Jahres 79 in Köln stattfand. Bd. III »Zensur« 9 Mark ☐ Bd. IV »Einschränkung von Verteidigerrechten, Verfassungsschutz« 9,-- ☐

Klaus Staeck (Hrsg.): Einschlägige Worte des Kandidaten Strauß. Vorwort: Dieter Hildebrandt.
In diesem Bändchen geht es um die Erinnerung und um Politik. Alle noch so verschrobenen, erschreckenden oder auch nur stupiden Sprüche stehen für das Politikverständnis eines Mannes, der sich anschickt, nicht nur Bayern seinen Stempel aufzudrücken. Steidl Verlag, 187 S., nur 5 Mark ☐

Heinrich Böll / Klaus Staeck: Gedichte / Collagen
Humanistische Agitation und Propaganda contra rechts, für alle, die sich daran erinnern wollen, wo der Feind steht. 4. Aufl. 11. Tausend. Lamuv-Verlag. 62 Seiten, 12,80 ☐

Victor Henry gegen alle - Der Fall Somoskeoy
Für jede Lage eine Klage: Victor Henry de Somoskeoy hat sich um die Demokratie verdient gemacht. Von Böll bis Broder, von »Bild« bis zur »Roten Fahne« läßt der Kölner Landrichter keine Gelegenheit aus, Illusionen über die Rechtsstaatlichkeit unserer Justiz zu zerstören. 86 Herausgeber dokumentieren sein Schaffen. Vorwort: Gerhard Mauz. Lamuv Verlag, Querformat, 100 S., 9,80 ☐

Winfried Thomsen: Modell Deutschland
Thomsens schönste Radikalauer zusammengefaßt im »Jahrbuch für vaterlandslose Geselligkeit.« Letztmalig im SERVICE, deshalb zugreifen! Konkret Literatur Verlag, 134 S., 9.80 ☐

Geschichte + Theorie

Michail German: Die Kunst der Oktoberrevolution 1917-1921
In diesem herrlichen Bildband werden die in den ersten Jahren nach dem Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution entstandenen Gemälde, Plakate, Plastiken und Entwürfe für die festliche Ausschmükkückung von Städten, insgesamt an die 400 Werke verschiedener Künstler, dokumentiert. Fast alles vierfarbig, Ganzleinen, Sehrgroß-Format, ein wunderbares Geschenk. Vom Econ-Verlag für nur 58 Mark! ☐

Marx und Lenin für Anfänger
Kann man Leben und Werk von Marx und Lenin als Comic darstellen? Man kann! Die beiden Rowohlt-Taschenbücher »Marx für Anfänger« und »Lenin für Anfänger« bringen einem den Historischen und Dialektischen Materialismus mit Witz bei. Da kann man sogar zwischen zwei Straßenbahnhaltestellen lernen, was der tendenzielle Fall der Profitrate ist.
»Marx f. Anfänger« 156 S., nur 5.80 ☐
»Lenin f. Anfänger« 170 S., nur 5.80 ☐

B. Nicolaevsky/O. Maenchen-Helfen: Karl Marx. Eine Biografie.
Wer wissen will, wann Marx mit wem, findet besseres. Aber was er gedacht, wie er gehandelt hat, was er für die Arbeiterbewegung bis heute bedeutet und was er für die Sozialdemokratie bedeuten sollte, ist nirgends so klar, spannend, verständlich niedergelegt wie in diesem Buch vom VerlagJ.H.W. Dietz, Bonn. 419 S. für nur 15,-- DM ☐

Max von der Grün: Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich
Das, was der Titel nicht schon aussagt, hier in Kürzest-Form: Als der Autor in die 2. Volksschulklasse aufrückte, begann mit der »Machtergreifung« die dunkle Ära. v.d. Grün beschreibt plastisch und bestverständlich alle diese Unheimlichkeiten, die leider immer noch viel zu wenigen der jungen Generation vermittelt werden. Wir empfehlen dieses Buch sehr! Luchterhand, 263 S., nur 18.80 ☐

Richard Müller: Geschichte der deutschen Revolution
Die klassische Chronik der Novemberrevolution inkl. ihrer Vor- und Nachgeschichte, geschrieben von einem, der dabei war und über die notwendige Detailkenntnis verfügt. Müller war Vorsitzender der revolutionären Obleute und später des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte. Ein Standardwerk. 3 Bände im Schuber, 800 S. für nur 39 Mark. Olle & Wolter ☐

Isaac Deutscher: Josef Stalin - Eine politische Biografie.
Man mag zu Stalin stehen, wie man will. Unbestreitbar bleibt, daß er einer der größten Männer des 20. Jahrhunderts war. Zu seinem 100. Geburtstag legt der Verlag Olle & Wolter diese von einem anerkannten Stalin-Experten verfaßte Biographie in 2 Bänden auf 728 Seiten vor. Für Politologie-Studenten bspw. unverzichtbar. 39.— ☐

Kurt Mandelbaum: Sozialdemokratie und Leninismus. 2 Aufsätze.
Der andere: Marx, Engels, Lenin. Zur Vorgeschichte der Russischen Revolution. Zwei sehr wichtige Schriften zum Thema. Rotbuch 110, 120 S., nur 6 Mark ☐

Karl A. Otto: Vom Ostermarsch zur APO
Untertitel: Geschichte der außerparlamentarischen Opposition in der BRD 1960 - 1970. Dargestellt werden schwerpunktmäßige Anfänge des Kampfes gegen die atomare Rüstung, die Ostermarsch-Bewegung und die Entwicklung zur »Kampagne für Demokratie und Abrüstung« bis zu deren Auflösung. Die Erfahrungen und Ereignisse jener Zeit zu kennen, ist eine Hilfe für politisches Handeln gerade heute, da Denken in Alternativen wieder riskant geworden ist. Campus Verlag, 230 S., 20 Mark ☐

Joseph Ki-Zerbo: Die Geschichte Schwarz-Afrikas
Die erste Geschichte Schwarz-Afrikas, die auch die vorkolonialen Epochen umfaßt und von einem **afrikanischen** Autor nach über 10jähriger Arbeit abgeschlossen wurde. Schon jetzt ein Standardwerk, das ein neues Bild dieses Kontinents zeichnet und zahlreiche »europäische« Vorstellungen von dem angeblich geschichtslosen Kontinent gründlich revidiert. P. Hammer Verlag, 776 S., 48 Mark ☐

Afrika - Texte, Bilder, Dokumente
Als Ergänzung zu Ki-Zerbo hier eine kurzgefaßte Einführung in die Geschichte und besonders die Gegenwart Afrikas. Der Kultur des gegenwärtigen Afrika sowie dem Thema Südafrika ist breiter Raum gegeben. Hammer Verlag, Großformat, über 100 Bilder, 210 S., 22,80 ☐

Renate Wiggershaus: Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung
Ein ganz neues Buch über Frauen und Frauenbewegung nach '45 in beiden Deutschlands. Erschöpft sich nicht in Appellen, sondern ermöglicht Orientierung durch Information. Gut für Parteiarbeit, Erwachsenenbildung und natürlich Eigenlektüre. P. Hammer Verlag, 208 S., 24 Mark ☐

Literatur

Bücher, die man sonst nicht findet/Katalog der Minipressen 76/77
Kennen Sie den »Metzger-Verlag«? Nein? Dann werden sie auch nicht wissen, wo ein großes Interview mit Ernest Mandel über Alternativökonomie erschienen ist. In diesem Katalog steht alles, was ihr Hofbuchhändler nicht bietet - mit Verlagsporträts der Minipresse und Bibliografie. Maro Verlag, 353 Seiten, **statt 18 Mark bei uns nur noch 8,—** ☐

Peter O. Chotjewitz: Saumlos
Im neuesten Chotjewitz geht es um das hessische Dorf Saumlos. Hier siedelt der Autor einen Heimatroman an, in dem ein Toter dem Erzähler den Weg zurück in die Vergangenheit weist: Saumlos hatte vor 1933 einc jüdische Bevölkerungsmehrheit. 1938 war diese verschwunden ... AutorenEdition, 161 S., 14.80 ☐

Peter O. Chotjewitz: Die Herren des Morgengrauens
Chotjewitz' Fragment eines Romans hat den Verlagsriesen Bertelsmann frakturiert. Literatur im Herbst 78 - mit Schlagwirkung. Jetzt bei Rotbuch. 192 Seiten für 12 Mark. Ein Muß! ☐

Peter Paul Zahl: Die Glücklichen. Schelmenroman.
P.P. Zahl's neuer Roman verschränkt berliner kleinkriminellen Kiez mit der verlorenen Apo-Zeit. Ursula Krechel in LITERATUR KONKRET darüber: »Ein Schelm, der weismachen will, dies sei ein Schelmenroman.« Rotbuch, 528 S., 28 Mark ☐

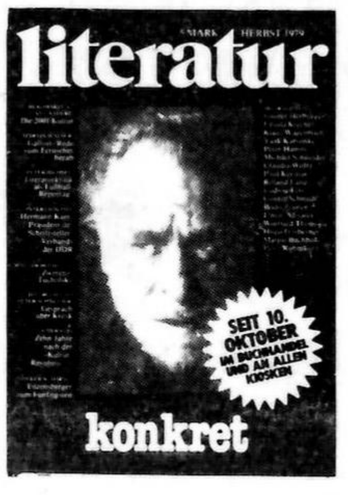
Peter-Paul Zahl: Alle Türen offen. Gedichte.
Über P.P.Z. müssen wir KONKRET-Lesern wohl nichts mehr erzählen. Nachdem sein Bändchen »Schutzimpfung« auf so große Resonanz im SERVICE gestoßen war, hier die Rotbuch-Sammlung »Alle Türen offen«. Für 96 S. faire 8 Mark ☐

Yaak Karsunke: da zwischen
35 Gedichte & ein Stück (»Des Colhas' letzte Nacht«) von KONKRET-Stammautor Karsunke. Neuerscheinung! 80 S., 8 Mark ☐

Heinrich Herlyn: Heinrich Böll und Herbert Marcuse. Literatur als Utopie.
Ausgangspunkt für diese Arbeit sind die erstaunlichen Parallelen, die das philosophisch-politische Werk Marcuses (speziell seine Freud-Interpretation) und Bölls »Gruppenbild mit Dame« aufweisen. Ganz neu vom Kübler-Verlag, 148 S., 16.80 ☐

Woody Allen: Ohne Leit kein Freud
Wem der Name Woody und die Kapitelüberschrift »Ein Falke im Malteser« nicht genügen, um den neuen Allen sofort zu bestellen, an dem ist jedes weitere Werbewort vertan. Ehrlich! Rogner & Bernhard, 216 S., 24,80 ☐

J.R.R. Tolkien: Der Herr der Ringe
Die Quasi-Bibel der weltweiten Tolkien-Kultgemeinde - letztmalig im KONKRET SERVICE! Das wichtigste Werk des Fantasy-Meisters, mit allem drin, was der unlängst in unseren Kinos gelaufene Film nie bringen konnte. 3 Bände im Schuber, insgesamt 1257 Seiten. Vom Verlag Klett-Cotta. Alles zusammen für nur 39.80! ☐



LITERATUR KONKRET 4/79
Unser großes alljährliches Sonderheft **LITERATUR KONKRET** zur Frankfurter Buchmesse ist erschienen! Mit Beiträgen von Herburger, Krechel, Wagenbach, Hamm, Karsunke, Schneider, Fels, Rühmkorf Walser u.v.a. Auf 100 Seiten das allerneueste aus der Welt der Literatur inkl. Vorstellung der aus unserer Sicht wichtigsten Neuerscheinungen dieses Buchherbstes. Nur LK 4/79 erwünscht? Bitte 5 Mark überweisen (oder Briefmarken schicken). LK 4/79 kommt dann **frei Haus** zu Ihnen. Sammelbesteller erhalten Sachen als Paket oder Päckchen.

Sozialistische Libysche Arabische Volksjamahiria

الجماهيرية

السلطة والثروة والسلاح بيد الشعب

ALLE MACHT, REICHTUM UND WAFFEN IN DIE HÄNDE DES VOLKES

10 Jahre libysche Revolution

Als am 21.11.1949 die Vereinten Nationen mit nur einer Stimme Mehrheit für die Unabhängigkeit der früheren italienischen Kolonie Libyen eintraten, war damit ein Zeichen gegen Kolonialismus und für nationale Freiheit gesetzt worden. Dabei spielte bei denjenigen, die zögerten, auch eine Rolle, daß Libyen – ein riesiges Land mit wenigen Menschen – zu den Ärmsten der Armen gehörte und im Zweifel nicht in der Lage wäre, sich selbst zu bestimmen. Im antiitalienischen Widerstand war die Bevölkerung dezimiert worden, Spuren des Zweiten Weltkrieges waren noch immer sichtbar. In keinem Fall konnte mit dem Votum für die libysche Unabhängigkeit die Vorstellung verbunden gewesen sein, daß hier ein Land in die Unabhängigkeit entlassen wird, das 20 Jahre später – beginnend mit der von Muammar al-Kadhafi geführten Revolution vom 1.9.1969 – Geschichte besonderer Art machen würde.

Libyen machte Geschichte. Der seit 1955 aus dem Öl fließende Reichtum ermöglichte dem nachrevolutionären Libyen eine klare Politik der nationalen Unabhängigkeit: Schließung der westlichen Militärbasen, Verstaatlichung des Ölsektors, Entmachtung der Alt- und Neureichen, die zugunsten des eigenen Profits soziale Reformen verhinderten. Libyens Ölpolitik trug zur Stärkung der OPEC bei, die breite Unterstützung für die um Anerkennung ringenden fortschrittlichen Kräfte in der Dritten Welt ließ Libyen zu einem wichtigen Promoter internationaler Politik werden. Keine Art der Diskriminierung konnte Libyen davon abhalten, die gerechte Sache des palästinensischen und sahrauischen Volkes und der unterdrückten Völker im Südlichen Afrika ideell und materiell zu unterstützen. Die Solidarität mit dem iranischen Volk gegen das Schah-Regime war genauso selbstverständlich wie die Unterstützung der gegen die chilenische Militärdiktatur kämpfenden Kräfte.

Das in der bundesdeutschen Öffentlichkeit vorherrschende Bild Libyens gleicht mehr einer Karikatur, als daß der Versuch gemacht wird, zu begreifen, was in diesem Land geschehen ist und geschieht. Und dies, obwohl die Bundesrepublik einer der wichtigsten Handelspartner Libyens und Libyen einer der wichtigsten Öllieferanten der Bundesrepublik ist. Warum? Die Karikatur konnte gerade im Fall Libyens zu einem wirksamen Mittel der Diskriminierung werden, nachdem sich das Land in der Kulturrevolution Anfang der 70ger Jahre mehr und mehr auf einen eigenen, seiner islamischen Tradition gemäßen Weg zurückgezogen hatte. Die Betonung islamischer Werte und die Wiederentdeckung der arabischen Sprache erschwerten neokoloniale Zugriffe erheblich. Diese Art von Verschlossenheit erleichterte aber auch, mit Halbwahrheiten oder aus dem Zusammenhang gerissenen Wahrheiten Stimmung gegen Libyen zu erzeugen. Nachdem außengesteuerte Versuche, die libysche Revolution wegzuputschen, gescheitert sind und angesichts der Verankerung der Revolution im Volk auch ohne Chance sein dürften, ist das Mittel der publizistischen Diskriminierung zur ultima ratio internationaler Isolierungspolitik geworden. Im Handumdrehen wird in der Publizistik genannter Art wegen der Unterstützung, die Libyen den Befreiungsbewegungen gewährt, Kadhafi zum Terroristenfreund, Antizionismus wird in Antisemitismus pervertiert; der Rückgrif auf die für die Mehrheit der libyschen Bevölkerung maßgebende Realität des Islam läßt die Führer der libyschen Unabhängigkeit zu religiösen Fanatikern oder

SOLIDARITÄT MIT DER LIBYSCHEN REVOLUTION!

Todenhöfers Plädoyer im Bayernkurier (s. DIE NEUE v. 18.8.) für eine US-Eingreiftruppe gegen das "Vordringen der UdSSR in vielen Ländern der Dritten Welt" und zur Sicherung westlicher Rohstoffinteressen ist für den Nahen Osten seit und mit Camp David längst Realität. Wie die Wochenzeitschrift afrique asie im Juni meldete, stehen mehr als 200 000 ägyptische Soldaten an der libysch-ägyptischen Grenze bereit. Um Ägypten vor einer libyschen Aggression zu sichern? Man muß schon sehr naiv sein, um anzunehmen, Libyen, das nur mit Anstrengung in der Lage ist, seine tausende Kilometer lange Grenze zu sichern, könnte mit seinen rund 3 Millionen Einwohnern das über 40-Millionen Ägypten übernehmen. Eingedenk der Tatsache, daß "Vorwärtsverteidigung" schon immer die beste Interventionsvorbereitung war, kann es bei der ägyptischen Truppenkonzentration nur um diese gehen. Der imperialistischen Hilfe kann Ägypten sicher sein. Ein geheimes Zusatzabkommen zum offiziellen Vertragswerk von Camp David zwischen den USA und Ägypten garantiert Ägypten die Unterstützung der USA, um Krisen und regionale Konflikte, die geeignet sind, den Druck dieser Länder gegen Ägypten zu mildern, in der arabischen Welt zu erzeugen. Für den Fall eines direkten Konflikts, insbesondere mit Libyen, sichern die USA Ägypten militärischen Schutz zu.

In der Tat: um den Statthalter am Nil zu sichern, sind alle neokolonialen Mittel recht. Nachdem der Palästina- und Zypernkonflikt als Exerzierfeld zur Zähmung unliebsamer Kräfte ihre Schuldigkeit getan haben, gilt heute die Sorge der Golfregion, in der nach dem Verlust der iranischen Basis ein neuer Polizist gesucht wird, und der Türkei, die für die Südostflanke der Nato keine Sicherheit mehr bietet. Die Endlösung der Palästinafrage durch Camp David ist indes mißlungen, wie auch die letzten Verhandlungsrunden zu Zypern erfolglos geblieben sind. Der Solidarität aller an Selbstbestimmung und Frieden interessierten Kräfte sollte Libyen heute mehr denn je sicher sein! M.O.H.

scheinheiligen Propheten werden; die aus der kolonialen und neokolonialen Vergangenheit begründete Zurückhaltung gegen Einflüsse von außen dient als Vorwand, die politische Ordnung Libyens als Militärdiktatur zu disqualifizieren.

Freilich tut man sich heute schwerer, solche Vorurteile an den Mann zu bringen. Die Libyer haben nicht nur deutlich gemacht, daß ihr Eintreten für den Befreiungskampf unterdrückter Völker nichts mit einer Unterstützung des Terrorismus insbesondere westeuropäischer Spielart gemein hat, die Praxis der libyschen Politik hat darüberhinaus eine Ausstrahlungskraft bewiesen, daß grobgestrickte Diskriminierungen nur noch bei wenigen Ignoranten greifen. Welches Land der Dritten Welt, welches arabische Land könnte es sich leisten, unregistriert Waffen an die Bevölkerung zu verteilen, wie dies in Libyen geschah, als im Juli 1977 Ägypten die Jamahiria angriff? Nur eine Regierung, die sich ihrer Bürger sicher weiß, wird zulassen, daß das Volk Volksmiliz wird. Der forcierte Ausbau des industriellen Sektors, die großzügigen Investitionen im landwirtschaftlichen Bereich, das auf die Bildung aller ausgerichtete Erziehungssystem, die verkehrsmäßige Erschließung des Landes, das hohe Maß an sozialer Sicherheit für jeden: das sind innenpolitische Fakten, die auf die Dauer nicht unterschlagen werden können. Daß in der Bundesrepublik in den letzten Monaten sogar so etwas wie eine verkrampfte Freundlichkeit gegenüber Libyen festzustellen ist, geht sicherlich nicht nur auf wiedergewonnene journalistische Ehrlichkeit zurück. Nach dem Verlust des iranischen Altbundesgenossen Pahlewi gebietet es schon das wirtschaftliche Interesse, den Ölpartner Libyen politischer ernster zu nehmen als bisher.

So läßt man die islamische Steinzeit im Iran stattfinden, Kadhafi ist jetzt nur noch ein "Puritaner", dem man – obwohl man natürlich "weiß", daß eine nicht-puritanische Politik bessere Früchte tragen würde – eben einen "gewissen" Respekt nicht versagen kann.

10 Jahre revolutionäres Libyen: in der Bilanz des revolutionären Libyens gibt es sicher nicht nur Aktiva, obwohl das, was unter dem Strich steht, ohne Zweifel positiv ist. Die großzügige Verteilung des nationalen Reichtums hat nicht nur allen, die vorher in Armut lebten, eine tragfähige Existenzgrundlage geschaffen; sie hat auch gestattet, daß sich einige, im Widerspruch zur sozialistischen Orientierung, am Rande des sozialen Netzes eigene Pfründe auftuen konnten. "Auch uns muß man erlauben, sich zu irren", sagen die Libyer, wenn ausländische Besucher auf Unsozialistisches im heutigen Libyen hinweisen. Und: "Wir nehmen uns allerdings auch die Freiheit, Fehler zu korrigieren."

Der zweite Teil von Kadhafis Grünem Buch (Titel: "Die Lösung des wirtschaftlichen Problems") greift bisherige Mängel auf und ist Programmatik für das, was zur Zeit in Libyen abläuft: die Übernahme des Produktions- und Dienstleistungssektors in die Verwaltung der Arbeiter: Der Mut zur revolutionären Praxis, aber auch zur Korrektur von Fehlern ist die stärkste Antriebskraft der politischen Bewegung in Libyen, weit entfernt vom Inschallah, so-Gottwill klassischer Art: Inschallah, sagte man und tat das, was die islamische Geistlichkeit mit dem Anspruch, allein den Koran interpretieren zu können, zum Wohle der eigenen Tasche und der feudalen Ausbeuter empfahl. Die revolutionäre Führung Libyens hat mit der orthodoxen Geistlichkeit gebrochen. Inschallah, ja, aber auch die Menschen müssen das Ihre tun.

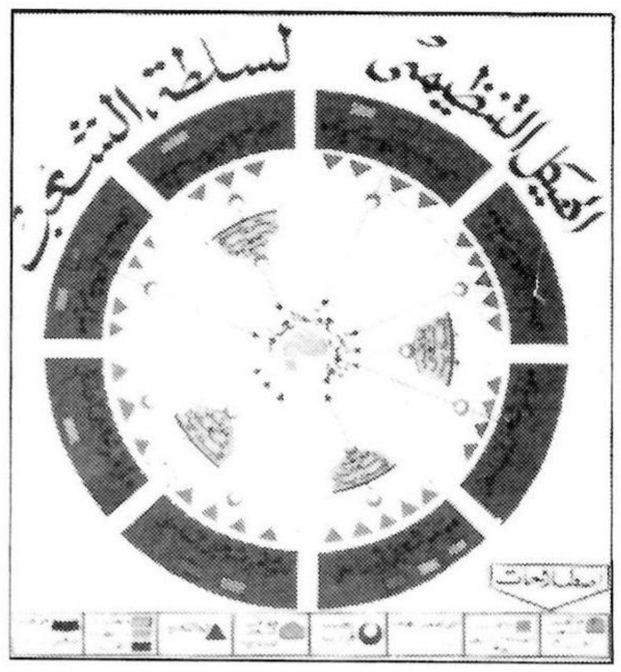
M.O.H./H.P.

1. September 1969: Es begann mit einem revolutionären Schritt junger Offiziere

POLITISCHE DATEN

1880 Beginn der italienischen Besiedlungspolitik
1902 (Dezember) Französisch-italienische Vereinbarung über die besonderen Interessen Frankreichs in Marokko und Italiens in Libyen
1912 (Oktober) Gegen türkisch-libyschen Widerstand sichert sich Italien die Herrschaft über Tripolitanien und Cyrenaika
1922-1932 "Militärische Befriedung" durch die italienische Kolonialmacht (1931 erobert Italien Kufra)
1940 (9. April) Idris ruft von seinem ägyptischen Exil zum Widerstand gegen die Italiener auf und bildet eine "libysch-arabische" Streitmacht, die auf der Seite der britischen Truppen kämpfte
1943 (26. Januar) Befreiung Libyens von deutscher und italienischer Besatzung: Ende des antikolonialistisch-antifaschistischen Kampfes, der nahezu die Hälfte des libyschen Volkes das Leben gekostet hat
1948 (15. Mai) Gründung Israels
1949 (Februar) Palästina-Krieg
Formierung der Geheimorganisation der "Freien Offiziere" unter Gamal Abdel Nasser
(21. November) Die Vereinten Nationen sprechen sich für die Unabhängigkeit Libyens aus
1951 (24. Dezember) Proklamation der Unabhängigkeit. Emir Said Mohammed el-Idris el-Mahdi es-Senussi wird König
1952 (23. Juli) Machtergreifung der "Freien Offiziere" in Ägypten
1953 (7. Dezember) Vertrag mit Großbritannien über eine britische Militärbasis, Libyen erhält als Gegenleistung jährlich 3.750 Pfund Sterling
1954 (Juni) Beginn der Ölprospektion
(9. September) Vertrag mit den USA über den Luftstützpunkt Wheelus Field. Gegenleistung: 2 Mio Dollar
1955 (Dezember) Die Ölförderung beginnt
1964 Beginn des Widerstands gegen das Idris-Regime: die zögernde Parteinahme Idris ist der Anlaß für die Studentenunruhen
1967 (5.-10.Juni) Angriffskrieg Israels gegen Ägypten, Jordanien und Syrien
1969 (1. September) Der "Bund der Freien Offiziere" beseitigt das neokoloniale Idris-Regime und begründet die Arabisch-Libysche Republik
(14. November) Beginn der Verstaatlichungsmaßnahmen
(23. Dezember) Abkommen über die Räumung der britischen und US-amerikanischen Basen zum 31. März bzw. zum 30. Juni 1970
1970 (28. September) Tod Nassers
1971 (17. April) In der Proklamation von Benghazi beschließen Ägypten, Syrien und Libyen die Vereinigte Arabische Republik
1972 (Juli) Abkommen zwischen Malta und Libyen zur Förderung wechselseitiger Beziehungen
1973 (16. April) Rede Kadhafis in Zwara: Proklamation der Kulturrevolution
(18. Juli) Tausende von Libyern beteiligen sich am Marsch für die Arabische Einheit in Richtung Kairo
(ab September) zahlreiche afrikanische Staaten brechen ihre diplomatischen Beziehungen zu Israel ab
schen Beziehungen zu Israel ab
1974 (6.-27. Oktober) Oktober-Krieg gegen Israel
1974 (Januar-Februar) Gescheiterter Versuch einer Union zwischen Tunesien und Libyen
1975 Ende des Jahres erscheint der 1. Teil des Grünen Buches "Lösung des Demokratieproblems"
1976 (1.-6. Februar) Christlich-islamischer Dialog
1977 (2. März) Der Allgemeine Volkskongreß proklamiert die Basisdemokratie und die Sozialistische Libysche Arabische Volksjamahiria
Ende des Jahres Herausgabe des 2. Teils des Grünen Buchs "Lösung des Wirtschaftlichen Problems"
1978 Im Spätjahr beginnt die Kampagne 'Die Wohnung denen, die sie bewohnen'
1979 Im Frühjahr übernehmen die libyschen Arbeiter die Betriebe
(1. September) 10. Jahrestag der Libyschen Revolution
Der 3. Teil des Grünen Buchs "Die Soziale Grundlage der Dritten Internationalen Theorie" erscheint

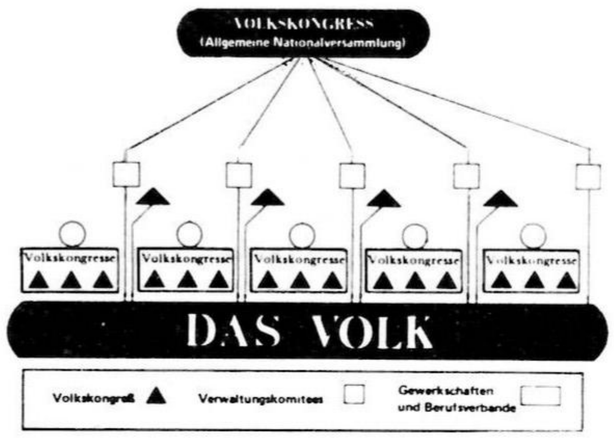
Das Grüne Buch ist ein Teil der libyschen Revolution



So klar die antiimperialistische Ausrichtung der Libyschen Revolution von Anfang an war, so wenig klar war der Weg, den Libyen gehen würde, um das zu erfüllen, was der Kommandorat der Revolution in seinem 1. Kommunique nach der Beseitigung des neokolonialen Idris-Regime als Ziel der Revolution formulierte. Man hatte Nassers Ägypten vor Augen, die Vorstellung einer freien Arabischen Nation, die Vereinigung der nationalen arabischen Kräfte; man glaubte sogar auf einen libyschen Staat,d.h. auf einen eigenen Staatsapparat verzichten zu können.

Es kam anders: die arabische Einheit erwies sich als brüchig. Die libysche Politik zur Vereinigung scheiterte am politischen Willen der Anderen, die die Vereinigung als Bedrohung ihrer eigenen Machtinteressen empfanden, im Zeichen ihrer alles andere als antiimperialistisch ausgerichtete Politik empfinden mußten. Die zunehmende Erkenntnis, daß die Linie zwischen Freunden und Feinden der libyschen Revolution (oder auch allgemeiner, zwischen Freunden und Feinden einer sozialistischen Orientierung) durchaus auch quer durch die arabischen Reihen geht, bedingte eine Konsolidierung der revolutionären Struktur nach Innen, aber auch: Verdeutlichung des revolutionären Anspruchs. Hier entstand die "Dritte Internationale Theorie", besser: sie nahm ihren Anfang, sie entwickelte sich in der Reaktion auf nationale und internationale Probleme. Nicht von ungefähr hat Kadhafi die Thesen zur Lösung der Demokratiefrage an den Beginn des Grünen Buchs gestellt. Dies mußte geschehen, weil die Organisation des Volkes, die Bildung von Komitees, Basiskongressen und dem Generalvolkskongreß notwendige Voraussetzungen waren, um den 2. Schritt zur Veränderung der Wirtschaft des Landes zu gehen. In der Tat, es brauchte Monate, um den politischen Formierungsprozeß voranzutreiben. Es brauchte Zeit, um dem Souverän Volk in die Lage zu versetzen, seine Autorität wirksam auszuüben.

Was dann als Grünes Buch erscheint, markiert keineswegs den Beginn der Debatte eines bestimmten Problems. Vieles, was in den 3 Kapiteln des Grünen Buchs vorliegt, wurde von Kadhafi zuvor in Reden angekündigt und in sehr viel breiterer Form umrissen. So bestand und besteht zur Zeit zur rissen. So bestand und besteht Zeit zur Korrektur aber auch Zeit, sich auf das, was kommen wird, vorzubereiten.



Will man die entscheidende Orientierung der "Dritten Internationalen Theorie" benennen, so sind dies drei:

– die Bezugnahme der revolutionären Ausrichtung auf das, was als die eigentliche arabisch-islamische Tradition begriffen wird (die Kulturrevolution der frühen 70ger Jahre)

– die Bestimmung des Sozialismus in Libyen als Sozialismus ohne Anlehnung an andere Modelle, verbunden mit der Umsetzung des Konzepts der Basisdemokratie

– die Betonung des Sozialen als des für die Gesellschaft bestimmenden Faktors, verbunden mit einer Absicherung des demokratisch-sozialistischen Weges durch revolutionäre Komitees.

Als Programmatik der libyschen Kulturrevolution ist Kadhafis Zwara-Rede (April 1973) berühmt geworden. Die 5 Prinzipien von Zwara beschränken die libysche Revolution nicht nur auf die islamische Realität des Landes, sondern schließen andere organisatorische Ansätze – marxistisch wie islamisch-orthodox – auch aus.

Innerhalb des als 'eigentlich' erkannten islamischen Rahmens werden allerdings gleichzeitig Akzente gesetzt, die den revolutionären Islam vom Islam der (reaktionären) Scheichs, Muftis und Marabus – diesen berufsmäßigen und ihrer eigenen Klasse verpflichteten Interpreten des Koran ,abgrenzt. Dem orthodoxen Prinzip Taqlid, das zur Übernahme der traditionell vorliegenden Entscheidungen zum Verständnis des Koran verpflichtet, hält Kadhafi das im libyschen Islam verwurzelte Prinzip 'Idjtihad' entgegen: es verlangt die persönliche Anstrengung, die eigene Entscheidung, mit einer eigenen Interpretation des Koran.

Überblickt man die Wirkungsweise der libyschen Revolution im Folgenden, so wird man annehmen können, daß die Ausrichtung der Revolution auf die islamische Basis des Landes die Voraussetzungen ergab, die die Ziele der Revolution in der Gesellschaft verankern.

Als der außerordentliche Generalvolkskongreß im März 1977 in Sebha über das basisdemokratische Grundgesetz des Landes zu entscheiden hatte, lehnte er die islamische Tradition (Sunna) als Rechtsquelle neben dem Koran ab. Er lehnte auch ab, den Sozialismus Libyens als islamischen zu begreifen. Der Kongreß votierte für Sozialismus und gegen eine islamische Verbrämung eines sozial nur grob kontrollierten Kapitalismus. Wichtig, weil es dieser eben nicht 'islamische' oder 'arabische', sondern 'universale' Sozialismus ist, den der Kongreß den Organen der Volksmacht als Konzept vorgab.

Und wenn dann Kadhafi im 3. Teil des Grünen Buchs "Die Soziale Grundlage der Dritten Internationalen Theorie" den sozialen Faktor als die treibende Kraft der menschlichen Geschichte begreift, so ist das nur konsequent. Der soziale Faktor ist das, was hinter der Option für eine basisdemokratische Orientierung steht, aber auch das, wovon eine sozialistische Orientierung auszugehen hat. Der soziale Faktor ist auch, was dem Prinzip 'Idjtihad' die notwendige gesellschaftliche Orientierung verleiht,nicht individualistische Flucht als Gegenmodell zur autoritären Perversion, sondern gesellschaftliche Ausrichtung verlangt. Zweifelsohne eine Herausforderung an alle, die innerhalb wie außerhalb des Landes den sozialistischen Weg Libyens nicht wollen, aber auch Verpflichtung derer, die sich als Avantgarde der Revolution in revolutionären Komitees formieren.

Drei Etappen der Revolution: die Auseinandersetzung um das, was die Revolution ist, wird weitergehen. Die nationale Entwicklung verlangt dies genauso, wie es die internationale aufzwingt. Hier liegt der Grund, wenn die revolutionären Kräfte Libyens zur Auseinandersetzung mit dem Grünen Buch, der 'Dritten Internationalen Theorie' auffordern, wenn sie zu internationalen Konferenzen zu diesem Thema, wie im April 1979 über die juristischen Aspekte und im Oktober allgemein über das Grüne Buch einladen. Gewiss: Viel bleibt akademische Makulatur, so wenn professionelle Kongreßtänzer ihr geistesgeschichtliches Register ziehen und von den alten Griechen bis Thomas Morus alles bei Khadhafi unterzubringen versucht. Alles andere geht an den Realitäten vorbei, indem es im platten Sendungsbewußtsein verharrt. Das meiste kommt jedoch an: es kommt zum Punkt, wo sich die Geister scheiden, so wie sie sich geschieden haben, als der Allgemeine Volkskongreß zu entscheiden hatte, ob Sozialismus in Libyen islamischer Sozialismus ist oder nicht.

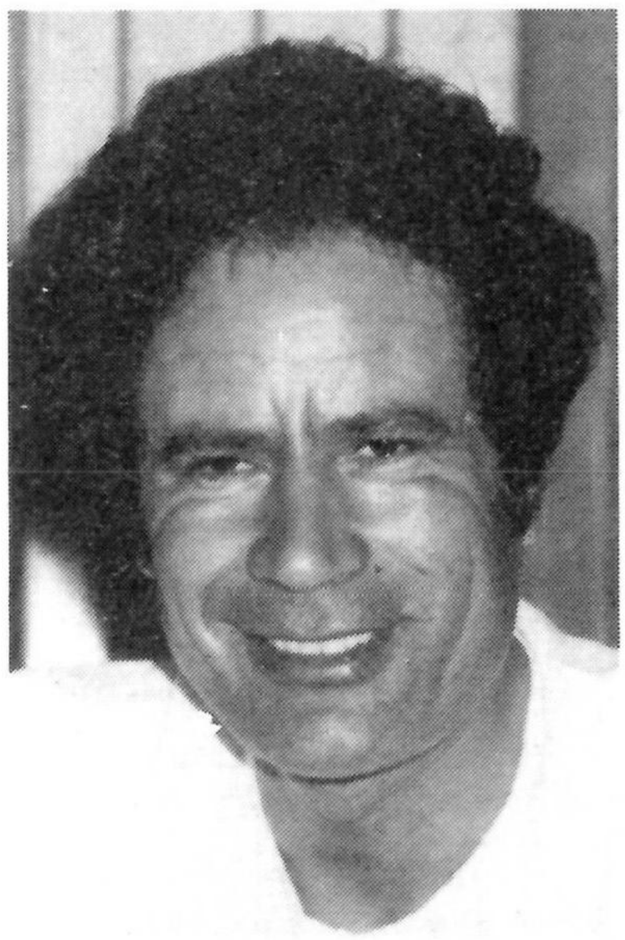
Zu diesem Punkt kommt es immer dann, wenn zwischen dem, was im Grünen Buch steht und dem, was heute Realität ist, Verbindungen gezogen werden. M.O.H.

Revolutionskomitees als Wegbereiter der Volksmacht

Rede Kadhafis anläßlich des 9. Jahrestages der Revolution am 1. September 1978

Der libysche Generalvolkskongreß leitete im März 1977 eine neue Phase der libyschen Revolution ein: die praktische Umsetzung eines politisch lange vorbereiteten Konzepts der Basisdemokratie. Die praktische Durchführung der neuen politischen Zielsetzung führte zu einer weitreichenden Umgestaltung der libyschen Gesellschaft. Die dynamische Entwicklung im politischen Bereich fand ab September 1978 ihre Fortsetzung im Produktionsbereich mit der ZAHF-Kampagne der libyschen Arbeiterbewegung sowie dem Beschluß der Revolutionsführung Verkrustungen des politischen Systems durch Auf- und Ausbau einer revolutionären Avantgarde ständig korrigieren zu können. Am 1.9.78 rief Kadhafi zur Bildung Revolutionärer Komitees auf; in der Dezember-Sitzung des Generalvolkskongresses gab er seine Entscheidung bekannt, seine Position als Erster Sekretär des Generalvolkskongresses zugunsten einer Tätigkeit in den Revolutionären Komitees zur Verfügung zu stellen (s. "Erklärung zur Errichtung der Volksmacht" S. 16).

Die Revolutionskomitees machen revolutionäre Arbeit, um die Autorität des Volkes zu stärken. Die Revolutionskomitees sind die Werkzeuge der Volksrevolution. Morgen wird die Revolution mit Gruppen von Menschen anfangen, die durch das Grüne Buch die für unsere Zeit ideale Demokratie lernen. Sie werden die Ausbeutungsordnungen erkennen, das Ergebnis ungerechter Gesellschaften mit faulen Fundamenten. Sie werden die soziale Ungerechtigkeit, die der Mensch dem Menschen aufzwingt und die von einer ungerechten Gesellschaft durch Gesetze der Ausbeutung sanktioniert wird, erkennen. Sie werden die Lächerlichkeit der zeitgenössischen Demokratie sehen, die Arbeit diktatorischer Werkzeuge der Regierung. Sie werden das Grüne Buch lesen und verstehen, daß die vorhergegangenen Bemühungen um eine Gesellschaftsordnung in eine Sackgasse geführt haben, und es bleibt ihnen keine andere Wahl, als anzuhalten und umzukehren.



Volksrevolution

Die Revolution von morgen ist die Volksrevolution, bei der die Massen auf Drängen der Revolutionskomitees die Macht an sich reißen. Diese Revolutionskomitees sind von Revolutionären organisiert, die durch das Grüne Buch die Realität gegenwärtiger menschlicher Gruppierungen vom politischen, wirtschaftlichen und sozialen Aspekt her entdecken. Die Mission der Revolutionskomitees besteht darin, überall zu sein, geheim oder öffentlich, je nach den Bedingungen der verschiedenen Regionen, und ihre Pflicht zu erfüllen, indem sie die Massen zur Revolution bewegen, auf daß diese die Macht ergreifen und jeden Widerstand auf ihrem Weg, einschließlich politischer Parteien, reaktionärer konventioneller Mittel der Regierung wie Stämme, Großfamilien, Sekten und Klassen, zu zerstören.

Die Revolutionskomitees werden nach dem Erfolg der Volksrevolution nirgendwo die Macht ausüben. Aber sie werden den Prozess der Mobilisierung der Massen zur Ausübung der Macht und zur Festigung der Macht der Völker fortführen. Anderenfalls würden sie ein traditionelles Instrument der Diktatur werden, das die Massen an ihrer statt beherrscht. Sie werden wie alle temporären Instrumente sein, deren Zeit durch die Realisierung der Ära der Massen, die Übernahme der Autorität durch die Völker selbst ein Ende gesetzt ist. Die Massen werden ihre Selbstbestimmung direkt, d.h. ohne Delegierung oder Vermittlung realisieren, indem sie sich in Volkskongressen organisieren und Volkskomitees bilden, um ihre eigenen Beschlüsse auch selbst auszuführen. Die Massen, die nach politischer und sozialer Freiheit verlangen, sind der geeignete Boden, in den die Revolutionskomitees die Samen der Revolution pflanzen müssen. Sie sind die natürliche Seite, die den Aufruf der Revolutionskomitees zur Revolution beantworten werden.

Die Pflicht der Revolutionskomitees nach dem erfolgreichen Beginn der Volksrevolution besteht darin, diese Massen zu organisieren, sie zu drängen, die Revolution zu vollenden und die volle Machtergreifung sicher zu stellen. Zum ersten Mal werden revolutionäre Organisationen nicht gebildet, um Autorität auszuüben, sondern um die historische Rolle der Revolution vom 1. September und ihre Ernsthaftigkeit gegenüber den Massen zu bekräftigen.

Die Pflicht der Revolutionskomitees schließt auch eine revolutionäre Überwachung ein, die sich von administrativer Überwachung und Rechnungsprüfung unterscheidet. Ihre Überwachung zielt darauf ab, daß der Drang der Massen, die Macht, Reichtum und Waffen zu ergreifen, auch zum Ergreifen der Macht, des Reichtums und der Waffen durch das Volk führt.

Der Vormarsch der Arbeiter

Um diese Inhalte in Libyen zu realisieren und um die große historische Tranformation in Gang zu setzen, rufe ich daher alle Arbeiter in libyschen Landen auf, nach Beendigung dieser Erklärung die Fabriken und die Produktionsstätten zu beschlagnahmen, um die bürokratische Administration des öffentlichen Sektors und die ausbeuterische Administration des privaten Sektors ein für allemal hinwegzufegen.

Sie sollen an ihrer statt die Verwaltung durch das Volk, die Verwaltung durch die Arbeiter, die Verwaltung durch die Arbeiter als Produzenten errichten, so daß die Kontrolle über die Produktionsstätten völlig und allein in ihrer Hand liegt.

Die Arbeiterrevolution

Die Arbeiter in den Produktionsstätten haben allein das Recht, diese zu verwalten. Es gibt in den Fabriken keine Autorität über Arbeiter außer derjenigen, die sie selbst nach freiem Willen errichten.

Überall in der Jamahiria sollen die libyschen Arbeiter nach Ende dieser Erklärung in die Fabriken marschieren, um das Lohnsystem für immer zu zertreten, um sich für immer von ihrem Sklavenjoch zu befreien und Partner zu werden.

Wenn die Revolution der libyschen Arbeiter heute nacht erfolgreich ist, dann wird dieser Tag als der Internationale Festtag der Arbeiter betrachtet werden, weil er der Tag sein wird, an dem die Arbeiter eines der Länder der Welt sich selbst durch die Revolution von Lohnarbeitern zu wirklichen Partnern wandelten. Das ist ein großer Sieg für die Lohnabhängigen in der menschlichen Geschichte.

Und dieses ist so, weil der Lohnarbeiter, wie sehr sein Lohn auch steigen mag, eine Art Sklave bleibt – ein Halbsklave des Herrn, der ihn anstellt. Er ist ein Skave auf Zeit und seine Sklaverei existiert als Gegenleistung für den vom Unternehmer gezahlten Lohn. Ob der Unternehmer aus dem privaten oder öffentlichen Sektor ist, ein Einzelner oder eine Gruppe von Leuten, so wird die Demokratie doch ohne die drastische und endgültige Lösung der wirtschaftlichen Probleme im Interesse der Arbeiter eine oberflächliche Angelegenheit bleiben, und das politische Regime wird eine Ausbeuterrolle behalten und die Freiheit töten.

Freie Brüder, Arbeiter! Der Ausbruch der sozialen Revolution in Libyen hat begonnen.

Arbeiter übernehmen Betriebe

"Partner, nicht Lohnabhängige" lautet die Devise einer gesellschaftlichen Umstrukturierung, die zur Zeit in der Jamahiria durchgeführt wird. Libyen nimmt seine sozialistische Orientierung ernst.
Wir besuchten im Februar die libysche Et-Tihad El-Muntigin in Tripoli, die aus der Gewerkschaftsbewegung hervorgegangene Union of Producers, in der über 15 nach Branchen unterteilte Unionen der Arbeiter-Produzenten der Jamahiria zusammengeschlossen sind. Die Et-Tihad El-Muntigin arbeitet eng mit dem Weltgewerkschaftsbund zusammen. ZAHF, Marsch, nennen die Libyer die seit 1978 systematisch vorangetriebene Übernahme der Betriebe in die Selbstverwaltung der Arbeiter. Wir veröffentlichen das Gespräch mit Fituri Mohamed Dali, dem stellvertretenden Generalsekretär der Produzentenvereinigung und Generalsekretär der arabischen Gewerkschaftunion der Lebensmittelhersteller.

Frage: Kollege Dali, man spricht heute in der Jamahiria von "Partnern" und nicht mehr von Lohnabhängigen. Warum?
Antwort: Sehen Sie, einem Arbeiter für eine Arbeit Lohn zu zahlen, ist keine gute Sache. Ein Arbeiter, der für einen Patron arbeitet, ist nichts anderes als ein Sklave. Das war und ist zu ändern. Den Auftakt hierzu setzte die libysche Revolution in der gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Orientierung, wie sie sich vor allem im zweiten Kapitel des Grünen Buches findet. Ziel dieser Orientierung ist es, die Arbeiter zu Partnern der gesellschaftlichen Produktion zu machen, die Arbeiter aus ihrer Lohnabhängigkeit zu befreien. Dieser Prozeß, der z.Z. in der Jamahiria abläuft, ist ein Prozeß der Befreiung des Menschen. Gegenwärtig können wir davon ausgehen, daß etwa 90% unserer Wirtschaft von den Produzenten übernommen worden sind und mit gutem Erfolg. Das gilt insbesondere für den Handel, der in diesen Monaten in gesellschaftliches Eigentum überführt wird. Der Unterschied ist nicht zuletzt auch in den Preisen spürbar. Schuhe, die vor der Vergesellschaftung 15, 16 Dinare gekostet haben, sind jetzt für 6 oder 6,50 Dinare zu haben. Aus dem Bereich der Lebensmittel könnte ich Ihnen Entsprechendes nennen.
Die Arbeiter, die jetzt Produzenten geworden sind, haben sehr wohl begriffen, daß und auf welche Weise sich mit der Übernahme der Betriebe ihre Situation geändert hat. Sie arbeiten jetzt in der Verantwortung für ein Unternehmen, an dem sie teilhaben. Das werden Sie überall in den Betrieben spüren. Deshalb gibt es für uns keinen Zweifel an der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Wir werden diesen Weg zu Ende gehen.
Frage: Zum Verständnis der neugebildeten Produzentenvereinigung dürfte es interessant sein, etwas über die Geschichte der libyschen Gewerkschaftsbewegung zu erfahren.
Antwort: Die Anfänge der libyschen Gewerkschaftsbewegung gehen in die italienische Zeit zurück. Die Bewegung war damals schwach und überwiegend von den italienischen Siedlern und deren Interessen bestimmt. Das änderte sich unter der britischen Verwaltung, geringe Verbesserungen für die libyschen Arbeiter wurden vorgenommen und die Gewerkschaften begannen, sich zunehmend auf ihre politische Rolle in der Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus zu verstehen. Das war die Situation der libyschen Arbeiterbewegung, als wir 1951 unabhängig wurden. Das neokoloniale Idris-Regime war jedoch aus wohlverstandenem Eigeninteresse darauf aus, die Schlagkraft der libyschen Arbeiterschaft zu schwächen. Die Gewerkschaft wurde per administrativem Akt geteilt: eine in drei oder vier selbständige Einheiten aufgespaltene Gewerkschaft kann einem System nicht so leicht gefährlich werden. Trotzdem kämpfte die arbeitende Bevölkerung für ihre Rechte weiter.

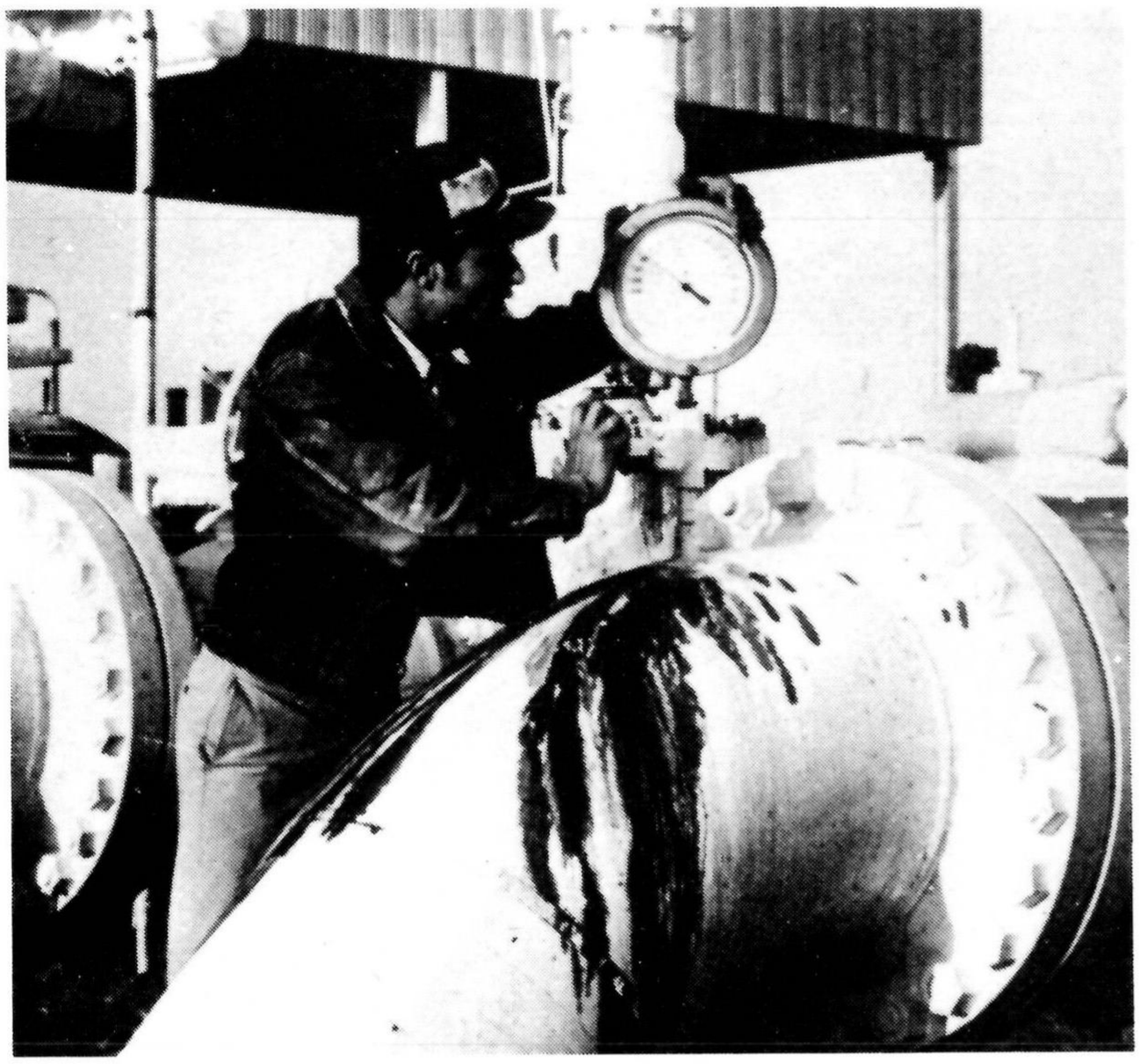
Einwurf des Interviewers: Die Streiks von 1957 (Suez-Krise) und 1967 (Israel-Krieg) waren sicher Höhepunkt in dieser Phase...

Antwort: Ja. Und obwohl das Streikrecht 1962 formell garantiert worden war, hatte die Regierung unter Premier Abdel Kadr Badir keine Skurpel, einige der Streikführer vor Gericht zu stellen. Die entscheidende Veränderung in der Geschichte der libyschen Arbeiterbewegung vollzog sich mit der Revolution vom 1. September 1969. Die Jahre von 1969 bis 1979 sind gekennzeichnet durch umfassende und weitreichende Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, durch eine ausgedehnte soziale Sicherung und adäquate Entlohnung für die Arbeiter.

1978 sind wir in eine neue Phase eingetreten. Das zweite Kapitel vom Grünen Buch drückt klar aus, daß ein System, in dem es Lohnabhängige gibt, nicht sozialistisch ist. Der, der arbeitet, darf nicht mit einem Lohn abgespeist werden. Er

Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die geschätzte Entwicklung der Gesamtproduktion im Verlauf des Entwicklungsplanes 1976 - 1980 im Vergleich zu der Produktion 1975 auf der Grundlage der Preise von 1974
(in Mio Dinars)

Produktionsbereiche	*Produktion 1975*	*Produktion 1976*	*Produktion 1977*	*Jährliche Wachstumsrate %*
1) Die Lebensmittel- und nicht alkoholische Getränkeindustrie	*45.070*	*56.890*	*96.717*	*16,5*
2) Tabakindustrie	*20.000*	*21.000*	*23.000*	*2,8*
3) Textil- und Bekleidungsindustrie	*7.544*	*14.400*	*22.600*	*24.6*
4) Holzindustrie und Nebenprodukte	*14.350*	*15.300*	*21.770*	*8,7*
5) Papier- und Druckindustrie	*3.700*	*4.800*	*5.650*	*8,6*
6) Chemieindustrie	*7.700*	*8.500*	*14.662*	*13,7*
7) Industrie der Erdölprodukte	*73.077*	*103.131*	*359.229*	*37,5*
8) Zementindustrie und Baumaterial	*23.840*	*29.669*	*86.156*	*29,4*
9) Metallindustrie	*5.400*	*17.017*	*62.967*	*63,4*
10) Kunstgewerbe-Industrie	*3.000*	*3.200*	*5.000*	*10,8*
11) Andere Industrie	*1.000*	*1.200*	*3.000*	*24,6*
Gesamtsumme	*204.731*	*275.107*	*700.751*	*27.9*



hat das Recht auf einen gerechten Anteil an dem, was er produziert.

Frage: Die Libyer nennen die Betriebsübernahme ZHAF. Was versteht man unter ZAHF?

Antwort: In dieser neuen Phase der revolutionären Umgestaltung der Jamahiria haben wir die Vereinigung der Arbeiter durch eine Vereinigung der Produzenten abgelöst: die systematische Übernahme aller Betriebe in die Arbeiterselbstverwaltung unter Ausschaltung der noch vorhandenen privaten Eigentümer nennen wir ZAHF, Marsch, Hinwegfegen bestehender Verhältnisse. Überall im Land wurden und werden Komitees gegründet. Sie sind Stützpunkte der Produzentenvereinigung, mit deren Hilfe die Betriebsübernahmen vorbereitet werden. Diese Komitees unterrichten auch die Arbeiter darüber, was eine Betriebsübernahme bedeutet. Der 1. September 1978, der 9. Jahrestag der libyschen Revolution, war der Tag, an dem wir mit den Übernahmen systematisch begonnen haben.

Bevor ein Betrieb übernommen wird, diskutieren wir, wie schon gesagt, mit den Arbeitern darüber, was eine Betriebsübernahme bedeutet. Wir schulen die Arbeiter in Geschichte, Theorie und Praxis der libyschen Revolution. Mit Schulungen dieser Art hat man schon vor über einem Jahr begonnen. Wenn es nun um die Übernahme eines bestimmten Betriebes geht, setzen wir uns von der Produzentenvereinigung mit den Arbeitern des Betriebes zusammen. Ein Exekutivkomitee, das die Wahl für ein Volkskomitee in dem Betrieb vorbereitet, wird gebildet. Jeder, der in dem Betrieb arbeitet, kann Mitglied oder Vorsitzender des Komitees, das gewählt werden soll, werden. Jeder hat das Recht, auf der Wahlversammlung zu sprechen und seine Meinung über die Kandidaten zu äußern. Diskussion und Wahl geschehen unbeeinflußt von der Produzentenvereinigung.

Exporte

Rohstoffe	*Verhältnis zueinander in %*		
	1975	*1976*	*1980*
	%	*%*	*%*
Rohöl und Naturgas	*97.14*	*96.90*	*88.70*
Raffinerieprodukte	*2.81*	*3.00*	*9.00*
Andere Exporte	*0.05*	*0.10*	*2.30*
Gesamt	*100.00*	*100.00*	*100.00*

Frage: In welchen Branchen der libyschen Wirtschaft hat man mit ZAHF begonnen?

Antwort: Die Führung der libyschen Revolution hat grünes Licht für die Übernahme aller Betriebe gegeben unabhängig davon, ob es sich um Produktions- oder Dienstleistungsbetriebe handelte. Praktisch haben wir jedoch mit der Übernahme bestimmter privatkapitalistischer Betriebe begonnen: der Wohnungssektor ("Die Wohnung dem Bewohner") war der erste, der Handel der zweite. Beabsichtigt war ein Überraschungseffekt, man wollte verhindern, daß sich die Betroffenen durch Manipulationen — z.B. durch Aufteilung von Wohnungs- und Hauseigentum unter Familienangehörige oder den Transfer von Vermögenswerten ins Ausland — dem Zugriff entziehen. Die öffentlichen Betriebe folgten später. Da sie bereits in gesellschaftlichem Eigentum sind, ist ihre Buchführung einfacher überschaubar.

Frage: Welche Schwierigkeiten gab es bei den Betriebsübernahmen?

Antwort: Aus der Sicht der Produzentenvereinigung konnten die Betriebe ohne größere Schwierigkeiten übernommen werden. Es gab insbesondere deshalb kaum Schwierigkeiten, weil wir uns gemeinsam mit den Produzenten auf die Betriebsübernahmen vorbereitet hatten.

Einwurf der Interviewer: Wenn aus Arbeitern von heute auf morgen Produzenten werden, so wird das doch sicher nicht ohne Reibungsverluste abgehen. Wie setzt man sich damit auseinander, daß mit der Umgestaltung der Betriebe Arbeiter über die Komitees Mitspracherechte erhalten und doch wahrscheinlich nicht in jedem Fall über die notwendigen betriebswirtschaftlichen und technischen Kenntnisse verfügen?

Der Lohnarbeiter ist ein Sklave auf Zeit
daher
Partner statt Lohnarbeiter.
Grünes Buch, 2. Kapitel

Antwort: Lassen Sich mich, bevor ich auf Ihre Frage eingehe, festhalten, daß aus unserer Sicht die Übernahme der Betriebe in die Arbeiterselbstverwaltung, in die Regie der Produzenten, die Beseitigung eines ungerechten Zustandes, also Herstellung des Rechts bedeutet. Mit anderen Worten: Sofern Schwierigkeiten auftreten, dann spricht das nicht gegen den von uns eingeschlagenen Weg, sondern bestenfalls dafür, daß wir unsere Anstrengungen, solche Schwierigkeiten zu vermeiden, vergrößern müssen.

Und ein weiteres: Wer führte denn die Betriebe vor ihrer Übernahme durch die Produzenten? Wurde nicht auch da schon der Betrieb faktisch durch die Produzenten geführt? Ein oder zwei Eigentümer mögen jetzt ausgefallen sein, gut. Aber in den meisten Betrieben arbeiten sie auch nach der Übernahme als Produzenten weiter mit. Und selbstverständlich ist auch die übrige Belegschaft und damit auch der für die Leitung eines Betriebes notwendige Sachverstand im Betrieb geblieben. Es ist Sache der Produzenten, die für die Führung des Unternehmens geeigneten Personen in das Volkskomitee zu entsenden. Neben früheren Arbeitern sitzen deshalb in diesen Komitees auch Betriebswirte, Techniker. Ist es nicht auch bei Ihnen in der Bundesrepublik so, daß ein Eigentümer seinen Betrieb nicht weiterführen kann, wenn die Belegschaft streikt?

Frage: Welche Zukunft sehen Sie für den von der Jamahiria eingeschlagenen Weg?

Antwort: Die Zukunft, unsere Perspektive? Wir fühlen uns auf dem richtigen Weg. Will man vermeiden, daß Gesellschaften durch — notwendige — Arbeitskämpfe erschüttert werden, so gibt es nur das eine: die Übernahme der Betriebe durch die Arbeiter. Die Jamahiria ist ein Beispiel für die internationale Arbeiterbewegung.

Interviewer: Vielen Dank, Kollege Dali.

M.O.H./H.P.

Das Land denen, die es bebauen

Geschichtliche Entwicklung

Während einer ersten Blütezeit gehörte Libyen in der Antike mit zu den Kornkammern des Römischen Reiches. Nach seinem Verfall wurde das Land im 8. Jahrhundert durch einwandernde Araberstämme erobert, von der arabischen Sprache und Kultur durchdrungen und islamisiert. Dabei lösten Viehzüchter das seßhafte bäuerliche Element auf dem flachen Lande ab. Während die Städte Tripolis und Benghazi Stützpunkte des transsahrischen Handels waren, überwog auf dem Land in Tripolitanien und der Cyrenaika das nomadische Element. Die Nomaden bauten zwar auch Getreide im Regenfeldbau an, organisierten aber vor allem den Handel mit den Gebieten südlich der Sahara. Daneben wurde im Umkreis der Städte intensiver Garten- und Obstbau betrieben. Im 19. Jahrhundert war Libyen in der Getreideproduktion Selbstversorger und konnte in guten Erntejahren Überschüsse nach Europa exportieren.

Die italienische Invasion Libyens im Oktober 1911 hatte als Hauptmotiv neben strategischen und emotionalen Gründen die Hoffnung, eine blühende Landwirtschaft wie zur Römerzeit wieder aufzubauen. Nachdem gegen den erbitterten Widerstand der libyschen Bevölkerung nach 1925 der italienische Herrschaftsbereich auch über das Umland der Städte ausgedehnt worden war, wurde das "befriedete" Land an große, kapitalistisch organisierte Agrarunternehmen im Rahmen von "Konzessionen" vergeben. Mitte der 30er Jahre begann man eine "demographische Kolonisation" mit dem Ziel, landlose Kleinbauern aus Italien anzusiedeln. 1940 waren insgesamt 110.000 Italiener im Land, davon 70.000 in Tripolitanien. Den 750.000 Libyern blieb das schlechteste Land. Die einheimische Landwirtschaft stagnierte völlig, denn von seiten der italienischen Kolonisation bestand kein Interesse, den Lebensstandard der einheimischen Bevölkerung zu heben. Einige Siedlungsprojekte für Einheimische dienten vor allem zur Ansiedlung unruhiger nomadischer Elemente. Dagegen mußten die arabischen Bauern und Halbnomaden die fruchtbaren Ebenen aufgeben und wurden zu Vollnomaden oder billigen Handlangern auf den italienischen Konzessionen. Dabei arbeiteten die italienischen Unternehmen keineswegs wirtschaftlich, sondern die ganze Kolonie mußte subventioniert werden, 1939 führte man z.B. die Hälfte des Getreidebedarfs von außerhalb ein. Mit der Niederlage und dem Abzug der Italiener 1943 brach die Landwirtschaft der Kolonisten in der Cyrenaika gänzlich zusammen, das Land wurde wieder von den ganz- und halbnomadischen Stämmen beansprucht. Dagegen waren in Tripolitanien noch bis 1970 ca. 40.000 ha in italienischer Hand, sie wurden nach Ausweisung der letzten italienischen Kolonialisten durch die "Allgemeine Organisation für Agrarreform und Landentwicklung" im Rahmen von Erbpachtverträgen an libysche Bauern verteilt.

Erst die Agrarrevolution im Gefolge der Septemberrevolution 1969 brachte eine grundlegende Verbesserung im landwirtschaftlichen Bereich, der auch in der nachkolonialen Zeit durch schlechte und unzureichende Planungsansätze stagnierende Produktionsziffern aufgewiesen und Libyen in starker Abhängigkeit von Lebensmittelimporten belassen hatte.

in Hektar

	1976/1980	*Jahr 1976*
Landwirtschaft und Agrarreform	*445.296.000*	*111.086.000*
Die integrale Landwirtschaftsentwicklung	*781.300.000*	*165.840.000*
Gesamtsumme	*1.226.596.000*	*276.926.000*

Eine Fahrt zum landwirtschaftlichen Großprojekt Djebel el Akhdar

Moderne Häuserruinen an der Ausfallstraße von Benghazi in Richtung Osten: "Durch Volksentscheid wurde entschieden, daß an Stelle der Ausdehnung des industriellen Geländes diese Fläche landwirtschaftlich genutzt werden soll", erläutert Abdul Fattah el-Mansuri, Journalist der staatlichen Nachrichtenagentur JANA. Wir befinden uns auf der Fahrt in die Grünen Berge, zum Djebel el-Akhdar Projekt, einem großangelegten Landwirtschaftsprojekt. Neue landwirtschaftliche Flächen werden laufend erschlossen, die "Grüne Revolution" breitet sich aus. El-Mansuri: "Mitte Dezember begann Kadhafi den 'Grünen Marsch' in dieser Region mit einem Traktor, und die Menschen folgten, denn es mußte noch vor der Trockenheit damit begonnen werden." Auf der asphaltierten Straße, die in die Grünen Berge führt, begegnen wir Traktoren, kleinen Lastern, Landrovern, meist japanischer Herkunft. Ein Bungalow im weitläufigen hügeligen Gelände zeigt den Beginn eines Projektes an, eine Gruppe von Landwirtschaftsexperten plant vor Ort, in der Nähe wird nach Wasser gebohrt. Das Land ist trocken, steiniger Boden, Kieferngestrüpp, kleine Heideflächen... Auf der Höhe taucht ein Dorf auf, Reihenhäuser im Bungalowstil, ocker, rostbraun, grün, ein Minarett, Kühe, eine Schafherde in der Nähe der Siedlung, ausgedehnte Kornfelder beginnen: Libyen hat sich australische Fachleute ins Land geholt und profitiert von deren Erfahrung unter ähnlichen klimatischen Bedingungen: Eine Schafzuchtstation wurde errichtet, um die Fleisch- und Wollproduktion zu steigern, 1980 sollen 6018 Tonnen Hammelfleisch produziert werden. Durch gezielte Auswahl von Getreidearten unter Berücksichtigung des regionalen Klimas und der jährlichen Niederschlagsmenge ist die Djebel el-Akhdar Region (früher "Kornkammer Roms") in Libyen wieder zum Hauptlieferant für Getreide geworden.

Wir sehen eine neue Zementfabrik und große moderne Futterfabriken im Vorbeifahren. Neue Bauernhäuser liegen verstreut zwischen kultivierten Feldern. Wir halten vor einer Farm an. Der Bauer Said

Das Land gehört niemandem.
Aber jeder hat das Recht,
es zur Bearbeitung, zum Beackern oder als Weideland zu nutzen.
Grünes Buch, 2. Kapitel

ist bereit, Fragen zu beantworten: Sein Anwesen umfaßt eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 80 Hektar, einen geräumigen Bungalow mit sechs Zimmern, Scheunen und Geräteschuppen. Etwas mehr als ein Morgen Land steht jeder Farm für Gemüseanbau zum persönlichen Bedarf zur Verfügung. Der Kaufpreis der landwirtschaftlichen Stelle betrug 27.000 Dinar (rund 189.000 DM), die Rückzahlung muß innerhalb von zwanzig Jahren erfolgen. Die Kreditbedingungen sind großzügig: nur ein Viertel des vorgeschossenen Kapitals muß an den Staat zurückgezahlt werden, in der vorgeschalteten dreijährigen Experimentierphase ist er frei von Belastungen. Der Staat hat den Bauern Said mit sechzig Schafen; drei Kühen, tausend Hühnern, Saatgut, Traktor und anderen landwirtschaftlichen Maschinen als Starthilfe ausgestattet.

Der größte Teil der beduinischen Bauern lebte vorher in derselben Region in Wellblechütten, die teilweise noch in unmittelbarer Nähe der neuen Farmen zu sehen sind – heute genutzt als Schuppen – und die Verbesserung der Lebensverhältnisse eindrucksvoll dokumentieren. Während das Jahreseinkommen vor der Landreform bei 300 bis 400 Dinar lag, beträgt es jetzt rund 5.000 Dinar.

Im Verwaltungsgebäude des Djebel el-Akhadar Projekts, Sitz des Planungsstabes, ergänzt Bashir Jodak, Vorsitzender des Komitees, diese Auskünfte: Das Projekt umfaßt bei einer Gesamtfläche von 160.000 Hektar eine der sechs großen landwirtschaftlichen Planungsregionen in Libyen und ist in 24 kleinere Projekte aufgeteilt. Zielsetzungen sind die Urbarmachung neuer Flächen für landwirtschaftliche Nutzung, der Einbezug vorhandener Landwirtschaften in die Gesamtplanung und die Neuverteilung nach klimatischen Bedingungen und Produktionskapazitäten einschließlich optimaler Hektar-, Vieh- und Produktionsmittelzuteilung. Die Globalplanung sieht in der Endstufe 2.123 Farmen vor.

Die Bauern und ihre Erben erhalten das Nutzungsrechte auf Lebenszeit. "Das Land gehört niemanden. Aber jeder hat das Recht, es zur Bearbeitung, zum Beackern oder als Weideland zu nutzen." (Das "Grüne Buch"). Das Land darf nicht geteilt werden.

Die Jamahiria investiert enorme Gelder in die Landwirtschaft (bisher 1,26 Bill. Dinar), um die Ziele des Fünfjahresplans bis 1980 zu erfüllen: 35% des eigenen Bedarfs an tierischem Einweiß sollen gedeckt werden, der Staat soll sich bis dahin mit den wichtigsten landwirtschaftlichen Produkten selbst versorgen können.

Im Kontrast zu den gewaltigen Anstrengungen und eindrucksvollen Erfolgen der Libyer, ihre Zukunft in den Griff zu bekommen (578.000 Hektar Land wurden urbar gemacht, 7.346 km Straße gebaut, über 11.000 Farmen zugeteilt), zeichnet Bashir das andere Bild einer Gegenwart, "... wo die Träume von goldenen Ernten, die auf unseren Hügeln schlafen, sich mit der Entdeckung neuer Horizonte, die hinter unseren Bergen aufsteigen, vereinigen".

H.P.

Der Verwirklichungssatz im Jahre 1976 im Vergleich zu 1975 und der voraussichtliche Satz für 1977 (in Tonnen)

	1975	*1976*	*1977*
Weizen	*107.000*	*145.450*	*205.000*
Gerste	*200.000*	*214.400*	*235.000*
Gemüse	*620.000*	*670.000*	*707.000*
Obst	*130.000*	*141.000*	*155.000*
Oliven	*120.000*	*124.000*	*128.000*
Fleisch	*46.000*	*52.500*	*59.000*
Milch	*84.900*	*99.400*	*126.000*
Eier	*4.500*	*10.400*	*17.000*
Wolle	*5.900*	*6.500*	*7.000*
Leder	*2.400*	*2.600*	*2.700*
Honig	*0.350*	*0.400*	*0.440*

Die Würde

Khalifa at-Takbali

Nachdem sich das libysche Volk von der italienischen Kolonialherrschaft befreit hatte, wurde ihm durch das korrupte Idris-Regime, das den Zustrom europäischen und insbesondere US-amerikanischen Kapitals seit der Entdeckung der Erdölquellen förderte und gemeinsam mit einer neuen nationalen Bourgeoisie reichen privaten Profit machte, eine neue Phase von Unterdrükkung und Ausbeutung aufgezwungen. Arbeitslosigkeit, Alkoholismus, Prostitution, Kinderarbeit waren Ausdruck des sozialen Elends und erzeugten den Widerstand eines gedemütigten Volkes, das seine Unabhängigkeit wollte. Die Formen aktiven und passiven Widerstandes der libyschen Arbeiter und Bauern gegen die neuen Kolonialherren und die durch sie täglich erfahrenen Beleidigungen, ihr Stolz, ihre Verzweiflung, ihr Haß und ihre Hoffnungen wurden zum Thema einer jungen Schriftstellergeneration, zu der auch Khalifa at-Takbali gehört. Er wurde 1938 in Tripolis geboren und starb 1966 nach einer Operation.

Die weiträumige Wüste war in Demut und Elend der Allmacht der Nacht unterworfen. Aber nicht weit entfernt von mir grub der Bagger die Erde mit einer Heftigkeit aus, die die Wüste quälte und deren Erniedrigung vergrößerte. Er entriß ihr von ihren Tiefen den lebendigen Boden mit Zorn und Groll.

Ich saß vor dem Magazin im Freien, beobachtete die Sterne, die miteinander sprachen und einander zuflüsterten und dachte mit Faszinierung einer Geliebten, die mein Herz und Verstand ergriff und die mich Ruhe und Klarheit spüren und in aller Stille und Ungetrübtheit die sanften und warmen Brisen einatmen ließ, die mein Gesicht streiften und tausende unbekannte und unklare Briefe trugen.

Ich war ein Neuling, ob in diesem oder in einem anderen Lager. Ich habe die Wüste vorher nicht gesehen. Deshalb war ich davon besessen, alles zu erkennen, zu untersuchen und mit Begierde und Genuß zu erforschen. Während der ganzen Woche war ich dem Zauber der neuen Umgebung mit ihren Menschen, Maschinen und Wüste unterworfen. Die Leute waren für mich fremd. Ich kannte sie nicht. Ich verstand sie nicht. Aber ich bewunderte sie, weil sie aus diesem Gebiet stammten und weil sie alles, was mich in der Wüste faszinierte, verkörperten: in ihrem Blut; in ihren freien und echten Seelen; in ihren ernsten und verbrannten Gesichtern, wie der Sand und in ihren starken und trockenen Körpern wie die Wüste, wo Komfort und Vergnügen fehlte.

Ich beobachtete gerade die Nacht, als drei Gestalten aus der Dunkelheit hervortraten, die sicherlich vom lärmenden Bagger kamen. Ich erkannte sie, als sie den Lichtkreis des im Hintergrund beleuchteten Magazins erreichten. Das Licht hatte mich umhüllt und sich auf die nahen Sandwelle zerstreut. Sie kamen auf mich zu. Ich begann sie zu betrachten, während sie in meine Gedanken eindrangen und mich von meinen Phantasien ablenkten, in denen ich gepraßt hatte. Sie näherten sich mir und umgaben mich mit aller Unverschämtheit. Sie waren drei Amerikaner, die an dem Bagger gearbeitet hatten. Ihre Körper schienen vom Öl beschmiert zu sein und ihre Kleidung war zerlumpt wie bei Vagabunden.

Lachend und prahlerisch fragte einer von Ihnen: Hast du eine Wassermelone ? Wir brauchen eine Wassermelone. Ich kannte ihre Sprache, deshalb verstand ich, was sie wollten. Aber ich täuschte den Nichtverstehenden vor. Mir war als ob sie betteln würden. Ich fragte: Was?

Ich habe gesagt eine Wassermelone, wir wollen eine Wassermelone, wiederholte er voller Zorn.

Ich fühlte mich mit schwerem Kummer belastet, betrogen und bedrängt. Ich weiß nicht warum. War das wegen ihrer Erscheinung und Unverschämtheit oder wegen meines Gefühls, gedemütigt worden zu sein und ihre Wünsche erfüllen zu müssen? Die Waren im Magazin gehörten mir nicht, ich hatte Befehle, die mir zur Pflicht machten, ihnen zu geben, was sie wollten. Aber das "was sie wollen" hatte mich verletzt. Es ließ mich die Demütigung spüren, das Gefühl haben, nicht im eigenen Land zu leben und mir ihren Willen in einer dreisten und offenkundigen Weise aufzuzwingen.

Ich erwiderte während ich versuchte, Zeit zu gewinnen: Und was wollt ihr mit der Wassermelone?

Vielleicht war das eine dumme Frage. Aber ihre Antwort war sicherlich noch dümmer: Wir haben gesagt: wir wollen eine Wassermelone. Gib sie uns und halt den Mund! Ich hatte bis jetzt nichts entschieden. Ich

Es gibt keine Freiheit des Menschen,
wenn irgendjemand anders
die Kontrolle über seine Bedürfnisse hat
daher
Im Bedürfnis ist die Freiheit verborgen.
Grünes Buch, 2. Kapitel

versuchte lediglich, Zeit zu gewinnen, um die Kontrolle über mich wiederzugewinnen, damit ich ihnen gäbe, was sie wollten. Aber ich erwiderte in völliger Kennntnis des Leichtsinns und der Unlogik meines Verhaltens – wobei ihr unverschämtes Auftreten mir die Rechtfertigung geliefert hatte: Für euch habe ich keine Wassermelone. Ich werde euch keine geben.

Ich hatte so etwas nicht zu sagen. Ich war davon überzeugt, daß ich bestraft und wegen dieser Erwiderung vielleicht entlassen würde. Außerdem war ich irgendwie sicher, daß sie mir zum Trotz nehmen würden, was sie wollten. Was auch immer ich versuchen würde, ich könnte sie nicht daran hindern, nicht einmal mit Gewalt. Mir war das bewußt. Trotzdem lehnte ich hartnäckig ab. Wir wählen manchmal Verhaltensweisen, die unlogisch sind, die uns unsere Emotionen auferlegen. Unser Verstand ist unfähig, uns zu helfen, trotz der vorhandenen Beweise und Zeichen für Unkorrektheit unseres Verhaltens.

Mein Verhalten war überhaupt unlogisch und unvernünftig ... Es war ein kindisches Verhalten; wie ein Kind, das sich ärgert und sich deswegen weigert zu essen oder in die Schule zu gehen, obwohl es weiß, daß es dazu gezwungen wird und daß es besser und zweckmäßiger für es wäre, dieses gleich zu tun, bevor es bestraft wird.

Wenn ich aufgefordert worden wäre, mein Verhalten zu begründen, hätte ich es nicht gekonnt. Das, was mich veranlaßte,

Es gibt keine Freiheit für einen Menschen,
der im Haus eines anderen wohnt
daher
Die Wohnung den Bewohnern.
Grünes Buch, 2. Kapitel

abzulehnen, war in meinem Inneren. Mein Herz war verletzt ... Meine Gefühle ... Sie konnten frei wählen, was sie nehmen wollen ... Und was sie nahmen, war erstklassig ... Während wir Araber nur das Minderwertige von all dem nehmen. ... Meine Ablehnung lag nicht in der Vorliebe für die "Wassermelonen" oder in der Angst, daß sie aufgebraucht wären begründet ... Sie waren in großen Mengen vorhanden. Aber sie waren für uns Araber vorgesehen ... Die Ausländer hatten sie bisher nicht gegessen ... weil sie andere, bessere Sorten gegessen haben... Sie aßen jeden Tag eine andere Obstsorte. Während wir Wassermelonen zwei Mal täglich gegessen haben. Alles, was sie nehmen, ist ausgezeichnet und entsprechend ihrem Wunsch. Aber uns war es nicht erlaubt, unseren winzigen Anteil zu vergrößern. Manchmal habe ich es mir gewünscht, von ihren Speisen zu essen. Ich habe sie beneidet und war eifersüchtig auf sie. Aber ich habe immer meinen Trotz gebändigt und eingestanden, daß sie Fachleute waren und größere Gehälter bezogen. Daher waren sie berechtigt, besser zu essen. Warum denn jetzt die Wassermelonen ? Ich hatte das Gefühl, sie wollten mich absichtlich demütigen.

Warum Wassermelonen ? Sie essen sie sonst nicht. Sie werden sie im Vergleich zu den anderen Sorten, die ihnen angeboten werden, nicht genießen. Warum also? Sie haben ihren Anteil bekommen. Ich habe ihnen genug zum Abendessen gegeben. Warum verlangen sie mehr? Und warum Wassermelone ?

Ich erwiderte: Nein. Ich gebe euch keine Wassermelone ... Geht weg! Ihr habt schon gegessen ... Ich gebe euch nicht mehr. Höhnisch und bereit zum Schlagen kam einer auf mich zu. Sein Körper war kräftig und seine Muskeln waren stramm. Er lief immer mit nacktem Oberkörper, aus Wohlgefallen an seinem Körper oder an der Tätowierung, die ihn bedeckte. Ich erschrak und zog mich ein wenig zurück. Ich befand mich in einer verzweifelten Situation. Sie waren drei und ich allein. Die arabischen Arbeiter waren weit weg, und ... und. Sie werden mich verhaften, selbst wenn ich siegen würde. Sie werden mich des Aufruhrs bezichtigen, wenn es zum Streit kommen sollte.

"Sei vorsichtig ... Schlag nicht ... Ich habe keine Wassermelone ... Geh zum Direktor ... Ich habe keine Wassermelone ...

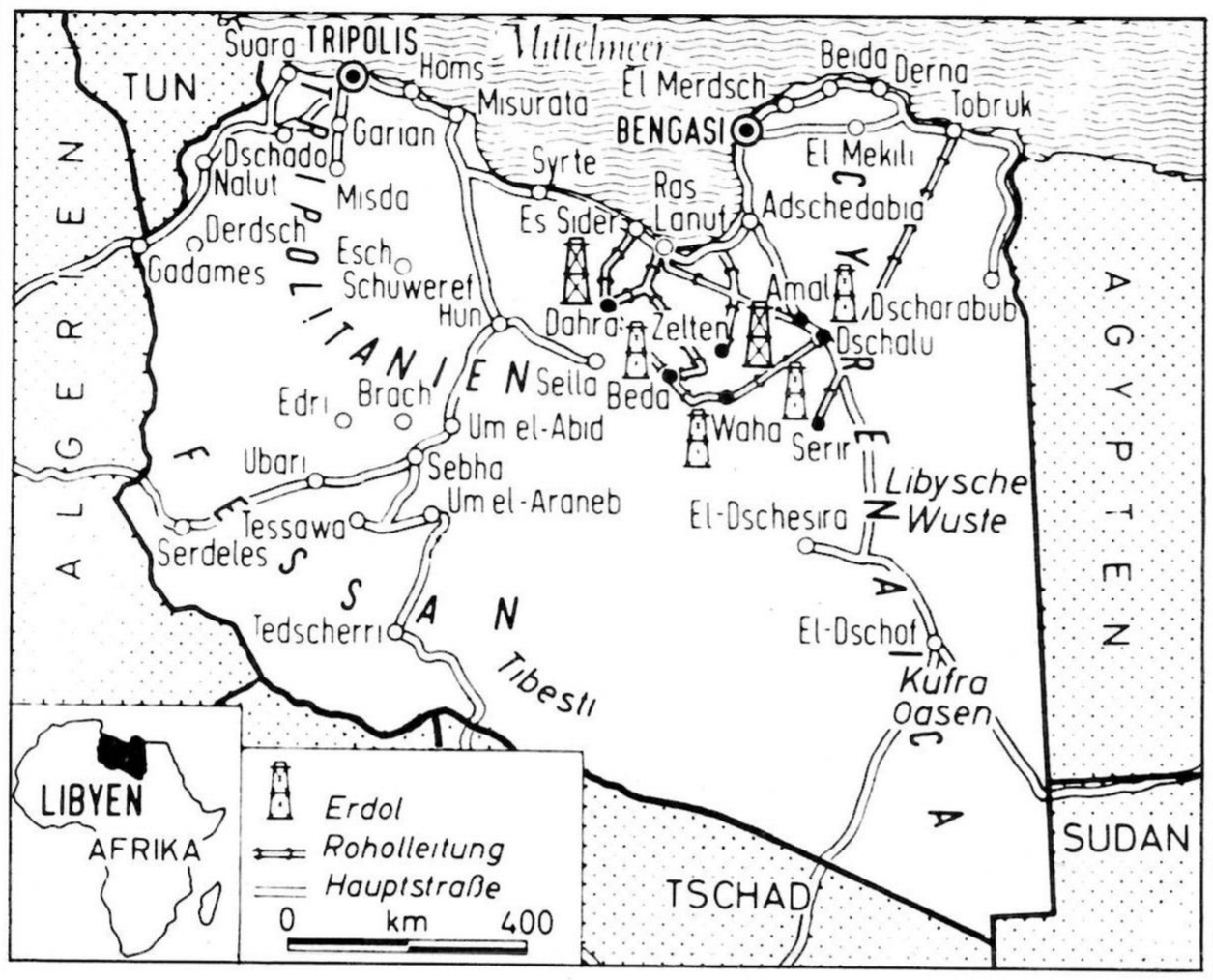
Er hörte nicht auf, sich langsam vorwärts zu bewegen, und ich hörte nicht auf, mich zurückzuziehen ... Ich hatte Angst ... Ich war bereit, zurückzuschlagen, wenn er mich schlägt ... Ich dachte, wie ich seinem Schlag ausweichen konnte.

Er kam auf mich zu, aufgeblasen und kurz vor der Explosion.
Ich werde es dir zeigen: Du niedrigstes arabisches Schwein, das ich je gesehen habe. Das Wort fiel auf mich und quälte mich. Es berührte in mir etwas, das verborgen war. Ich wurde zornig und blind.
Du, der niedrige Amerikaner ... Du ... Ich näherte mich ihm ... Ich weiß nicht wie ... Ich hatte meinen Verstand verloren ... Ich habe nichts um mich gesehen ... Er zog sich zurück ... Er hatte Angst vor mir. Da überkam mich ein satanischer Hochmut. Ich schritt mir ausgestreckten Armen vorwärts, um ihn zu schlagen. Die anderen Beiden eilten zu ihm.
Töte ihn ... Er liebt das Spielen ... Wir werden mit ihm spielen ... riefen sie spöttisch. Sie fühlten den Schutz, zu Dritt zu sein, während ich allein war. Sie reckten ihre Arme vor und kamen auf mich zu mit offenen Mündern, mit Selbstbewußtsein, Herausforderung und mit Verachtung.
Ich fühlte mich bedroht und schaute mich nach Unterstützung um. Ich schrie den Sand meines Landes an, mir zu helfen. Doch er schien mit ihnen verbündet zu sein. Er rutschte unter meinen Schritten fort und ließ mich über seine Unebenheiten straucheln. Ich erblickte eine schwere Eisenstange, die dort vernachlässigt lag und mich aufforderte, sie zu ergreifen. Ohne zu denken, stürzte ich mich auf sie, nahm sie in die Hände und ging, verrückt vor Zorn, auf die Amerikaner los.

Kommt näher, ihr Gemeinen ... Kommt näher, damit ich eure Köpfe zerschlage, ihr gemeinen Amerikaner ... Kommt näher. Mein Zorn brüllte alles, worunter ich in meinem Leben gelitten hatte: Minderwertigkeitsgefühle und Groll gegenüber den Ausländern kamen in diesem Augenblick hoch ... Verletzter Stolz ... Die Eisenstange verlieh mir das Gefühl der Überlegenheit. Ich fürchtete mich micht mehr vor ihnen. Jetzt kamen sie auf mich zu mit einiger Vorsicht, aber ohne große Angst. Ihr Vorwärtskommen provozierte mich ... Ich spürte ihre Verachtung für mich und für uns. Ich spürte die Unterwerfung in meinem Herz wie einen Brand.
Ich stürzte mich auf den mir am nächsten stehenden voller Haß. Die Eisenstange fiel mir ihrem ganzen Gewicht auf seine Schulter. Er sank auf den Boden, schwach und mit gebrochenen Gliedern.
Ich schrie ... In meinem Inneren brüllte eine unvernünftige tierische Freude über den Sieg.

Die Feiglinge ... Ihr seid in meinem Land ... Ich werde euch zeigen, daß ihr in meinem Land seid ... Sie zogen sich einige Schritte zurück und ließen ihren Kollegen im Stich, was mich berauschte. Ich habe sie besiegt. Ich fühlte, daß es möglich ist, sie zu besiegen. Ich war außer mir vor Freude und verfolgte sie schreiend und mit heftiger Leidenschaft zu Vernichtung und Blutvergießen.
Der Tumult hatte bereits die Aufmerksamkeit der anderen auf uns gelenkt. Sie eilten aus ihren Zelten, um den Kampf zu sehen. Der Direktor und der Chef des Lagers kamen und fragten mich nach dem Grund des Streites. Ich antwortete in der Naivität eines Kindes:
Sie wollten unsere Wassermelonen
Ich habe ihnen die Wassermelone nicht gegeben.

Sozialistische Libysche Arabische Volksjamahiria



Lage, Oberfläche, Klima

Die Sozialistische Libysche Arabische Volksjamahiria liegt in Nordafrika und erstreckt sich 1900 km am Mittelmeer entlang mit einer Oberfläche von 1.775.000 km², was sie zum viertgrößten Land in Afrika macht.

Das Gebiet besteht aus Küstenebenen, Hügeln, an Bodenschätzen reichen Wüsten und ausgedehnten kultivierbaren Ländereien. In einigen Gebirgen wie dem Jabal-al-Akhdar (Grünes Gebirge) im östlichen Teil der Jamahiria und in seinen Wüsten in solchen Fällen wie Ghadames, Ojla, Jada und Kufra gibt es Wälder.

Das Klima der Jamahiria variiert zwischen mediterranem und Wüstenklima, und die Temperaturen steigen, je mehr man nach Süden in die Wüste vordringt, und fallen in den Gebirgs- und Küstenregionen.

Bevölkerung

Laut Volkszählung von 1973 beläuft sich die Einwohnerzahl auf 2.257.000. 57% der Bevölkerung lebt in den Regionen Tripolis, Bengasi, Zavia: 31,4% in Tripolis, 14,5% in Bengasi, 11% in Zavia.

Sozialwesen

Gesundheitswesen:
Schwerpunkt ist die Ausrottung von epidemischen und endemischen Krankheiten (Trachom, Bilharziose, Tbc). Von 1972 - 1975 hat die Zahl der Krankenhausbetten um rd. 39%, der Gesundheitszentren um 78%, der Zahnkliniken um 32% zugenommen, zahlreiche mobile Ambulanzen sind im Einsatz. Jedem Libyer steht eine kostenlose medizinische Versorgung zu.

Bildungswesen:
Die kostenlose Ausbildung aller Libyer und die Abschaffung des bei der mittleren und älteren Generation noch verbreiteten Analphabetismus ist erklärtes Ziel. Ihm entsprechen hohe Zuwachsraten in allen Bereichen des Bildungswesens: 1975/76: Grundschüler um 17%, Hauptschüler um 106%, Oberschüler um 55%; Lehrerausbildungsstätten um 96%; Lehrer an Grundschulen um 30%, an Hauptschulen um 86%, an Oberschulen um 77%. Der Zuwachs an Klassenräumen liegt bei 75% (alle Schultypen zusammengerechnet). Die Zahl der Studierenden (Universitäten Tripolis und Benghazi) hat sich zwischen 1972/73 und 1975/76 knapp verdoppelt.

REDAKTION: M. O. Hinz und H. Patemann

HERAUSGEBER: pdw progress dritte welt ·agentur
bücherstr. 14; postf. 1528, 53 bonn-1; tel: 21-50-21

Januar 1980

Libyens Frauen organisieren sich

Fatima, Khairia und Bornia trafen wir in Tripolis, wo sie an einem Landwirtschaftskongreß teilnahmen. Fatima, 20, lebt auf dem Land, ihr Vater ist Bauer. Sie ist dort Mitglied eines Revolutionären Frauenkomitees mit etwa 30 Frauen. Khairia und Bornia, beide 19, sind Studentinnen und stammen aus Tripolis. Beide kommen aus Arbeiterfamilien. Sie arbeiten im selben Revolutionären Frauenkomitee in Tripolis mit, zu dem etwa 15 Frauen gehören.

Wir fragten sie nach ihrer Teilnahme an der Landwirtschaftskonferenz. Fatima: "Ich bin Bäuerin, meine Mutter und meine Großmutter sind Bäuerinnen. Ich werde immer Bäuerin bleiben. Wir glauben, daß jedes Volk seine Nahrung auf seinem eigenen Land produzieren soll. Deshalb sind wir alle Bauern."

Wir sprachen mit Fatima, Khairia und Bornia über die Revolutionären Frauenkomitees in Libyen und fragten zunächst nach deren Zielsetzung:

Antwort: Unsere Funktion ist, die Frauen zu mobilisieren. Überall, in jedem gesellschaftlichen Bereich. Wir haben viele Kontakte zu den Arbeiterinnen in den Fabriken. Sie sind jetzt nicht mehr Lohnarbeiter, sondern Partner, gleichberechtigte Produzenten des gesellschaftlichen Reichtums. Wo ich Frauen treffe, spreche ich mit ihnen. In der Fabrik, wo wir mit den Frauen politische Gespräche führen; in der Universität, auf der Straße, in den Geschäften. Wir sagen ihnen, was mit der Revolution beabsichtigt ist. Alle Menschen, alle Männer und Frauen sollen mitbestimmen, das ist die Idee der Revolution. Wir und meine Genossinnen wollen den anderen diese Idee mitteilen. Wenn ich Dich sehe oder eine andere Frau, dann will ich mit Dir oder ihr darüber diskutieren. Auch mit meiner Mutter habe ich darüber diskutiert. Wir haben darüber diskutiert, warum alle Frauen in Libyen mitarbeiten sollen. Jede Frau ist wichtig. Wenn ich mit Frauen darüber spreche, freuen sie sich.

Wir veranstalten auch Konferenzen und Seminare und versuchen, die Frauen durch Rundfunk und Fernsehen anzusprechen. Wir rufen die Frauen auf, sich zu befreien und erklären ihnen ihre Aufgaben. Wir rufen sie auf, zu den Revolutionären Frauenkomitees zu kommen. Jede Frau kann in den Revolutionären Frauenkomitees mitarbeiten. Es kommen viele, auch viele ältere Frauen.

Frage: Habt Ihr Eure Zielvorstellungen schon zu einem Programm zusammengefaßt?

Antwort: Wir haben erkannt, daß die Frauen überall ausgebeutet werden: auch in den fortschrittlichen Ländern, also auch bei uns. Damit wollen wir aufräumen. Jetzt können alle Frauen in allen Volkskomitees und Volkskongressen mitarbeiten: Warum soll es noch einen Unterschied zwischen Mann und Frau geben? Auf dem letzten Allgemeinen Kongreß der Revolutionären Frauen in Libyen wurde beispielsweise vorgeschlagen, daß die Lehrerinnen und Lehrer im Sommer in den Ferien auf dem Land arbeiten sollen. Das war das Ergebnis, als wir darüber diskutierten, wie wir das, was wir wollen, in die Praxis umsetzen können. Meine Genossinnen und ich haben uns in kleinen Gruppen zusammengesetzt und darüber gesprochen, daß wir zur Lehrerinnenunion gehen wollen, um dies zu erklären, denn wir sind in Libyen ein kleines Volk und alle müssen mitarbeiten.

Als wir diese Konferenz beendet hatten, hatten wir ein Programm. Danach handeln wir jetzt. Uns fallen immer wieder neue Wege ein, Frauen zu mobilisieren: wenn beispielsweise der Ehemann oder Freund einer Frau ihr nicht erlaubt, bei den Revolutionären Frauenkomitees mitzumachen, wollen wir mit ihm sprechen. Wir arbeiten in den Studentenorganisationen und versuchen die Studenten dafür zu mobilisieren, einen Monat im Jahr auf dem Land zu arbeiten.

Unsere Ziele und unser Programm haben wir im "Grünen Buch der Frauen" zusammengefaßt: Nicht nur die Frauen sollen sich revolutionieren, sondern auch die Väter, Mütter und Ehemänner, die Kinder sollen im Sinne der Revolution erzogen werden. Die Rolle der Frau in der direkten Demokratie in Libyen wird erklärt. Jeder Libyer und jede Libyerin wird zur Verteidigung der Jamahiria gegen imperialistische und reaktionäre Verschwörungen aufgerufen. Wir sind gegen die Berufsarmee und für die Volksmiliz.

Wir haben Gespräche mit Kadhafi, wir diskutieren mit ihm. Kadhafi ist der Führer der Revolution, aber die Person ist nicht wichtig. Wichtig sind seine Prinzipien und seine revolutionären Ideen. Die große Bewegung wird immer weiterleben. Das "Grüne Buch der Frauen" ist unser Produkt und nicht seines.

Frage: Wo liegen die hauptsächlichen Schwierigkeiten in Eurer Arbeit?

Antwort: Meine Großmutter und mein Großvater sind beispielsweise der Ansicht, daß unser Weg nicht der richtige Weg für Frauen ist. Frauen sollen den Haushalt machen, kochen, die Kinder großziehen. Mit den älteren Menschen gibt es also Probleme. Aber auch mit älteren Frauen, denen ich sage, daß sie lernen müssen, die Ideen der Revolution zu verwirklichen, gibt es einige Schwierigkeiten. Man kommt diesen nur bei, wenn man Schritt für Schritt vorgeht. Heute ist unsere Arbeit schon sehr viel leichter, leichter, als vor vier Jahren. Wir haben große Fortschritte gemacht. Mit meiner Mutter habe ich keine Schwierigkeiten mehr. Meine Mutter sagt: Das ist Dein Leben.

Frage: Und wie verhalten sich die Männer?

Antwort: Ja, wir haben einige Schwierig-

Obwohl in Libyen die Freiheit, die in der Befreiung der Lohnarbeiter ihren Höhepunkt fand, ihren großen Sieg errungen hat, gibt es immer noch eine Gruppe in der Gesellschaft, die unfrei ist. Ich behaupte, daß die Frau immer noch versklavt und in soziale Ketten geschmiedet ist, daß sie immer noch Unrecht erdulden muß, da unglücklicherweise noch kein revolutionäres Instrument zur Befreiung der Frauen hinreichend entwickelt ist. Das ist jedoch nur eine Frage der Zeit. Dabei sollte aber klar sein, daß nach revolutionärer Logik Befreiung der Frau nicht heißt, Unmoral oder Auflösung der Familie Vorschub zu leisten. Moral und Familie sind Ausdruck kultureller Werte. Kulturelle Werte aber sind die höchsten Werte menschlichen Lebens und der Revolution. Die Revolution ist Ausdruck der Kultur.

Aktionen gegen den Wert von Familie und Moral richten sich gegen die höchsten Werte der Kultur. Deshalb bin ich der Ansicht, daß die Befreiung der Frauen Moral und Familie festigen muß. Die Frau muß geachtet und in ihrem Wert für die Gesellschaft gewürdigt werden. Ihre Würde darf nicht verletzt werden, und sie muß ein glückliches Leben führen können. Das wird erst dann der Fall sein, wenn sie volle Anerkennung erfährt und im politischen und gesellschaftlichen Leben vollkommen gleichberechtigt ist; das aber wird solange nicht der Fall sein, bis sie sich diese Stellung selbst und ohne fremde Hilfe und Almosen erkämpft hat.

Kadhafi in seiner Erklärung zum 9. Jahrestag der Großen Revolution vom 1. September

Hausbedienstete sind –bezahlt oder unbezahlt – ein Typ des Sklaven
daher
Ihre Befreiung muß sie zu Partnern
in der Produktion außerhalb des Hauses machen
oder ihnen soziale Sicherheit
wie den Angestellten im Öffentlichen Dienst geben.
Grünes Buch, 2. Kapitel

keiten mit Männern, auch mit Männern unseres Alters. Nicht alle Männer lassen ihre Frauen zu den Versammlungen.

Wenn ich einmal eine Familie, Kinder und einen Haushalt habe, dann arbeite ich trotzdem auch außerhalb des Hauses weiter. Haushalt und politische Arbeit, das sind doch nur die beiden Seiten derselben Sache. Ich hoffe, daß mir mein Mann im Haushalt helfen wird.

Frage: Wo ist es einfacher, die Frauen zu mobilisieren, auf dem Land oder in der Stadt?

Antwort: Auf dem Land funktioniert die Mobilisierung der Frauen ganz ausgezeichnet. Wir haben hier fast keine Schwierigkeiten, denn Männer und Frauen arbeiten täglich zusammen und die Voraussetzungen für die Arbeit sind sehr gut.
Schwierigkeiten haben wir in der Stadt. Weil es nicht üblich ist, daß Frauen in der Stadt ausgehen, sie bleiben im Haus.
Frage: Welche Beziehungen habt Ihr zur internationalen Frauenbewegung?
Antwort: Wir haben Kontakte zu Frauenorganisationen aus vielen anderen Ländern: zu palästinensischen, syrischen, algerischen Frauen, zu den Frauen der Polisario, zu Frauen aus Zimbabwe, Eritrea. Wir hatten 1977 in Libyen ein internationales Frauentreffen. Wir sind Mitglied der Union Arabischer Frauen der Mittelmeerländer und der Union der Demokratischen Frauenvereinigung. H.P.

Volksbüro ist Ergebnis direkter Demokratie

Am 1. September wurde durch eine Volksversammlung aus der Botschaft der Libyschen Arabischen Volksjamahiria in Bonn ein "Volksbüro". Gleiches ereignete sich in den Botschaften in Paris, Athen, London, Washington, La Valetta (Malta). Mohamed Agil, Sekretär des Libyschen Arabischen Volksbüros in Bonn, erläuterte Hintergründe und Konsequenzen.

Mohamed Agil: Zunächst möchte ich einmal klarstellen, daß das, was am 1. September geschehen ist, eine rein innerlibysche Angelegenheit ist und wir wie bisher alle Gesetze, politischen Institutionen und diplomatischen Gepflogenheiten des entsprechenden Landes respektieren. Wie wir auch glauben, daß das, was im Vollzug der in Libyen herrschenden Volksdemokratie in den diplomatischen Vertretungen verwirklicht worden ist, von der anderen Seite respektiert wird.
Die Umwandlung der Botschaft in ein "Volksbüro" steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der direkten Demokratie in Libyen: es ist daher nur natürlich, daß das, was die Libyer im eigenen Land verwirklichen, auch für die Botschaften außerhalb des Landes gelten muß.
Demokratie bedeutet Volksherrschaft und nicht Repräsentation. Das heißt, daß wir direkt vom libyschen Volk ausgewählt worden sind und die Vertretung Libyens in der Bundesrepublik nicht mehr wie bisher von einem Machthaber mit zentraler Entscheidungsgewalt, dem früheren Botschafter, geleitet wird, sondern von einer Gruppe, dem Volkskomitee. Dieses Volkskomitee setzt sich aus sechs Mitgliedern zusammen, die für bestimmte Bereiche zuständig sind (Presse, Kultur, Gesundheit, Finanzen, Konsularangelegenheiten) und dem Sekretär. Ab 1. September ist die Arbeit im Volksbüro ganz normal weitergelaufen.
Frage: Wie ist die Auswahl der Mitglieder des Volksbüros ganz praktisch vor sich gegangen?
Antwort: Das ist bei uns so: die Mitglieder eines Volkskomitees werden von den Leuten ausgewählt, die in der entsprechenden Umgebung leben oder arbeiten. Demzufolge haben die Libyer, die am 1. September in der Bundesrepbulik waren, die Mitglieder des Volkskomitees ausgewählt. In die Auswahl können auch Libyer einbezogen werden, die in Libyen leben.
Frage: In welchen Bereichen waren die Mitglieder des Volkskomitees früher tätig?
Antwort: Einige Mitglieder waren Studenten, andere arbeiteten in der ehemaligen Botschaft, der Sekretär war Verlagsdirektor in Libyen.
Frage: Wie stellt sich die Bundesrepublik auf diplomatischer Ebene zur erfolgten Umstrukturierung der libyschen Botschaft in ein Volksbüro?
Antwort: Um zunächst die Akkreditierung von unserer Seite genau zu verstehen: wir sind von unserem Volk akkreditiert worden. Als Volkskomitee haben wir eine Verbalnote an das Auswärtige Amt geschickt und erläutert, was auf libyscher Seite geschehen ist. Wir hoffen, daß dies das Auswärtige Amt und die Bundesregierung akzeptieren werden, so, wie wir die deutschen Gesetze und Formalitäten akzeptieren und respektieren.
Wir glauben, daß die Beziehungen zwischen Völkern nicht über traditionelle Formalitäten vollzogen werden sollen. Unsere Freundschaft und unsere Beziehungen zu anderen Völkern sind ganz klar Beziehungen zwischen den Bevölkerungen und sie müssen zu direkten Beziehungen werden. Sie auszubauen und zu vertiefen, ist Aufgabe unseres Volksbüros. Wir werden uns deshalb bemühen, Kontakte zu vielen Organisationen und Gruppen in der Bundesrepublik herzustellen. H.P.

v.r.n.l.: Mohamed Agil, Sekretär; Omar Schelbag, zuständig für Presse, und Mahmoud Abusseri, zuständig für Kultur im Volkskomitee, das das Volksbüro in Bonn leitet

Sozialistische Perspektiven im Mittelmeerraum

Im Gegensatz zum weitgehend verschwiegenen Feld libyscher Innenpolitik, ist die Außenpolitik der Jamahiria bevorzugtes Gelände für Vermutungen und Verdächtigungen. Sie erschweren den Zugang zu dem, was die Prinzipien dieser Politik sind. Die garnicht erst nach Erklärungen fragenden Aburteilungen — Libyen und der internationale Terrorismus — verhindern jedwede Art von Fragen: von Antworten für die in engagierten Kreisen geführte Diskussion etwa über Libyen-Beteiligung in Idi Amins Uganda ganz zu schweigen.
Im Rahmen der 3. Konferenz der Sozialistischen Parteien und Organisationen des Mittelmeeraums (15. - 18. 5. 1979 in Athen) nahm Ahmed Shahati, Generalsekretär der Organisation der Mittelmeersozialisten zu einigen Fragen der libyschen Außenpolitik Stellung.

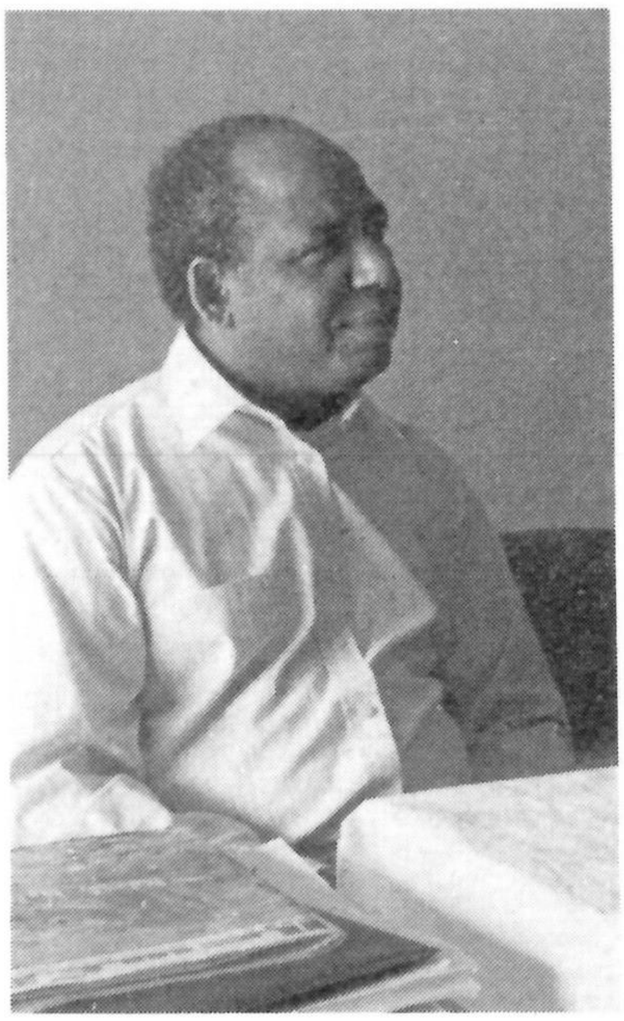
Frage: Herr Shahati, Libyen gehört der Blockfreien-Bewegung an, die im September zu ihrer Gipfelkonferenz in Havana zusammentreffen wird. Welches Anliegen wird die Jamahiria dort besonders vertreten?

Antwort: Die Einheit und politische Substanz der Bewegung ist von sehr ernsten Entwicklungen bedroht. Wie Sie wissen, ist auch Ägypten Mitglied der Blockfreien.

Noch — denn nach Abschluß des Nah-Ost-Vertragswerks zwischen den USA, Israel und Ägypten erfüllt Ägypten nicht mehr die Bedingungen eines blockfreien Landes, sondern ist Bestandteil eines aggressiven Militärbündnisses geworden, dessen Absicht es ist, Fremdherrschaft gegen die arabischen Nationen zu erhalten und auszuweiten. Es werden auf ägyptischem Boden ausländische Militärbasen eingerichtet und anderes mehr. Sadat hat einen wesentliche Teil ägyptischer Souveränität verkauft und damit unseres Erachtens die Mitgliedschaft in der Blockfreien-Bewegung verspielt. Darin sind wir uns mit den progressiven arabischen Ländern einig, und nicht nur mit diesen. Ägypten wurde auf unseren Antrag hin auch aus der Gemeinschaft der islamischen Länder ausgeschlossen. Also werden wir auch einen entsprechenden Antrag in Havana stellen. Denn Schritte, wie sie Sadat vollzogen hat, die Ägypten zu einem festen Bestandteil des imperialistischen Bündnisses machen, dürfen für die Blockfreien-Bewegung nicht akzeptabel sein, wenn die Bewegung einen Sinn behalten soll. Das Sadat-Regime kann nicht mehr Ägypten vertreten, dessen Souveränität es verkauft hat — die Souveränität eines Volkes aber ist unveräußerbar.

Frage: Die Entwicklung im Nahen Osten hat einen großen Einfluß auf die mittelmeerpolitische Gesamtsituation. Was bedeutet sie für die sozialistischen Kräfte im Mittelmeeraum?

Antwort: Die amerikanische Politik sucht neue Positionen zur Erhaltung ihrer Interessen in der Region — insbesondere nach dem Sieg der Iranischen Revolution. Sie will ein gegen die fortschrittlichen Kräfte gerichtetes Potential zwischen Israel und Ägypten schaffen, sie braucht den Stützpunkt auf Zypern. Dieses Bemühungen haben aber die Verhältnisse eher geklärt, wie Kadhafi es unlängst ausgedrückt hat. Im



arabischen Raum konnte Ägypten weitgehend isoliert werden. Generell kann man sagen, daß die Bündnisfähigkeit der progressiven Kräfte sehr gestärkt wurde. Sehen Sie nur, wie sich die Dinge innerhalb der Organisation Fortschrittlicher Sozialistischer Kräfte entwickelt haben! 1976 wurde unsere Organisation auf der Konferenz von Barcelona gegründet, mit 17 teilnehmenden Parteien und Organisationen. 1977 in Malta waren es 25. Heute in Athen sind es 33, einschließlich aller großen sozialistischen und kommunistischen Parteien, wie der Frankreichs, Italiens, Spaniens usw. Das wird Auswirkungen weit über den Mittelmeeraum hinaus haben, auf ganz Europa und Afrika, wird weltweite Bündnisse mit größerem Durchsetzungsvermögen bewirken, ein stärkeres Zusammenrücken aller demokratischen Kräfte.

Demokratie bedeutet die Macht des Volkes und nicht Macht anstelle des Volkes
daher
Keine Repräsentation anstelle des Volkes, sondern direkte Macht dem Volk.
Grünes Buch, 1. Kapitel

Frage: Nun wird durch Ihre Organisation der Abzug imperialistischer Präsenz und insbesondere der 6. US-Flotte aus dem Mittelmeerraum gefordert, wenig ist hingegen von der sowjetischen Flotte die Rede. Gibt es da einen prinzipiellen Unterschied?

Antwort: Sehen Sie sich die amerikanische Flotte an, und wer durch sie unterstützt wird. Das geht über Israel und heute Ägypten, früher Iran und das kaiserliche Äthiopien bis hin zu den rassistischen Regimen im südlichen Afrika. Alles Bastionen der Reaktion, während die Außenpolitik der Sowjetunion die Befreiungsbewegungen unterstützt. Objektiv kann man also die militärische Präsenz der beiden großen Mächte nicht vergleichen. Diese Einschätzung widerspricht unserer Unterstützung der Prinzipien der Blockfreiheit nicht. Denn Blockfreiheit ist ein Schritt zur Befreiung gegen Unterdrückung und Ausbeutung durch den US-Imperialismus.

Frage: Als letztes möchten wir auf die libysche Unterstützung für Uganda unter Idi Amin eingehen, die auch unter fortschrittlichen Kräften in der Bundesrepublik Schwierigkeiten macht. Können Sie uns diesen Aspekt libyscher Politik erläutern?
Antwort: Vor Idi Amin gab es eine starke israelische Präsenz in Uganda, die von dort aus unter anderem gegen die Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika aktiv war. Amin begann die palästinensische Sache zu unterstützen und die internationalen Monopole aus dem Lande zu werfen. Dafür haben wir ihn unterstützt, im wesentlichen mit wirtschaftlicher Hilfe, der Eröffnung einer Bank zur Finanzierung von Industrialisierungsansätzen, landwirtschaftlichen und sozialen Projekten — obwohl wir mit vielen innenpolitischen Aspekten seiner Politik überhaupt nicht einverstanden waren. Aber wir wollen uns ja nicht wie eine Besatzungsmacht aufführen! Über die Souveränität eines Landes haben wir im Zusammenhang mit Sadat geredet. Nachdem die tansanischen Truppen auf Kampala zu marschieren begannen, haben wir lediglich das Grundprinzip der OAU von der Unantastbarkeit der Grenzen verteidigt, wie in Äthiopien. Warten wir ab, was in Uganda passiert. Die Amerikaner, Engländer und Israelis sind dort jetzt aktiv geworden, offenbar in Zusammenarbeit mit den Tansaniern. Das ist eine sehr gefährliche Entwicklung für den Befreiungsprozeß im südlichen Afrika.

Christlich-islamischer Dialog

Die Religionen im Dienst der Menschen

Auf Einladung Libyens und des Vatikan fand vom 1.-6.2.76 in Tripolis ein christlich-islamischer Dialog statt. Während die christliche Seite auf dem offiziellen Podium durch die katholische Kirche alleinvertreten war, stellte sich der Islam in seinen verschiedenen Richtungen dar: Sunniten und Schiiten, Repräsentanten des Islam aus allen islamischen Ländern. Nur die von Saudi-Arabien finanzierten Panislamisten, die im Zeichen der "kommunistischen Gefahr" schon vor dem 2. Weltkrieg den Dialog mit den Christen gesucht hatten, waren ausgespart.

Das Schlußdokument der Konferenz ist mehr als nur ein Bekenntnis zur friedlichen Koexistenz zwischen den Religionen: es ist Ausdruck der bewußten Orientierung von Christentum und Islam auf die Bedürfnisse der Menschen. Angesichts der allenthalben vertretenen Verkürzung der Auseinandersetzung im Nahen Osten — handle es sich um Palästina, den Libanon, den Iran oder auch Libyen — auf einen Streit um religiöse Positionen wie auch der Diskriminierung islamisch begründeter revolutionärer Prozesse als "Heilige Kriege" — sprich: Kreuzzüge in umgekehrter Richtung, erscheint eine Erinnerung an die christlich-islamische Charter von Tripolis angebracht.

7. Beide Seiten betonen die Notwendigkeit, zum Wohle der Menschen gemeinsame Anstrengungen für Entwicklungsprogramme und Planungen gegen Hunger und Elend von Millionen Menschen in allen Teilen der Welt zu unternehmen deren Leiden in anbetracht der Forderung nach Menschlichkeit beschämend ist.

18. Der Libanon, den Moslems wie den Christen am Herzen liegend, ist einer Subversion ausgesetzt gewesen, die tausende von unschuldigen Opfern das Leben kostete.Gewiße subversive Kräfte innerhalb wie außerhalb des Libanon haben versucht, den Konflikt als Konfessionsstreit zwischen Moslems und Christen darzustellen. Diese Behauptung hat nicht nur den Moslems und Christen im Libanon einen Schlag versetzt, sondern sollte auch die ernsthaften Versuche der Annäherung und Freundschaft zwischen der islamischen und der christlichen Welt zum Scheitern bringen. Deshalb verurteilen die beiden Parteien die Subversion, die im Libanon stattgefunden hat und die Verschleierung des Konflikts als Konfessionsstreit. Sie verurteilen ebenso alle Teilungsversuche des Libanon und alle Versuche, der toleranten Koexistenz zwischen den religiösen Gemeinschaften im Libanon zu schaden.

20. Beide Parteien betrachten die Religionen mit Respekt, deshalb unterscheiden sie auch zwischen Judentum und Zionismus, den sie als eine rassistisch aggressive Bewegung betrachten, die den Palästinensern und dem ganzen Orient fremd ist.

21. Die Verpflichtung gegenüber Recht und Gerechtigkeit, der Aufrechterhaltung des Friedens und dem Recht der Völker auf Selbstbestimmung läßt die beiden Parteien die nationalen Rechte des palästinensischen Volkes bestätigen, ebenso sein Recht, in sein Geburtsland zurückzukehren; sie bestätigen, daß Jerusalem eine arabische Stadt ist und sie weisen alle Pläne der Judaisierung, der Teilung, der Internationalisierung zurück und verurteilen jegliche Profanierung der Heiligen Stätten. Die beiden Parteien fordern die Freilassung aller im besetzten Palästina Gefangenen, besonders der islamischen Ulema und der praktizierenden Christen. Die beiden Parteien fordern die Befreiung aller besetzten Gebiete und verlangen die Konstituierung einer Untersuchtungskommission über die Veränderungsversuche der islamischen und christlichen Heiligen Stätten und verurteilen vor der Weltmeinung jegliche solcher Versuche.

MUAMMAR AL-KADHAFI an JIMMY CARTER

Kadhafi nahm die Meldung eines Artikels der New York Times vom 6. 7. 1979 zum Anlaß eines offenen Briefes an Carter. Die Art, wie Kadhafi seiner Absage an den theokratischen Staat Israel, in dem die jüdische Religion zur zionistischen Staatsideologie verkehrt worden ist, das Selbstbestimmungsrecht des palästinensischen Volkes gegenüberstellt — die jüdischen Palästinenser eingeschlossen — macht den Brief an Carter zu einem wichtigen Dokument für das Verständnis libyscher Außenpolitik.

Bruder Oberst Muammar al-Kadhafi
Führer der großen Septemberrevolution
richtet einen Brief an den
amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter,
der wie folgt lautet:

Präsident Carter!

Die in der New York Times am 6.8.1979 veröffentlichte Erklärung — sollte es stimmen, daß sie von Ihnen stammt — muß beantwortet werden, damit keine falschen Vorstellungen über die tatsächliche Lage im Nahen Osten in der Welt bestehen bleiben und damit nicht angenommen wird, daß die Araber so sind, wie Sie sagen, ... wobei Sie fortfahren, sie zu verachten und mit Hingabe zu beleidigen. Gleichzeitig fürchten Sie die Juden und verherrlichen sie, während Sie wissen, daß die Gelder in jüdischen Banken arabische Gelder sind.

Sie und die ganze Welt sollten wissen, daß die Juden heute kein Volk sind, um einen Staat zu begründen. Das Judentum ist eine Religion, wie Christentum und der Islam, die Menschen ohne nationale oder ethnische Bande in allen Erdteilen angenommen haben.

Das Christentum, eine orientalische Religion, wurde von Amerika angenommen. Der Islam, die Religion der Araber, wurde von Indonesien und Senegal sowie von der Mohammad Alega-Gemeinschaft in den USA angenommen.

Demzufolge sind die Juden Menschen, die verschiedenen Nationalitäten und Rassen angehören. Sie haben ihre Heimatländer. Sie leben als Amerikaner, Franzosen, Russen und Araber. Sie sind überhaupt kein Volk. Wenn wir die Berechtigung ihrer Existenz in einem einzigen Gebiet, die Gründung eines theokratischen Staates und das Verlassen ihrer ursprünglichen Heimatländer anerkennen, so müssen wir ebenfalls den Rechtsanspruch aller Moslems anerkennen, ihre ursprünglichen Heimatländer zu verlassen, um in Jerusalem oder Mekka einen theokratischen Staat zu gründen, welchem Volk das Land auch gehören mag, auf dem sie diesen Staat errichten.

Demnach sind die amerikanischen, indischen, chinesischen und englischen etc. Moslems berechtigt, das saudische Volk zu vertreiben, dort ihren Staat zu gründen, nur weil sie Moslems sind und Mekka als Hauptstadt ihres theokratischen Staates proklamieren, genau wie es die Anhänger des Judentums postuliert hatten, nachdem sie ihre Ursprungsländer im arabischen Raum, Europa und Amerika verlassen hatten, um einen Staat auf dem Gebiet eines anderen Volkes -- nämlich des palästinensischen Volkes — zu gründen, weil sie Juden sind, wie ihr Argument lautet. Diesem Argument folgend haben sie einen heiligen Ort: Jerusalem, den sie zur Hauptstadt dieses unlogischen Staates gemacht haben. Nach dieser Argumentation müssen wir die Berechtigung aller Katholiken anerkennen, ihre Heimatländer zu verlassen, das italienische Volk zu vertreiben und dort ihren theokratischen Staat mit dem Vatikan als Hauptstadt zu gründen.

Das ist das Märchen des jüdischen Staates. Wenn wir seine Legitimation anerkennen und verteidigen, dann müssen wir zugeben, daß wir die Tatsachen in dieser Welt verdrehen und mit ihnen so spielen, wie Kinder mit wertvollen oder

heiligen Sachen umgehen. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, hat niemand das Recht, Einspruch gegen die Errichtung theokratischer Staaten durch Anhänger dieser Religionen zu erheben oder gegen die Proklamation heiliger Städte als Hauptstädte für diese Staaten, nachdem die rechtmäßigen Völker vertrieben worden sind.
Das Recht des italienischen Volkes auf Italien sowie sein Recht, alle Katholiken zu bekämpfen, die von überall herkommen, um es zu vertreiben und ihren theokratischen Staat an dieser Stelle zu errichten, ist dasselbe Recht, das dem palästinensischen Volk zusteht, die Anhänger des Judentums zu bekämpfen, die ihre Heimatländer verlassen, um auf dem Gebiet "Palästina" ihren theokratischen Staat aufzubauen.

Dasselbe Recht steht dem saudiarabischen Volk zu, jede Invasion zu bekämpfen, die das Ziel verfolgt, es zu vertreiben, um einen Staat von Invasoren im Namen der Religion zu gründen, damit andere nichtarabische Völker seine Gebiete besiedeln, wobei sie Mekka zu ihrer Hauptstadt machen. Das palästinensische Volk hat ebenfalls das Recht, alle eindringenden religiösen Gruppen abzuwehren, die ihre Heimatländer in Europa, Asien, Amerika, Rußland und den arabischen Ländern einschließlich Libyen verlassen haben.
Wenn das Problem mit der Rückkehr der Palästinenser zur 'Westbank' gelöst ist, wie Sie sagen, was bedeutet dann der Kampf vor der Besetzung dieses Gebietes im Jahre 1967?!

Damit beleidigen Sie unermeßlich das palästinensische Volk und die Arabische Nation, die so viele Märtyrer vor 1967 geopfert hat. Warum sind sie gefallen? Wofür hat die Arabische Nation ihre besten Söhne geopfert? War die 'Westbank' damals nicht in palästinensischer Hand? Ist dieses Land nicht voll von Palästinensern?

Ich möchte Sie daran erinnern, daß die Arabische Nation vor der Besetzung der 'Westbank' gekämpft hat, um Palästina zu befreien. Wenn diese Formel Sie und die Besetzer Palästinas stört, so hat umgekehrt die zionistische Besetzung einen Teil der Arabischen Nation zerstört und sich nicht nur mit der Störung begnügt. Sie sollten begreifen, daß die USA nicht allein in der Welt sind und sagen und tun, was sie wollen. Die Anderen, die unabhängig von ihnen sind, besitzen ebenso das Recht zu sagen und zu tun, was sie wollen.
Die USA können ihnen nicht verbieten, Opfer zu bringen, wenn sie sich dazu entschlossen haben.
Die Nichtanerkennung der PLO durch die USA ist nicht allein Opposition gegen die Palästinenser, sondern gegen den Willen aller Nationen, die die PLO bereits anerkannt haben.
Die amerikanische Opposition gegen die UNO ist töricht, ein Angriff auf die Semiten, auf die Menschheit, die Menschenrechte und den Frieden.

Denn das Volk, das es verdient, unterstützt zu werden, ist das vertriebene und flüchtige palästinensische Volk und nicht derjenige, der Atombomben besitzt, das Land des anderen okkupiert und den Frieden ständig bedroht. Die Feindseligkeit Amerikas gegenüber der Arabischen Nation ist eine antisemitische Haltung, denn die Araber sind Semiten.

Die Entlassung Ihres Delegierten bei der UNO ist der beste Beweis für die Richtigkeit meiner Ausagen. Sie betrachten den Kontakt mit einem Palästinenser in einem Privathaus als ein Verbrechen, das Sie Ihrem Delegierten nicht vergeben. Gleichzeitig arbeiten Sie unaufhörlich an der Unterwerfung der Araber, um unserem Feind formelle und öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Kontakte mit den Palästinensern sind verboten, aber die Anerkennung der Israelis ist erlaubt. Das ist eine neue Bibel, dieses Mal vom Satan der Gewalt abgefaßt und nicht von Gottes Hand. Amerika will den Arabern diese neue Bibel aufzwingen.
Das ist die törichte Politik, die die Welt früher in das Unheil der Weltkriege und in die Zerstörung gestürzt hat. Sie wird sie erneut zum selben Unheil führen. Sie ignorieren die Tatsachen und versuchen, die Welt zum Narren zu halten, wenn Sie behaupten, daß die Errichtung eines palästinensischen Staates den Frieden bedroht. Die ganze Welt weiß jedoch, daß der Frieden in den letzten 30 Jahren durch die Entstehung des sogenannten Israel und durch die Nichtentstehung eines palästinensischen Staates bedroht war.
Ihre Erklärung kann nur Folgendes bedeuten:

1. Entweder wollen Sie die öffentliche Meinung Amerikas irreführen und sich den Zionisten anbiedern – auf Kosten der Sache der Arabischen Nation – aus rein persönlichen Gründen, die mit den Präsidentschaftswahlen zusammenhängen.

2. Oder Sie wissen gar nichts von dem, was sich im Nahen Osten tatsächlich abspielt.

In beiden Fällen ändert Ihre Erklärung an den Tatsachen nichts. Sie enthüllt mehr und mehr Ihr wahres Gesicht für diejenigen einfältigen Araber, die es noch nicht begriffen haben, daß der Freund ihres Feindes ihr Feind ist, und daß der Feind ihres Feindes ihr Freund ist.
Sie sollten wissen, daß Israel der Prophet Jakob ist und kein Staat und daß die Söhne Israels, also die Söhne Jakobs, die orientalischen Juden sind, die als Palästinenser gelten. Sie allein haben das Recht, in Frieden und Brüderlichkeit mit den moslemischen und christlichen Palästinensern zusammenzuleben, da sie als jüdische Palästinenser gelten. Ihre Erklärung bezüglich des palästinensischen Volkes ist wertlos, weil Ihr Land den Semiten und dem Islam feindselig gegenübersteht. Sie ergreift einseitig auf eine Art für Israel Partei, die an die Zeit der Kreuzzüge erinnert – heute von Washington über Libanon nach Tel Aviv. Die USA haben für die Araber nichts getan. Im Gegenteil, sie verachteten ihre Opfer vor der Besetzung der 'Westbank' und sprach dem palästinensischen Volk das Recht ab, in seinem eigenen Land zu leben. Sie haben die Araber des Verrats an ihrer heiligen Sache bezichtigt, als Sie erklärten, die meisten arabischen Staatsoberhäupter hätten Ihnen ihre Nichtbilligung der Errichtung eines palästinensischen Staates versichert. Sie haben ferner den unerbittlichen, heroischen und heiligen Kampf des palästinensischen Volkes mit der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung verglichen.

Ich sage Ihnen, daß die Bewegung des palästinensischen Volkes kämpfen und siegen wird, wie die des amerikanischen Volkes während der Befreiung vom englischen Kolonialismus, wie die des zimbabwischen Volkes gegen das rassistische rhodesische Regime und wie die SWAPO die Befreiung Namibias erreichen wird.

Ich bin überzeugt davon, daß Sie in den nächsten Wahlen noch nicht mal Ihr eigenes Schicksal entscheiden können, das in der Macht jüdischer Banken liegt, die mit arabischen Geldern arbeiten. Die Entscheidung über Fragen des palästinensischen Volkes kann nur der palästinensische Widerstand vornehmen.

Trotzdem unterbreite ich erneut den Vorschlag, der früher oder später mit friedlichen oder mit kriegerischen Mitteln die Lösung sein wird:

1. Ende der Einwanderung nach Palästina

2. Rückkehr der Kolonisatoren in ihre Heimatländer, wie die italienischen nach 60 Jahren Libyen und die französischen nach mehr als 100 Jahren Algerien verlassen haben

3. Einstellung der Bewaffnung der Nahost-Region, außer denjenigen Ländern, deren Gebiete immer noch besetzt sind.

4. Errichtung eines demokratischen, palästinensischen Staates für die arabischen und jüdischen Palästinenser

Diesen Vorschlag unterbreite ich nicht nur den USA, die nur ein Staat von vielen in der UNO ist, sondern der ganzen Welt, einschließlich den USA.
Abschließend betone ich, daß die palästinensische Frage unsterblich ist, weil sie die Frage eines Volkes ist, hinter dem eine große Nation steht, die lange bevor es die USA gab, Kultur und Größe hatte. Dies wird so bleiben. Die Opfer dieser Nation vor 1967 werden nicht ohne Rechtfertigung bleiben. Die Arabische Nation hat 1936, 1948, 1956 und 1967 nicht für die Autonomie der ‚Westbank' gekämpft.
Sie sollten wissen, daß wenn wir feststellen, daß wir Alles verloren haben, uns kein anderer Weg bleibt, als die Anderen mitverlieren zu lassen. Ihre Politik führt zu diesem Ergebnis.

Friede dem, der dem richtigen Weg folgt.

OBERST MUAMMAR AL-KADHAFI

Erklärung zur Errichtung der Volksmacht

Das libysch arabische Volk findet sich bei den allgemeinen Versammlungen der Volkskongresse, der Volkskomitees, der Gewerkschaften, der Vereinigungen und Berufsorganisationen zusammen.

DER ALLGEMEINE VOLKSKONGRESS
begann mit der ersten Stellungnahme der Revolution und der historischen Rede von Zwara und wird durch den Inhalt des Grünen Buches geleitet,
hat die Vorschläge der Volkskongresse, die Verfassungserklärung vom 2. Shawal des Jahres 1396 n.d. Hijra (11. Dezember 1969), die Resolutionen und Empfehlungen des 1. Allgemeinen Volkskongresses vom 4. bis 17. Muharran 1396 H. (6.-18. Januar 1975) und des 2. Allgemeinen Volkskongresses vom 21. Zul Qida bis zum 2. Zul Hijja (12.-24. November 1976) geprüft,
glaubt daran, was die Große Revolution vom 1. September verkündet hat, die vom revolutionären Denker und Lehrer-Führer Oberst Muammar al-Kadhafi – dem Oberhaupt der Unitären Offiziersbewegung – ausgelöst wurde und die den Kampf der Väter und Vorväter für die Errichtung der direkten Demokratie krönt, die sie als die letzte und entscheidende Lösung des Problems der Demokratie betrachtet,
verkörpert die Volksherrschaft über das Territorium der Großen Revolution vom Ersten September, indem er die Autorität des Volkes, das allein über die Autorität verfügen sollte, errichtet und
erklärt seine Verbundenheit mit der Freiheit und seine Bereitschaft, diese auf seinem Territorium und überall in der Welt zu verteidigen und die verfolgten Freiheitskämpfer zu schützen...
erklärt seine Verbundenheit mit dem Sozialismus als Mittel, das Eigentum in die Hände des Volkes zu legen, und seine Verpflichtung gegenüber der Allumfassenden Arabischen Einheit...
erklärt seine Verbundenheit mit den geistigen Werten, um Moral und menschliches Verhalten zu wahren, so wie sei auch den Vormarsch der Revolution unter der Führung des revolutionären Denkers und Lehrer-Führers Oberst Muammar al-Kadhafi in Richtung auf die ganze Volksherrschaft und die Stabilisierung der Gesellschft, in der das Volk der Führer ist und Herr, in dessen Händen die Herrschaft, der Reichtum und die Waffen liegen – die Gesellschaft der Freiheit – bejaht... mit dem Ziel, allen Arten traditioneller Regierungsinstrumentarien, seien sie das Individuum, die Familie, der Stamm, die Sekte, die Klasse, das Parlament, die Partei oder eine Parteiengruppierung, den Weg zu versperren.
Er erklärt gleichermaßen seine Bereitschaft, ein für allemal jede Verschwörung gegen die Herrschaft des Volkes zu zerschlagen.
Das libysch arabische Volk, das durch die Revolution seine Kontrolle über sein gegenwärtiges und zukünftiges Schicksal wiedererlangt hat und das die Hilfe Gottes sucht und fest zu seinem Heiligen Buch als ewige Quelle der Führung und des Gesetzes der Gesellschaft steht, gibt diese Erklärung heraus, die die Errichtung der Herrschaft des Volkes verkündet und verkündet den Völkern der Welt die Morgenröte der Ära der Massen...

Erstens:
Der offizielle Name Libyens ist
SOZIALISTISCHE LIBYSCHE ARABISCHE VOLKSJAMAHIRIA
Zweitens:
Der heilige Koran ist das Gesetz der Gesellschaft in der Sozialistischen Libyschen Volksjamahiria.
Drittens:
Die direkte Volksherrschaft ist die Grundlage des politischen Systems in der Sozialistischen Libyschen Arabischen Volksjamahiria.
Das Volk übt seine Herrschaft durch die Volkskongresse, die Volkskomitees, die Gewerkschaften, die Vereinigungen, die Berufsorganisationen und den Allgemeinen Volkskongress aus. Ihre Funktion wird vom Gesetz festgelegt.
Viertens:
Die Verteidigung der Heimat liegt in der Verantwortlichkeit eines jeden männlichen und weiblichen Staatsbürgers. Durch die allgemeine Wehrpflicht wird das Volk ausgebildet und bewaffnet. Das Gesetz legt die Methode der Ausbildung militärischer Kader und der allgemeinen Wehrpflicht fest.

Herausgegeben bei Gahera in Sebha am 12. Rabi' Awal d.J. 1397 H. (2. März 1977)

r, von uns für KONKRET-Leser ausgesucht!!

EXIL LITERATUR

Michael Winkler (Hrsg.): Deutsche Literatur im Exil 1933-1945 - Texte und Dokumente.
Über 100 politische und literarische Texte bekannter und weniger bekannter Autoren, ergänzt durch Kurzbiografien und eine Synonose politischer und literarischer Ereignisse vermitteln einen sehr guten Überblick über die gesamte deutschsprachige Exilliteratur. Reclam Verlag, 512 Seiten, **nur 10.20!** ☐

Konrad Merz: Ein Mensch fällt aus Deutschland
1933 mußte Merz vor den Nazis nach Holland fliehen. Dort schrieb er '34 seinen autobiografischen Roman über das erste Exiljahr. Nach 45 Jahren erscheint das Buch zum ersten Mal in der BRD. Konkret Literatur Verlag, 19.80 ☐

Theodor Plievier: Der Kaiser ging, die Generäle blieben
Daß dieses '33 verbrannte Buch bis heute nicht wieder aufgelegt wurde, zeigt, wo wir leben: In einem Staat, der sich seine demokratisch- revolutionären Wurzeln radikal abgeschnitten hat. Konkret Literatur Verlag, 380 S., 26.80 ☐

Heinz Liepman: Das Vaterland. Vorwort von Heinrich Böll
Liepmans Tatsachenroman aus Hitlerdeutschland, 1933 in Amsterdam erstmalig erschienen, handelt vom Naziterror in den ersten Wochen und Monaten ihrer Herrschaft. Er schildert, wie sich der Schrecken in allen Lebensbereichen verbreitete, unterstützt und geduldet von den »Stillen im Lande«, die später von allem nichts gewußt haben. Konkret Literatur Verlag. 26 Mark ☐

Alfred Kantorowicz: Spanisches Kriegstagebuch:
Als Offizier der Internationalen Brigaden nahm Kantorowicz '36 -'38 am Spanischen Bürgerkrieg teil. Sein Kriegstagebuch dokumentiert ein in der BRD bislang unterdrücktes Kapitel unserer Geschichte: Der Beginn des 2. Weltkriegs auf spanischem Boden. Zu seinem 80. Geburtstag die Neuauflage des Tagebuchs im Konkret Literatur Verlag. 504 S., 34 Mark. ☐

Cartoons + Satire

Claire Bretécher: Die Frustrierten III
Der 3. Band der berühmten Comic-Geschichten vom progressiven Alltag einer kaputten Generation. Das beste und witzigste wo gibt! Großformat von Rowohlt, 64 S., für 12,80 ☐

Ernst Volland: Plakate, Montagen, Zeichnungen, Karikaturen
»Wegen sachgemäßer Verunglimpfung staatlicher Symbole u. intensiver Verhöhnung verdienter Persönlichkeiten« wird E. Volland gesucht. Hier ist er: mit fast allen seinen Zeichnungen und Montagen auf 208 großform. Seiten. Dazu Texte von Horst Tomayer, Stefan Aust, W. Bittner u. ein Gespräch mit P. O. Chotjewitz. Konkret Literatur Verlag. **Zweite erw. Auflage. Nur 12 Mark** ☐

Gerhard Seyfried: Wo soll das alles enden?
Kaum zu glauben, daß die Linke, so wie sie ist, einen solchen Zeichner hervorgebracht hat! Seit kurzem regelmäßig in KONKRET, und sein bisheriges Oeuvre zeigt dieser »Kleine Leitfaden der undogmatischen Linken« aus dem Rotbuchverlag, 96 S, 8 Mark ☐

Gerhard Seyfried: Freakadellen und Bulletten
»Wir basteln uns eine neue Gesellschaft« - wie, wird nicht verraten. Eine ausführliche Bauanleitung liefert Seyfried in seinem neuen Band, der als Katalog zu einer großen Comic-Ausstellung der Elefanten-Press erschien. Zeichnungen, Fotocollagen und ein paar Seiten aus Seyfrieds USA-Skizzenbuch, das meiste bisher unveröffentlicht. Wer wissen will, was passierte, »als sich die Polizei einmal entsetzlich geärgert hat«, muß für dieses schöne Buch 9.80 raustun. Elefanten-Press, o.S. ☐

Ernst Feurer-Mettler (EFEU): Schwarz ist nicht nur Trauerfarbe
Ein großformatiger, sauber auf gutem Papier gedruckter Cartoon-Band eines führenden Schweizer Poeten des tiefschwarzen Strichs, über den »... man auch lachen kann«. Schön zum Verschenken. Natürlich vom Satire-Verlag, 125 S., 24 Mark ☐

Was noch?

Günter Amendt: Das Sex Buch.
»Sexfront«-Autor Amendt hat ein neues Buch geschrieben, das von der Kritik sehr positiv aufgenommen wurde. Mit vielen Fotos + Karis, alles zum Thema. Über 250 Seiten vom Weltkreis-Verlag für nur 9.80 Empfehlenswert! ☐

Fernando Morais: Die rote Insel - Kuba heute. Eine Einführung
Der brasilianische Autor - u.a. für seine Arbeiten 1970 mit dem höchsten brasilianischen Journalistenpreis ausgezeichnet - legt mit diesem aktuellen Buch knapp, prägnant und ohne jeden Schwulst die wichtigsten Daten und Fakten über das erfolgreichste Entwicklungsland vor. Peter Hammer Verlag, nur 16 Mark ☐

John Seymour: Wir ziehen hinaus aufs Land.
Autor Seymour (»Das große Buch vom Leben auf dem Lande«) lebt seit über 20 Jahren als Selbstversorger auf dem Land. Wie es dazu kam und was daraus wurde, erzählt er in diesem neuen Buch, das gerade bei Ehrenwirth erschienen ist. 291 S., 29.80 ☐

Ernest Borneman u.a. (Hrsg.): Eifersucht. Ein Lesebuch für Erwachsene
Leibeigenschaft und Sklaverei existieren noch heute in den meisten sog. Liebesbeziehungen. Selbst fortschrittlich orientierte Paare, denen Privateigentum als Ursache grundsätzlicher Probleme bekannt ist, scheuen sich keineswegs, den Partner mehr oder weniger offen zum Privateigentum zu degradieren. Ganz neu vom amp-Verlag. Nur 15 Mark ☐

Fantastische Fotografie
Auf dem Plattencover von Pink Floyds »Wish you were here« reichen sich vor toter Hollywood-Kulisse ein brennender und ein »normaler« Mann die Hand. Dieses Foto findet man u.a. in diesem Band. Wer sich also für Fotografie des Ungewöhnlichen, Grotesken, Absurden, Makabren interessiert, kommt hier voll auf seine Kosten. Weit über 100 ungewöhnliche Fotos, sw und farbig, mit ausf. Einleitung, in bester Rogner & Bernhard-Qualität, ganz neu!` 28 gutangelegte Mark! ☐

Philip Agee: CIA intern
Endlich auf Deutsch: Das Tagebuch des CIA-Dissidenten, den die USA seit Jahren rund um die Welt jagen lassen. Ein Polit-Krimi der allerersten Güteklasse! Attica Verlag, 512 Seiten für 24.80 ☐

Living in a Rock'n'Roll fantasy
Die Autoren dieses neuen Buches sind Rock-Fans, und die meisten von ihnen außerdem Wissenschaftler, auch noch linke. Sie räumen mit »linken Rock-Mizzverständnissen« auf. Aus dem Inhalt: Ein Berliner Freizeit-Punk, Rock-Kritik und Teenage-Lifestyle, Pop-Kultur im Unterricht. Mit Lindenberg durch deutsche Lande, Sex & Rock'n'Roll, Überlebensfantasien. Das 300 Seiten starke Buch von Ästhetik & Kommunikation ist eine Überraschung und kostet 23 Mark ☐

Esther Biondi/Gabriele + Helga Koppel: Links sein - eine andere Art zu leben.
Porträts aus der italienischen Linken. Ganz neu bei VSA! 184 S. 16,80 ☐

Bob Hunter/Rex Wyler: Rettet die Wale - Die Fahrten von Greenpeace
Ein reich bebildertes Info-Buch, das besonders die jüngere Arbeit der Organisation »Greenpeace« dokumentiert: Verwegene Versuche engagierter Menschen aus vielen Ländern, in eisigen Gewässern mit winzigen Schlauchbooten schwimmende Walfangfabriken zu behindern und zu stören, um die Wale nach Kräften vor der endgültigen Ausrottung zu bewahren. Kübler Verlag, 128 S., 84 Fotos, 16.80 ☐

Sonderangebote

Franz Neumann (Hrsg.): Daten zu Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Kultur der BRD 1950-1975 (mit Vergleichszahlen EG-Länder und DDR)
Wichtigste Vergleichsdaten für alle politisch Denkenden und Arbeitenden. Ein Handbuch, das man nur zu oft braucht! Signal-Verlag, 392 Seiten Efalin. **Statt 28.-- nur noch 11.90!** ☐

Gundula Bölke: Die Wandlung der Frauenemanzipationsbewegung von Marx bis zur Rätebewegung
Ausgangspunkt dieser Schrift sind die Frauenfrage und die Emanzipationsforderung, die im Zuge der industriellen Revolution die bürgerlichen und die proletarischen Frauen in zwei Bewegungen teilte. Verlag Association, 78 S., **statt 5.- nur noch 2.90** ☐

FILMBÜCHER

G. Seeßlen/C. Weil: Ästhetik des erotischen Kinos.
Eine Einführung in Mythologie, Geschichte und Theorie des erotischen Films. Der neueste (4.) Band der ambitionierten Reihe »Grundlagen des populären Films«. Aus dem Inhalt: Mythologie der erotischen Unterhaltung - Geschichte des erotischen Films - Die Sexgöttin der 30er Jahre - Die Sex-Stars des europäischen Films - Kino als erotische Kunst. Filmografie: 150 erotische Filme. Mit über 100 Abb., Roloff & Seeßlen, 269 S., 22 Mark ☐

R. Fischer: Regie: Alfred Hitchchock
Der ausschließlich auf Filmliteratur spezialisierte Kleinverlag Roloff & Seeßlen legt zum 80. Geburtstag von Hitch seine größtformatige Hommage vor, die besonders durch die Bildauswahl und -wiedergabe aus Hitchs Filmen besticht: Das Weihnachtsgeschenk für Cineasten! 96 S., Ganzleinen, Sehr-groß-Format, 39 Mark ☐

Lutz Niethammer (Hrsg.): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft
Neu bei Hammer: Ein aktueller Aspekt der Sozialgeschichte: Wohnen und Wohnveränderung in unserem Jahrhundert. Gut lesbar, viele Fotos, moderne Geschichtsschreibung, die sich an alle wendet. 432 S. für 38 Mark. Ist es wert! ☐

Roland Günter/Rolf Joachim Rutzen: Kultur-Katalog. Alternative Kulturpraxis
Dieser Katalog ist kein Kaufhaus-Katalog; in ihm werden keine Waren angeboten, die man kaufen soll - sondern Ideen, Aktionen, Initiativen, die nachgemacht, vervollständigt und verbessert werden sollen. VSA Verlag, 240 S., 15 Mark ☐

NOSTALGIE HOCH DREI

Der geradezu »klassische« Fall: Man möchte einem Bekannten, dem man irgendwie verpflichtet ist, eine Kleinigkeit schenken; nicht zu teuer, aber mit einiger Sicherheit zur Freude gereichend: Zu Festen, statt Blumen als Dankeschön für eine Einladung o.ä. Dafür haben wir auf der letzten Buchmesse genau das richtige entdeckt: Reprints reich illustrierter alter Warenhauskataloge aus 3 verschiedenen Jahrzehnten!

Tip No. 1:

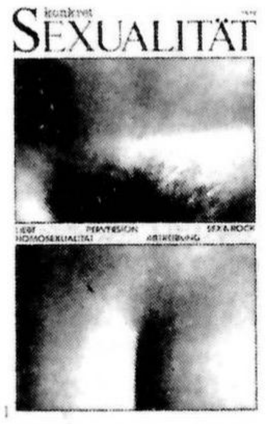
Modekatalog Warenhaus A. Wertheim, Berlin 1903/1904
Eine wahre Orgie in Jugendstil, zu der Zeit hochaktuell. Tausende von Abb., Schwerpunkt Mode, Dekor (Gardinen, Tapeten, Leuchten etc.) Olms-Presse, Großformat, 182 S., 20 Mark ☐

Tip No. 2:

Illustrierter Hauptkatalog 1912. August Stukenbrok, Einbek.
Dieses Versandhaus ging aus einer Fahrradhandlung hervor, deshalb eine Mischung aus Technik und dem sonst gewohnten Warenhaus-Angebot. Ebenso reich illustriert, Olms-Presse, Großformat, 238 S., 20 Mark ☐

Tip No. 3:

Illustrierter Hauptkatalog No. 2 1926. August Stukenbrok, Einbek.
Schwerpunkt hier: Technisches. U.a. Fahrräder, Waffen, Lampen, Dampfmaschinchen, Spielzeugeisenbahnen und, und, und ... Großformat, Olms-Presse, 176 S., 20 Mark ☐



SEXUALITÄT KONKRET
Für alle, die unser großes neues Sonderheft nicht am Stammkiosk fanden / finden: Hier der direkte Weg! Achtung! SERVICE-Besteller, die **nur** SEXUALITÄT KONKRET möchten: Überweisen Sie (oder Briefmarken schicken) 8 Mark auf eines unserer u. a. Konten. SEXUALITÄT KONKRET kommt sofort nach Zahlungseingang **frei Haus** zu Ihnen! Sammelbesteller erhalten es zusammen mit den anderen bestellten Sachen als Paket / Päckchen. 8,— ☐

Und so einfach bekommen KONKRET-Leser ihr Wunschpaket sofort nach Eingang der Zahlung:

1. Bitte alles ankreuzen, was wir Ihnen schicken sollen. **Zusammenrechnen.** Bei Bestellungen **unter** 50,-- Gesamtwert bitte 3 Mark Porto + Verpackung dazurechnen (muß leider sein!). **Bei Auslandsbestellungen müssen wir grundsätzlich um DM 10,-- zusätzlich bitten:** Für Porto, Verpackung und Bankspesen.
2. Die Service-Seiten herausreißen (oder Fotokopie). **Sammlern** legen wird der Bestellung **gratis** ein nagelneues Exemplar dieses Heftes bei, wenn Sie hier ein Kreuz machen. ☐
3. Verrechnungsscheck über die Summe ausschreiben: Oder auf unser Service-Konto überweisen: Haspa (BLZ 200 505 50), Kto.-Nr. 1238/121659. Für Postscheckkunden: Bitte überweisen auf Haspa, PSA Hamburg, Kto-Nr. 1827-205 mit **deutlichem** Vermerk: Zugunsten Kto.-Nr. 1238/121659.
4. Bestellblatt + V.-Scheck eintüten und absenden an: **KONKRET-Service, Rentzelstr. 7, 2000 Hamburg 13**

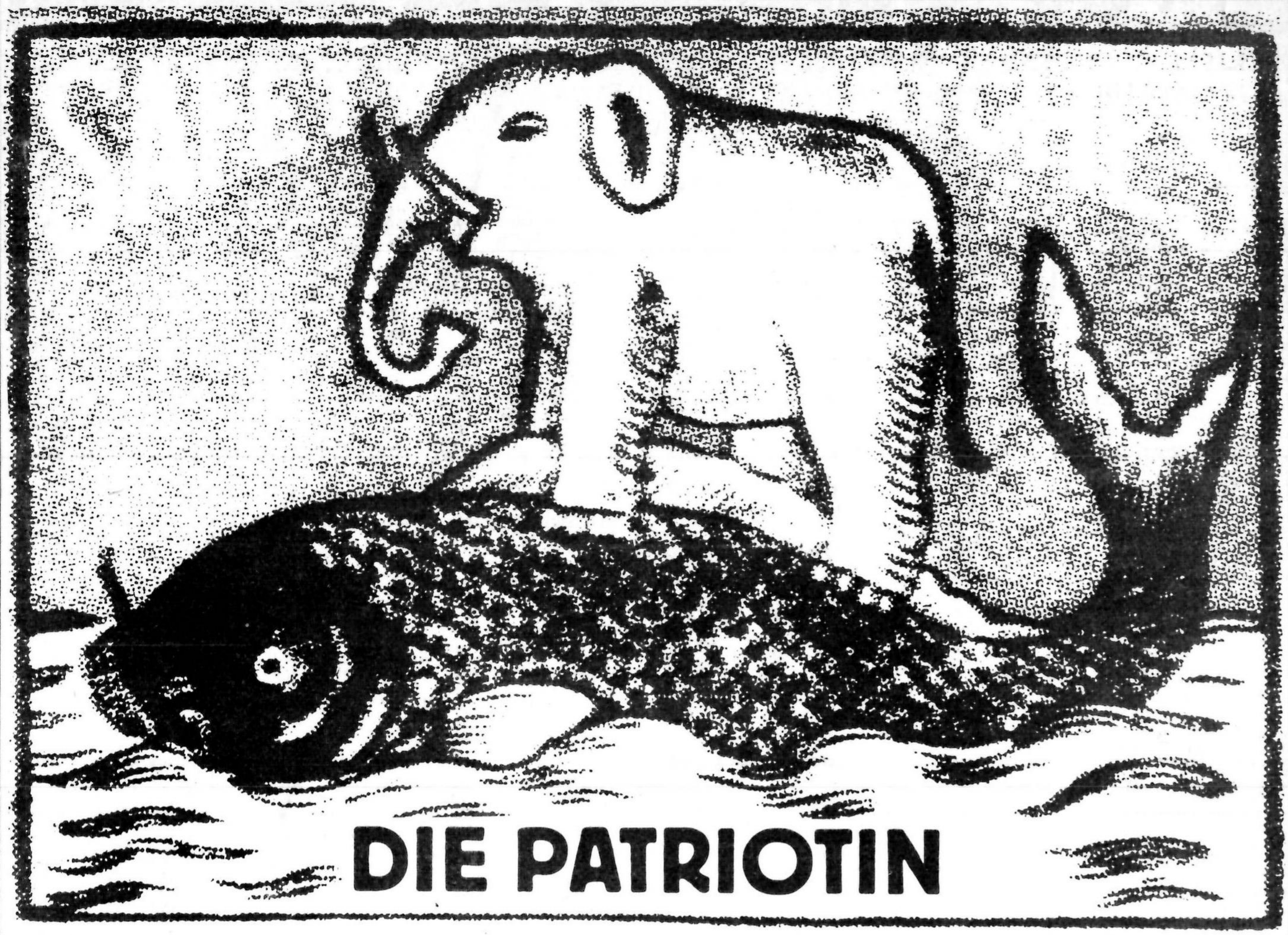
Notwendige Nachbemerkung:
Wir betrachten dies als echten Service für unsere Leser und sind **keine** Profi-Versender. Deshalb bitte um Verständnis: Wir können **erst** an dem Tag ausliefern, an dem Ihre Zahlung bei uns **registriert** ist. Sollten wir ihre Bestellung nicht vollständig ausführen können, weil mal ein Posten ausgegangen ist, liefern wir entweder **zu unseren Lasten** kurzfristig nach oder Sie erhalten **garantiert** Ihr Geld zurück. Mit diesem Service-Angebot treten **alle früheren Service-Angebote außer kraft.** Dieses Angebot gilt bis 27.2.80 (Poststempel!). Lieferung solange der Vorrat reicht.

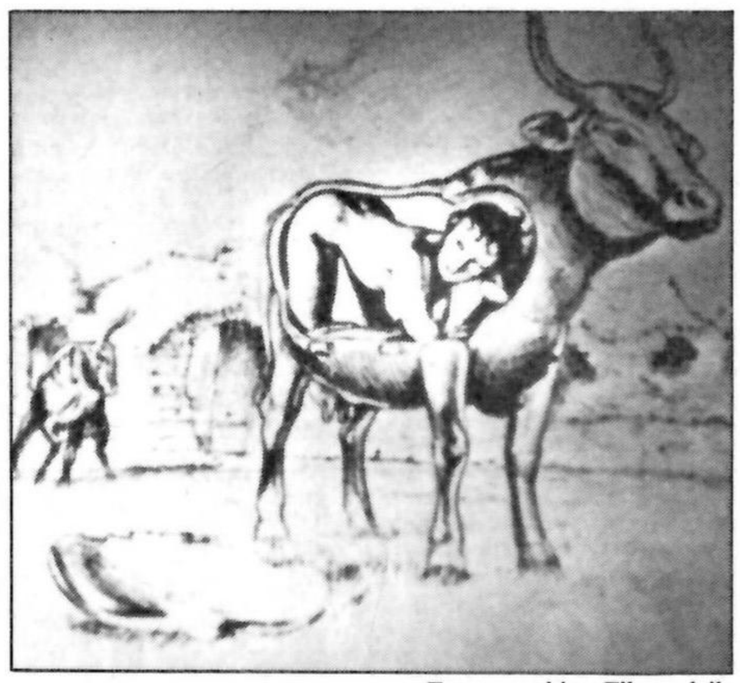
.....
Name, Vorname

.....
Straße, Nr.

.....
PLZ/ORT

.....
Unterschrift





Fotos: prokino Filmverleih

Produktivkraft Phantasie

Von Willi Bär

ALEXANDER KLUGE ist von seinem kurzen Ausflug ins traditionelle Erzählkino (»Der starke Ferdinand«) zurückgekehrt ins Kino des Fragmentarischen, der Montage, zur phantasievollen filmischen Mischung von Spiel- und Dokumentarszenen wie in »Die Artisten in der Zirkuskuppel« oder »In Gefahr und größter Not...«

Kluges »Patriotin« versöhnt die Spielsequenzen des Erzählkinos mit der Perspektive des Dokumentaristen. Diese beiden dramaturgischen Stränge bilden die Brücke zum Thema des Films, einer Materialsammlung zu dem Wort Deutschland: Märchenbilder und Kriegsberichte, Liebesgeschichten und Sterbeziffern, Wolken und Windmühlen, Städte und Landschaften, Politiker und von Politik Betroffene. Durchzogen wird dieses wild zerklüftete und doch strukturierte Bildwerk von der Geschichte der beiden Protagonisten: dem Knie des Obergefreiten Wieland und der Geschichtslehrerin Gabi Teichert.

Sie hat schon in dem Episodenfilm »Deutschland im Herbst« nach den Quellen deutscher Geschichte gegraben. Kluge damals: »Entweder sie gräbt sich einen Unterschlupf für den Dritten Weltkrieg oder sie gräbt nach deutscher Geschichte.« Jetzt, nach mehr als zwei Jahren, ist Gabi Teichert, »die Archäologin ohne Lizenz«, fündig geworden. Sie, die engagiert für die Erhaltung des Fachs Geschichte kämpft, kann dem Kleingedruckten in den dicken Büchern keine Geschichte entnehmen. Ihr fehlt die Sinnlichkeit im Stoff. »Beziehung einer Person

zum Gesagten müßte zu ihr hinzutreten.« Erst hieraus könnte Gabi Teichert Rückschlüsse auf die Historie selbst ziehen; sie muß also in Gesellschaft sein, wenn sie mit Geschichte umgeht.

So opponiert sie energisch gegen alle offiziellen und offiziösen Lesarten deutscher Geschichte, besonders gegen die Darstellungen jüngster deutscher Vergangenheit.

Unterstützt wird sie in dieser Haltung — die ihr eine Menge Schwierigkeiten mit der vorgesetzten Schulbehörde einträgt — durch ein Knie, das Knie des toten Obergefreiten Wieland. Es meldet sich zu Wort und meldet seinen Anspruch an, Teil eines Ganzen zu sein: »Es muß damit aufgeräumt werden, daß wir Tote sind; wir sind voller Protest und Energie!«

Gemeinsam, beide ein alter ego des Filmemachers selbst, durchwandern sie die Vergangenheit, treiben Stollen in diesen Trümmerhaufen und stoßen dabei auf die Haupt- und Nebendarsteller dessen, was später als Geschichte bezeichnet wurde. Sie sehen sterbende preußische Ulanen, finden die Schlachtfelder des Ersten und die Bombenhimmel des Zweiten Weltkriegs, Staats- und andere Männer passieren Revue, die Alliierten erschießen deutsche Terroristen — »Werwölfe« — im Jahre 1945 und die Royal Air Force verbrennt in Hamburg 60.000 Menschen. Alexander Kluge sagt RAF und zeigt, was Terrorismus auch ist. Kombination gewährt Überblick.

Durch solche Korrekturen werden nicht nur Lesarten in Frage gestellt. Ein Staatsanwalt sieht seine Autorität untergraben, die Schulbehörde registriert bei Gabi Teichert Renitenz. Immerhin fördern die Grabungen der jungen Lehrerin erstaunliche Funde zu Tage. Da wird ein Kaufhaus in der Weihnachtszeit besetzt, und im Polizeibericht heißt es später: »Sinn des Einsatzes ist die Störung des Weihnachtsfriedens im Kaufhof...«; da entpuppt sich ein Verfassungsschützer als Voyeur, der Spanner als Staatsschützer oder der Staatsschützer als Spanner ist.

Nie mehr als eine Schaufel deutscher Vergangenheit und Gegenwart, aber eben doch genug. Auf einem Insert — frei nach Karl Kraus — heißt es: »Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück — DEUTSCHLAND«.

Aber Gabi Teichert und Wielands Knie begegnen nicht nur jenem kalten Teil der Heimat. Sie treffen auch auf das andere Deutschland, die Welt der Phantasien und Wünsche, die mit subversiver Kraft an der Veränderung des gesellschaftlichen status quo arbeitet. Diese Produktivkraft Phantasie ist, so Kluge, angetreten, um die Normen und Gebote der alten Welt zu überwinden; sie projektiert im stillen Zukünftiges, entwirft bunte Bilder späteren Lebens. So sieht Gabi Teichert am Ende des Jahres wieder 365 Tage vor sich: »Aussicht, das Material für den Geschichtsunterricht zu verbessern.«

Dies ist zugleich die Aussicht, die Alexander Kluges Film öffnet: die Aussicht auf Jahre voll »Protest und Energie«, die Aussicht auf deutsche Geschichte von unten. Das Wort Deutschland wurde von Alexander Kluge sehr nahe betrachtet.

KONKRET-Interview mit Alexander Kluge

Foto: Rudolf Dietrich

Die Gartenwege verlassen

KONKRET: Alexander Kluge, Ihr jüngster Film nimmt wieder Abstand vom Erzählkino, geht zurück auf das Kino der Assoziationen, weckt Erinnerungen an die Zeit des Stummfilms. Warum dieses Konzept?

KLUGE: Filmemachen ist strikt antiakademisch, freches Gewerbe, geschichtlich fundiert, aber unregelmäßig. Im derzeitigen Umfeld gibt es genügend gepflegte Unterhaltung, gepflegtes Problem, so als sei Kino ein Spaziergang auf Gartenwegen. Gerade jene Gartenwege aber gilt es zu verlassen. Deshalb habe ich auf das Mittel der Montage zurückgegriffen, Bekanntes und Unbekanntes kombiniert.

KONKRET: Erschwert das dem Zuschauer nicht das Sehen? Sie haben Ihren Film doch nicht ausschließlich an ein elitäres Publikum addressiert, weshalb irritieren Sie also alle traditionellen Sehgewohnheiten?

KLUGE: Ich glaube nicht, daß es im Film darauf ankommt, etwas zu verstehen, sondern vielmehr: daß eine Bewegung der eigenen Erfahrung mit der Bewegung des Film korrespondieren oder zumindest umgehen kann. Bewußt habe ich deshalb in diesen Film Lücken eingebaut. Wenn etwa nach dem SPD-Parteitag auf die Vielgestaltigkeit der menschlichen Wünsche eingegangen wird und eine Schildkröte mit vier Elefanten gezeigt wird, oder ein Haus und ein Berg, so hat das nichts mit Begrifflichem oder Logik zu tun. Der Kontrast und die Stummheit der Bilder schaffen ein Dazwischen, in das der Zuschauer mit seiner Phantasie eindringen kann. Viele Zuschauer assoziieren beispielsweise Einzelheiten dieses Film miteinander, die einen zeitlichen Abstand von sechzig Minuten haben. Wenn sie den Film und dessen Handlung nacherzählen, verknüpfen sie Ereignisse des Anfangs mit denen des Endes. Dieses Erinnerungsvermögen ist eine nur schwer zu manipulierende Größe — es ist die sinnliche Wahrnehmung des Zusammenhangs. Das Gedächtnis stellt den Zusammenhang im gefühlsmäßigen Moment her, blendet dabei auch vieles aus der Realität aus. Dadurch funktioniert es antirealistisch.

Der Zuschauer entwirft damit seine eigenen Geschichten, sieht im Grunde seinen eigenen Film. Assoziationen, die in Träumen und Tagträumen eine Rolle spielen, bilden die Grundlage, auf der diese Gedanken, Begriffe und Bilder später entstehen. Kommen wir noch einmal auf den SPD-Parteitag zurück: Wenn zum Beispiel Horst Ehmke von den sogenannten Leitanträgen spricht, meint er damit etwas völlig Normales, gemessen an der Normalität des politischen Alltags. Mißt man seine Aussage aber an dem Basisinteresse, das sich in den Anträgen artikuliert, wirkt der Mann zynisch. Innerhalb dieses Realitätszusammenhanges unterlasse ich Wertungen, beschränke mich auf relative Betrachtungsweise.

KONKRET: Der Film plädiert gegen jedes Realitätsprinzip, vertraut ganz der Phantasie und verzichtet auf Wertungen. Begibt er sich damit nicht der Chance aufzuklären? Befürchten Sie nicht, daß dieser Appell an die Assoziation ohne jede Wirkung bleibt?

KLUGE: Diesem überall vorherrschenden rationalistischen Bewußtsein mißtraue ich. Der ganze Rationalismus konnte 1933 nicht verhindern. Mir fällt dabei ein Gedicht ein, in dem es heißt:

»War ein Männchen/
war nicht weis,
baut sein Häuschen auf dem Eis.
Sprach: O Herr laß allzeit friern,
müßt ja sonst mein Haus verliern.
Doch das Häuschen das ertrank und
Das Männchen das versank.«

Ernst Ottwalt 307 S., DM 15,-
Ruhe und Ordnung
Denn sie wissen was sie tun
Ein deutscher Justiz-Roman
Berlin 1931, 403 S., DM 12,80

Deutschland erwache!
Geschichte des Nationalsozialismus

Verlag europäische ideen,
Postfach 246, 1000 Berlin 37

Neuerscheinung!

Die Ernennung von F. J. Strauß zum Kanzlerkandidaten der CDU/CSU stellt eine Herausforderung an die demokratische Bewegung der Bundesrepublik Deutschland dar. Das AIB — die meistgelesene deutschsprachige Monatszeitschrift zur Dritten Welt, stellt sich dieser Herausforderung und analysiert in dem soeben erschienenen Sonderheft 1/1980

F.J. Strauß und die Weltpolitik der CDU/CSU

die Konsequenzen auf den Gebieten Außen-, Dritte-Welt- und Entwicklungspolitik.

Hauptbeiträge:
Reinhard Kühnl, Konzeption und Funktion des F. J. Strauß ● Rainer Falk, Weltpolitik und Entwicklungspolitik der CDU/CSU ● Jürgen Ostrowsky, Kontinuität imperialer Afrikapolitik ● José Soto, CDU/CSU-Stütze der chilenischen Militärjunta ● Jürgen Reusch, F. J. Strauß und die „chinesische Karte" ● Jutta von Freyberg, „Orkan der Barmherzigkeit" gegen Vietnam ●
Dokumentarisches: Strauß über Weltpolitik, Pinochet, Anti-Apartheid-Jahr, die „Freunde in Togo", Hua Guo-feng; Todenhöfer über US-Eingreiftruppe und Ölkrieg; Konrad-Adenauer-Stiftung und Hanns-Seidel-Stiftung

Einzelpreis (40 Seiten) 2,— DM, zuzüglich Porto; bei Abnahme von 10 und mehr Exemplaren 33% Ermäßigung. Jahresabo. 20,— DM inkl. Porto.

☐ Ich bestelle AIB-SH 1/80
☐ Ich abonniere das AIB für mindestens ein Jahr ab Nr.

Name: _____

Adresse: _____

Datum und Unterschrift: _____

Bitte ausfüllen und einsenden an:
AIB, Liebigstr. 46, 3550 Marburg 1,
Tel. 06421/24672

AIB
Antiimperialistisches Informationsbulletin

Dieses rationalistische Bewußtsein hält als zänkisches Ich die Menschen in jenem provisorischen Zustand, in dem sie beten, das Eis möge erhalten bleiben. Also kann ich im Film doch nur ein Bündnis mit jenen Kräften eingehen, die damit nie einverstanden waren. Das sind nun einmal die Kräfte der sinnlichen Ökonomie, das ist die Sinnlichkeit des Nicht-Habens.

Die Erfahrungsgehalte der Wünsche sind eine Ökonomie des Kinos, und die Zeichenwelt der Wirklichkeit ist die zweite Ökonomie. Diese beiden Systeme der Kino-Ökonomie sind völlig inkompatibel, sie kritisieren einander und bekämpfen sich. Für mich gibt es nur die eine Hierarchie: Die Welt der Wünsche ist der Welt der Wirklichkeit überlegen. Das ist eine Annahme und Behauptung. Ich kann sie nicht beweisen, aber sie entspricht meinem Gefühl. »Die Patriotin« ist ein Wunsch. Der Wunsch, es möge ein Gemeinwesen geben, und dieses Gemeinwesen möge etwas mit Gabi Teicherts Arbeit als Lehrerin zu tun haben, und es möge gutes Ausgangsmaterial für den Geschichtsunterricht liefern. Aber das ist nur zu schaffen, wenn der Rohstoff sich verändert, wenn die Geschichte verändert wird.

KONKRET: Ist dies ein Beitrag zur Veränderung?

KLUGE: Es ist eine Beschäftigung mit der Strategie. Clausewitz zum Beispiel hat sich nur mit der 'Strategie von oben' beschäftigt. Die 'Strategie von unten', also derjenigen, die im Keller sitzen, kannte er nicht. Diese Strategie von unten zu entfalten lohnt sich, weil da ins Auge springt, daß die Organisationsfrage, Bewußtsein und Erfahrung auseinanderlaufen. In dem Moment, wo ich bombardiert werde, habe ich das Bewußtsein, daß ich das nicht wollen kann, daß es nicht zu mir paßt, unproportioniert ist, daß es ein Produktionsverhältnis ist, in dem meine Interessen nicht zurechtkommen.

Ich weiß nicht, was ich dagegen ausrichten soll. Das Gehirn ist da eine ebenso unzweckmäßige Waffe wie der Schraubenzieher meiner Bombenentschärfer gegen die fliegende Bombe. Man hätte also früher aktiv werden müssen, um jetzt eine Waffe zu haben.

KONKRET: Sie sagen, Gabi Teichert nehme Anteil »an allen Toten des Reiches«. Dieses Heer der Toten ist immer ein Erbgut der Rechten gewesen. Wie kann die engagierte Lehrerin an ihnen Anteil nehmen?

KLUGE: Man sieht unter den Wurzel eines Baumes schlafende Leute in Rüstungen, das Heer der Toten. Das ist eine alte Sage, die, angefangen von Barbarossa bis zu wem auch immer, ständig kolportiert wurde. Daß die Toten nicht tot sind, ist eine alte deutsche Vorstellung. Die Bauern glauben an das alte Recht: »Caesar, amor legum, solve querelas« ist ein übersetzter alter Bauernspruch. Der Kaiser ist der Liebling des Reiches. Denn die Bauern erwarten vom Kaiser, von der Zentralgewalt, vom Gemeinwesen Hilfe gegen die sie unmittelbar bedrückenden Territorialherren, die ihnen sukzessive erst die Almende, dann Teile ihrer Äcker weggenommen haben. Aber der Kaiser ist im Morgenland oder in Italien verschwunden, sie nehmen jedoch nicht an, daß es ewig so bleibt. Sie nehmen an, daß das alte Recht wiederkommt und sie verinnerlichen diese Vorstellung. Dieser eigentlich bäuerlich-proletarische Gedanke ist von der Rechten okkupiert worden. Die Rechte hat einen Instinkt für die Aneignung solcher Vorstellungen, während die Linke das, voll Programmdenken und Sachlichkeit, für irrational hält.

KONKRET: Noch einmal zu Ihrer Arbeitsmethode: In der Szene auf dem SPD-Parteitag wird deutlich, daß Sie die Trennung von klassischen Filmkategorien aufheben, denn in dieser Szene wird dokumentiert *und* auch gespielt ...

KLUGE: Ja, aber das war nicht willkürlich. Diese Szene hat ja etwas von einem Roman. Es ist ein Roman, daß es ewig so sein muß, daß zum Beispiel völlig widersprüchliche Interessen unter einen Leitantrag gesetzt werden. Das zum Beispiel empfindet Gabi Teichert von ihrer Rolle aus als Fiktion. Während sie ihre Arbeitsweise, nämlich mit Hammer und Sichel Bücher zu zerhacken — das heißt also nach Werkzeugen ernsthaft zu suchen, wie man Geschichte anders behandeln kann — für dokumentarisch hält.

KONKRET: Sollte man also Hand an die Bücher legen?

KLUGE: Nicht an die Bücher, sondern an das abstrakte Buchwissen. Bücher können sehr hilfreich sein, werden sie uns aber zum Ersatz der tatsächlichen Erfahrung, der sinnlichen Wahrnehmung, dann werden sie uns und unserem Kopf gefährlich, dann sollten wir uns nach geeigneteren Werkzeugen im Umgang mit der Wirklichkeit umsehen. □

Bei 2001 ist ein Taschenbuch mit dem vollständigen Filmskript, Fotos, Materialien und Geschichten zu Kluges »Patriotin« erschienen: 480 Seiten, 4,90 Mark

Gegendarstellung

In der Ausgabe von »KONKRET« 12/79 wird auf Seite 50 unter der Überschrift »... wenn deine Leiche bei Leverkusen angespült würde ...« ein Interview mit Günter Wallraff wiedergegeben, in dem dieser die Behauptung aus seinem Buch wiederholt, wonach gegen mich staatsanwaltschaftliche Ermittlungen wegen des Verdachts auf Strafvereitelung und Prozeßbetrug laufen.
Das ist unwahr.

Wahr ist vielmehr, daß zwar Herr Staatsanwalt Dr. Körner von der Staatsanwaltschaft Frankfurt a.M. in einem Schreiben vom 21.5.1979 mitteilte, daß sich die Staatsanwaltschaft Frankfurt a.M. auf Grund der Angaben des Beschuldigten K. veranlaßt gesehen habe, gegen mich ein Ermittlungsverfahren »wegen Verdachts der Strafvereitelung und des Prozeßbetruges« einzuleiten. Jedoch habe ich weder einen Prozeßbetrug begangen noch eine Strafvereitelung. Wie mir die Staatsanwaltschaft Frankfurt a.M. am 21.7.1979 schriftlich mitteilte, ist ein Ermittlungsverfahren wegen Prozeßbetruges gegen mich niemals eingeleitet worden. Das Verfahren wegen Strafvereitelung wurde von der Staatsanwaltschaft Hamburg durch Verfügung vom 14. September 1979 eingestellt.
Hamburg, 11. Dezember 1979
Renate Damm

Born (rechts), Freund Piwitt

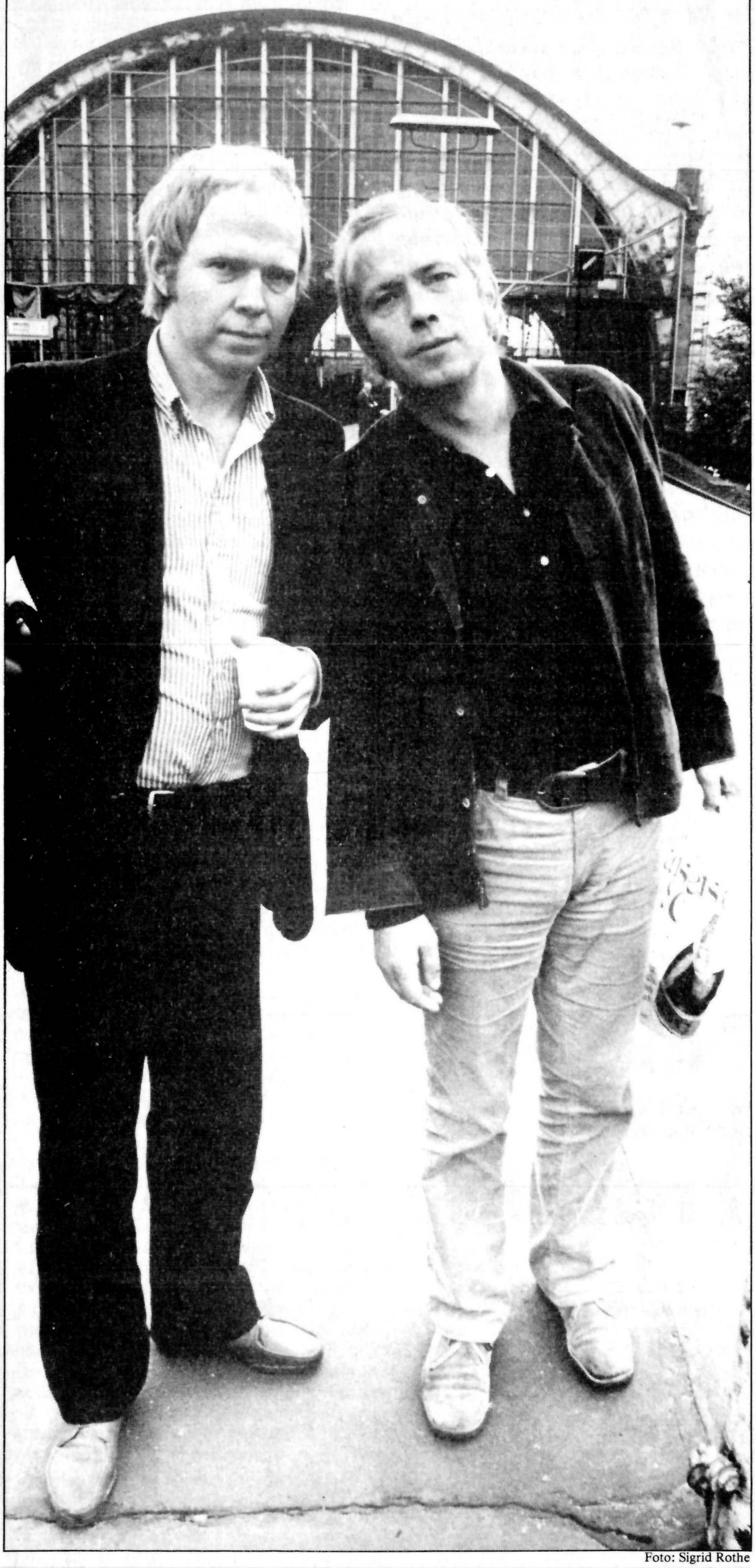


Foto: Sigrid Rothe

Im Dezember ist Nicolas Born gestorben. Eine Zeitlang war er ständiger Mitarbeiter von KONKRET. Drei seiner Schriftsteller-Kollegen erinnern sich an ihn

An der Hoffnungslosigkeit gestorben

Von Gerd Fuchs

SIE sagen, Nicolas Born sei am Krebs gestorben. Das glaub ich nicht. Er ist an Hoffnungslosigkeit gestorben. In seinen Büchern kann man sie wuchern sehen. Er hat niemandem mehr geglaubt.

Seit meiner — wie er es nannte — »Parteinahme«, so schrieb er mir vor drei Jahren, sei ich für ihn hinter einem »riesigen Transparent« verschwunden. Aber was stand denn auf dem Transparent? Doch dies: Daß es Hoffnung gibt. Er hat den Transparenten nicht geglaubt, und nicht nur, weil es Transparente waren. Eher hat er denen geglaubt, die ihn in seiner Hoffnungslosigkeit bestärkt haben.

Aber das war ein Widerspruch. Und zwar einfach deshalb, weil er *schrieb*. Gerade in seinem Fall war es ein Widerspruch. Für ihn, der sich in die Literarischen Colloquien Höllerers, in die Gruppe 47, in die Literaturszene hochgekämpft hatte, war Schreiben immer auch ein Akt des Sichherausarbeitens, ein Akt des Widerstands, der Selbstbefreiung, also auch der Hoffnung.

Er hat gegen die Phrasen gekämpft von Anfang an. Er war zäh im Unglauben, unerbittlich im Zweifel. Dafür hab ich ihn bewundert. Er hatte ein sehr tiefes Verständnis für die Zweideutigkeiten und Schiefheiten, in denen wir alle bis zum Hals stecken. Dafür hab ich ihn geliebt. Aber irgendwo muß es einen Punkt gegeben haben, wo sein Zweifel an den falschen Hoffnungen in Zweifel an Hoffnung überhaupt umschlug, wo sein Zweifeln Verzweiflung wurde, wo sich seine große kritische Energie gegen ihn selbst richtete.

Ich frage mich, wie das passieren konnte. Ich frage diejenigen, die *wissen* (und nicht bloß glauben), daß es Hoffnung gibt: Wieso war Nicolas Born nicht erreichbar? Wie sind wir ihm gekommen, daß er nur Transparente sah, Spruchbänder, Parolen? Was sind das dann für Transparente, wenn man dadurch für jemanden zum Verschwinden gebracht wird?

Ich höre schon das Hohngelächter, das sich in bestimmten Landhäusern jetzt erheben wird. Ich nehme den Hohn auf mich, weil ich denke, daß ich diese Frage Nicolas Born schuldig bin, weil ich denke, daß ich in seiner Schuld stehe. Ich habe nur diese Frage. Ich habe keine Antworten. Aber ich halte an dieser Frage fest. □

Michael Wolf Thomas (Hg.)

Ein anderer Rundfunk – eine andere Republik oder die Enteignung des Bürgers

J.H.W. Dietz Nachf.

Etwa 200 Seiten **9.80 DM**

Verunsichern, desinformieren, überfahren -- das ist die Taktik gegenüber dem Bürger, mit der Parteipolitiker und Konzerne in konzertierter Aktion die Kontrolle des Rundfunks an sich reißen wollen. Im vorliegenden Band wird versucht, einer kritischen Öffentlichkeit Fakten, Analysen und Argumente zur Abwehr dieser Pläne an die Hand zu geben.

Aus dem Inhalt

Michael Wolf Thomas: Rot im linken Kanal, schwarz im rechten Kanal?

Harry Pross: Krise der Medien: Krise der Demokratie?

Hans Jürgen Kleinsteuber: Was macht die Wirtschaft mit dem Rundfunk?

Friedrich Wilhelm Hymmen: Wieso müssen Verleger Fernsehen machen?

Axel Eggebrecht: Wider die neuen Systemveränderer

Fritz Sänger: Das Wächteramt des Bürgers im Rundfunk

Walter Fabian: Gewerkschaften und Medien

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Im Frühjahr 1975 schrieb der damals noch wenig bekannte Nicolas Born für den »Spiegel« einen Nachruf auf den damals kaum noch bekannten tödlich verunglückten Rolf Dieter Brinkmann. Der »Spiegel« lehnte ab: »Zuviel Ehrfurcht«. KONKRET-Mitarbeiter Hermann Peter Piwitt schickte darauf einen verärgerten Brief an den »Spiegel«-Herausgeber und bat um »mehr Respekt«. Auszug aus Piwitts Brief: »... Ich kann mir nicht vorstellen, daß Born, selbst wo er völlig versagt, schlechter schreibt als das Beste, was im Kulturteil bei Euch seit Jahren zu lesen ist«. Jetzt, vom »Spiegel« beauftragt, schrieb Piwitt einen Nachruf auf Nicolas Born: Kein neues Stück zur Heiligenlegende, sondern irdische Worte auf den toten Freund. Kommentar aus der »Spiegel«-Chefredaktion: »Zuwenig Ehrfurcht«. Piwitt: »Da haben die guten Leutchen mal etwas dazugelernt, und gleich machen sie wieder alles falsch ...«

Noch ein paar Freispiele

Von Hermann Peter Piwitt

VOR ein paar Monaten haben wir noch im 'Eldorado' auf der Reeperbahn geflippert. Wir waren nicht mehr ganz so schnell wie früher, vor fünfzehn Jahren. Aber ein paar Freispiele holten wir doch heraus. Born hatte gerade eine Serie von Bestrahlungen hinter sich. Jetzt sagte er: 'Ich will wieder leben.'

Sein Tod, dann, hat mich nicht mehr unmittelbar getroffen. Wenn jemand lange stirbt, trägt man ihn irgendwann vor der Zeit in Gedanken zu Grabe, um es auszuhalten.

Ich traf Born zum erstenmal 1963, als er auf Empfehlung von Ernst Meister ins 'Literarische Colloquium' nach Berlin kam. Er hatte ein paar Gedichte dabei und das Manuskript eines Romans, den er, der Chemograph, nachts, nach der Arbeit, wenn Frau und Kind endlich schliefen, in einer winzigen Wohnung in Essen geschrieben hatte.

Einmal lieferten wir uns einen Boxkampf, im Spaß; Männer machen das so, wenn sie Freundschaft schließen wollen. Es beugt allen eventuellen späteren körperlichen Berührungen vor.

Und auch das ist wohl typisch 'männlich': zwei reiten jahrelang zusammen gegen eine Welt von Feinden. Sie teilen jeden Dollar und den täglichen Bohnentopf. Und dann findet der eine Gold und der andere gutes Farmland. Und sehen sie sich dann wieder, ist nichts mehr so wie früher; denn alles steht zwischen ihnen, was inzwischen mit ihnen passiert ist: die Anschaffungen, die Familie, das persönliche Fortkommen, die Schulden, das Glück.

Born war kein Revolutionär, der — so sagt man ja wohl — 'seiner Zeit weit voraus war.' Dazu nahm er es mit dem Alltäglichen zu genau. Und weil er von ihm ergriffen war, griff er ein. Seine frühen Verse handeln von Berg-Invaliden, armen Teufeln, kleinen Affären in Köln-Knappsack und davon, was das alles mit ihm zu tun hatte, Born.

Als in Berlin die Gummiknüppel fliegen, fällt auch in *seinen* Gedichten das Wort 'Bulle'! Aber dem Pflichtfach Agitprop opfert er nie, was er aus eigenem Erleben weiß. 'Reiche haben mich gespeist/als ich betroffen vor Elend/in die Bungalows einfiel/... Arme haben mich geschunden.'

Dann, in den wenigen leichten Jahren zwischen dem Auseinanderlaufen der Studenten und dem, was dann 'Tendenzwende' hieß, taucht in seinen Gedichten plötzlich das Wort 'Glück' auf. Glück, das hieß in den schweifenden und schwebenden Versen dieser Jahre das Aufplatzen des 'Wahnsystems Realität' in einem unerhörten Augenblick des Alltags, einem Augenblick des Ausgeschlafenseins am Morgen, einem Frühstück, einer Zärtlichkeit. Das Innewerden von Spuren eines ganz anderen, richtigen und jederzeit möglichen Lebens innerhalb des falschen, von dem wir uns 'Realismus' vorschreiben lassen selbst dort noch, wo wir uns wehren.

Dagegen Born: »'Ich bin Realist', sagte einer erfolgreich/'Dann stirb doch', habe ich ihm geantwortet«. Und: »Bisher machten die Macher die Realität und die Literatur lieferte den passenden Realismus dazu.« Seine Konsequenz: die Abkehr vom gesellschaftskritischen Autor als kritischem Partner der Macht. Damals ist sie von so manchem als 'Abkehr von der Politisierung' begrüßt worden. Tatsächlich war sie selbst wiederum ein politischer Schritt: Es gab den Begriff 'alternatives Leben' noch nicht, da sammelten sich im Alltag von Borns Gedichten alle Glücks-Vorstellungen und -Vorgefühle darauf.

Glück, das war es, was Born in diesen Jahren auch in seinem eigenen Leben zu verwurzeln suchte. Und die breitschultrige, hausvaterhafte, altdeutsche Art, in der es ihm zu ge-

Günter Herburger

IN MEMORIAM NICOLAS BORN

I.
Sein Gesicht war,
als er sprach,
schon nicht mehr da.
Er besaß nur noch
einen Lungenflügel,
der andere lag
in einem dicken Glas,
wurde schwärzer und größer.

Als er weitersprach,
rückte er bis zum Rand,
doch in seinen Mundwinkeln
zeigten sich noch die alten,
rechtwinkligen Klammern
oder längst verzehrten Reste
seiner Heimat,
wo der Kohlenruß
in seinen Büchern
an das Fenster klopfte
und seine Freunde nach einer
Bahnhofswirtschaft verlangten,
nachdem sie gleich Mönchen
durch verdorrtes Gras am Hang
gewatet waren
die ganze Nacht.

Einmal trug er mich
im Gebirge,
als ich vor Unrast und Beredsamkeit
schon fast ohnmächtig war,
auf dem Rücken zur Straße.
Diese Umarmung
werde ich nicht vergessen.
Ich glaube,
er konnte dann
einen ganzen Tisch hochstemmen,
ohne daß die Gläser fielen,
stetig bis
zum letzten Ampellicht.

Noch lebte er,
saß auf einem Sofa,
und sprach,
aber ich hatte
kein Zutrauen mehr.

Seine Augen waren kleiner geworden
seine Lippen zogen sich über die Zähne,
es war, als holten sie nur noch Kraft
aus der Stirn,
von zu weit oben.

Ich hatte Angst
und erhöhte die Anzahl
der Armbeugen und Kilometer
meines Programms bergauf,
bis irgend etwas splittern mochte,
was mich wieder beschwichtigte,
Ich verachtete den
in allen Fasern noch festgezurrten
Frieden, dessen Kreischen
schon zu hören war.

Ach, flüsterten die Vögel,
die auf ihrer Winterfahrt
noch einmal bei uns
Station gemacht hatten,
um sich zu wärmen.

Ich meine,
wenn er stirbt,
muß ich neunzig werden,
wenigstens das soll geschehen,
solange Wut, Trauer und Ehre
sich noch nicht
gegenseitig vernichtet haben
wie stets bald.

II.
Jetzt ist er tot.
Seit Jahren stürzte er
unaufhaltsam nach innen,
zwar noch um Raum kämpfend,
doch wenn er
ein Stückchen erobert hatte,
mißtraute er der Luft,
die Labsal hätte bleiben können.

Das letzte Mal
saßen wir auf einer Bank
vor dem Zoo von Berlin.
Hinter uns spreizten Giraffen
ihre gefährdeten Beine,
Affen zeigten ihre purpurnen Hinterteile
und zierten sich nicht,
und in den Aquarien
beschwerten sich
melancholisch auf dem Kopf stehende
Krokodile und durchsichtige Fische
mit Steinen,
und ein Hilfsarbeiter,
der alle füttern sollte,
zog sich aus
und ging willig mit unter.

Wir machten uns
darauf aufmerksam
und weinten ein bißchen zusammen.

Ich wollte ihn überreden,
ein Sammler zu werden,
Verheißungen zu begrüßen
und nicht,
wie er es tat,
die ehrwürdig grausamen Waffen
zu leugnen oder sie gar
gegen sich selbst zu richten.

Umsonst, sagte er,
die Hoffnung sei ein Schlitten
in grünem Gras,
ohne Räder, ohne Tränen
inmitten welker Nässe.

Inzwischen wurde entschieden,
er lebt nicht mehr,
starb, sich wehrend,
viehisch wie ein Rind,
wir schreiben weiter
und werden ihn nicht verklären,
die Feinde, die Freunde
sich nicht mehr ähnlich sind.

---

lingen schien, ließ manche leibarme Intelligenz nostalgisch in die Knie gehen; und vergessen, daß er, Born, der Mann aus der Arbeitswelt, in seinem Stil zu leben den 'Traditionen der Arbeiterbewegung' denn doch weit weniger verbunden war als ihrem Traditionalismus. Wenn er sagte: »Komm, wir werden einen Braten in die Röhre schieben!«, war das ein Zuhause. Bob Dylans Don't think twice, it's all right' hätte von ihm sein können. »Mache ich mich mit zu großer Hand?« fragte er in »Das Auge des Entdeckers«.

Tatsächlich hatte er, der so viel aushielt, immer mehr am Hals, als er schleppen konnte. Das Haus, das ihm abbrannte. Kredite, in deren Größenordnungen ich nicht einmal zu träumen wagte. Die viel zu vielen Zigaretten. Die viel zu vielen Leute, für die er, gewissenhaft wie er war, sich doch immer Zeit nahm. Ohne seine Frau, mit der er zum Dank dafür im vorigen Jahrhundert lebte, wäre er längst verloren gewesen.

Es war Wolfgang Maier, der Lyriker, der 1972, ein halbes Jahr bevor er selbst umkam, einmal schrieb, wie sehr in Borns Gedichten alle Anläufe zum Glück gekoppelt sind mit der Erfahrung des Zusammenbrechens, des Sichzerschlagenfühlens, mit Tod. Und diese Todesgedanken mehren sich mit den Jahren. Auf Maiers frühen Tod schreibt Born eines seiner schönsten Gedichte.

Und sein Roman 'Die erdabgewandte Seite der Geschichte' ist nicht nur voll von den Todesmelodien des Mittelstands, zu dem er aufgestiegen war, und dessen Seelenleben er nun pflegte, auf eine Weise, mit der ich nichts mehr anfangen kann; es ist darin *auch* eine Todesbefangenheit, die ich mir aus seinen veränderten Lebensumständen allein nicht mehr erklären mag, auch nicht aus seinem Erschrecken vor dem ökologischen Kollaps, dessen Symbol, das Lager Gorleben, man ihm direkt vors Haus zu setzen im Begriff war. Es ist vielmehr, als hätte er schon im Bann der Krankheit gestanden, lange bevor sie seinen Körper befiel. Man könnte darüber ins Grübeln kommen. □

tip magazin

„Magazin für alternative Kultur"
(Der Stern)

14täglich im Zeitschriftenhandel

»Arbeit an der Emanzipation des Proletariats« oder wie? Foto: Ilse Buhs/ Jürgen Remmler

Der eingebildete Volksfeind

Von Regine Walter-Lehmann

Hans Magnus Enzensberger hat aus Molières »Menschenfeind« eine unheimlich gesellschaftskritische Boulevard-Klamotte gemacht. Und Peter Zadek, natürlich, hat sie für die Westberliner Freie Volksbühne inszeniert

DIE Berliner, scheints, werfen wieder einmal ihren Ruf als tollkühne Kultur-Avantgarde in die Waagschale: Volkstheater — so heißt der neue Trend.

»Man stelle sich vor«, so Zadek seinerzeit, »was für ein herrliches Theater zustande käme, wenn das Ohnsorgtheater oder Millowitsch einen genialen Autor hätte.« Spätestens seit er die Udo-Lindenberg-Show so inszenierte, wie sich Lindenberg und seine Panik-Truppe schon immer in Szene setzten, kennt man Zadeks Liebe zum Volkstheater. Jedenfalls liest und hört man es dauernd. Manche sagen Boulevardtheater — auch der Meister selbst. Um sich nicht mit der rechten Volkstümlichkeit einlassen zu müssen.

»Die Kunst dem Volke«. Die Freie Volksbühne hat zwar den lauteren Volksbegriff auf ihrer Seite, aber so besonders gut kommt sie mit ihm nicht aus. Der Volksbühnenverein wird in diesem Jahr 90 Jahre alt und mindestens ebensolange verfehlt er sein Ziel »auch auf künstlerischem und literarischem Gebiet an der Emanzipation des Proletariats zu arbeiten«.

Eine gewisse Volkstümlichkeit haftet auch dem »präzisen Seismographen der intellektuellen Stimmungen« an, Hans Magnus Enzensberger. Die Schule sorgt so intensiv für seine Popularisierung, daß es schon mal vorkommen kann, daß ein Schüler ausruft: »Ach, der lebt noch!« Traditionelles Schüler-Dichter-Verhältnis.

Molière lebt nicht mehr, und er hatte auch weniger Schwierigkeiten mit dem Volk als mit seinen feudalen Beherrschern. Aber die haben auch nicht durch Molières kritische Komödien ihre Herrschaft verloren.

Die traditionellen oder gewordenen Volksfreunde trafen sich in Berlin, um sich mit dem »Menschenfeind« auseinanderzusetzen.

Eine konspirative Versammlung?

Hans Magnus Enzensberger bearbeitete »mit Vergnügen« den Molière-Text, so stehts im Programm-Heft (um alle teilhaben zu lassen, ist gleich der ganze Text mitgeliefert).

Enzensbergers Überblick verhalf ihm ganz schnell zu der Einsicht, daß die alte Molièresche Fete heute von der »High Society« noch immer gefeiert wird. Als anerkannt gesellschaftskritischer Dichter muß er sich verpflichtet fühlen, diese Erkenntnis der Öffentlichkeit mitzuteilen. Aber nun nicht mehr als Intellektueller mit Verständigungsschwierigkeiten, sondern als populärer Massenaufklärer. In Versen und lustig, Theater ist Unterhaltung.

Dafür macht sein Radikalismus wieder mal vor nichts halt. Brutal hält er der middle-class (was auch immer das sein mag) einen Spiegel vor die gepflegte Heuchler-

Fratze. In bestechender Harmonie mit der Text-Intention baute der Bühnenbildner Daniel Spoerri einen schicken, teuren Salon, in dem die Party-Gäste rundum bespiegelt werden. Enzensberger macht reinen Tisch und dem Publikum klar, wie's in der Welt wirklich zugeht. Schonungslos legt er Schmeichelei und Heuchlertum bloß, prangert er das Prinzip an: Begabung zählt nichts, Beziehungen schaffen alles:

»Er ist beleidigt, wenn ihn Schlagermiezen
und prominente Tennisspieler siezen.
Mit jedem Schnösel ist er gleich per du,
vorausgesetzt er steht im Who is Who.«

Mutig entlarvt er die hohlen Karrieristen:

»Sein blauer Blick, sein dümmliches Gehüstel/
täuscht nicht einmal den Piccolo im Bristol./
Sowas frißt Dreck, kommt hoch durch Korruption/
und hat auf einmal eine Position.«

Und öffentlich klagt er Staatsapparat und brutale Polizeigewalt an:

»Hier ist mein Ausweis. Nehmen Sie's nicht krumm/
Ich muß Sie bitten aufs Präsidium.«

So sieht er aus, der schändliche Terror von oben. Alle anderen Versionen über die Gesellschaft scheinen dann doch wohl kommunistische Hetze zu sein.

Und der Dichter selbst hält sich auch nicht zurück. Als Aufklärer muß man auch zeigen, wo man selbst in dieser Welt steht. Der oben geschilderte Polizeiterror findet nämlich wegen einer vermutlich verfassungsfeindlichen Schrift statt: in der Hand des Polizeibeamten liegt das »Kursbuch«. Das ist radikal-demokratische Haltung, der wahre Dichter.

Vielleicht hat Peter Zadek hier seinen kongenialen Autoren gefunden, der auch im Boulevardtheater brisante, politische Themen nicht ausklammert. Es könnte sein. Denn so artig und widerspruchslos ist Zadek nicht so oft mit Dichtern und ihren Werken umgegangen. Oder das macht die Volksfreundwendung. Bevor Zadek nämlich seine Liebe zum populären »Theater für alle« so lautstark propagierte, gab es noch ein öffentlich gemachtes Bekenntnis für sein Interesse an Theater. Die Beziehungen der Menschen zueinander finde er spannend, hieß es, Erotik sei sein Lieblingswort.

Offensichtlich hat das Boulevardtheater eine besondere Form der Erotik. Die Beziehungen der Menschen auf der Bühne der Freien Volksbühne haben denselben Grad der Sinnlichkeit, die Günther Pfitzmann versprüht, wenn er Anita Kupsch in der Komödie »Bett durch drei« (oder so) in den Hintern kneift. Das hat viel Ähnlichkeit mit Uwe Friedrichsens Griff an Rosel Zechs Busen. Und wenn es nicht häufig gesagt würde, vermutet kaum jemand, daß diese Menschen boshafte oder freundliche oder überhaupt irgendwelche Beziehungen zueinander haben. Einzig Ulrich Wildgruber als »grüner« Aussteiger Alceste nervt schwitzend alle mit seiner Suche nach Wahrheit und reiner Luft. Weiter kann hier die berühmte Zadek-Truppe auch nicht helfen.

Also, Volksfeinde, kein Grund zur Beunruhigung. Alles nur Theater. Gewaltfrei und ungefährlich. Boulevard — kein Volkstheater! □

Bibliothek der verbrannten Bücher

Alfred Kantorowicz Spanisches Kriegstagebuch

Mit einem neuen Vorwort des Verfassers und einem Anhang bisher unveröffentlichter Dokumente und Briefe von Theodor Balk, Lion Feuchtwanger, Ernest Hemingway, Hans Kahle, Egon Erwin Kisch, Erika Mann, Thomas Mann, Wilhelm Pieck, Gustav Regler, Ludwig Renn.

504 Seiten, gebunden, 34,00 Mark

Als Offizier der Internationalen Brigaden nahm Alfred Kantorowicz von 1936 bis 1939 am Spanischen Bürgerkrieg teil. Sein Kriegstagebuch dokumentiert ein bewußt unterdrücktes Kapitel unserer Geschichte: den Beginn des 2. Weltkriegs auf spanischem Boden.

Bisher erschienen:

Konrad Merz Ein Mensch fällt aus Deutschland

Nachwort Ingeborg Drewitz
180 Seiten, gebunden, 19,80 Mark

Theodor Plievier Der Kaiser ging, die Generäle blieben

Vorwort H.-H. Müller
380 Seiten, gebunden, 26,80 Mark

Heinz Liepman Das Vaterland

Vorwort Heinrich Böll
216 Seiten, gebunden, 26,— Mark

Heinz Liepmans Tatsachenroman aus Hitlerdeutschland, 1933 geschrieben, 1934 in Amsterdam erschienen, handelt vom Terror der Nazis in den ersten Wochen und Monaten ihrer Herrschaft. Der Schrecken breitet sich aus, unterstützt in allen Lebensbereichen und geduldet von »Den Stillen im Lande« — so Heinrich Böll in seinem Vorwort —, die später von allem nichts gewußt haben.

Konkret Literatur Verlag

Zeichnung: Hanno Engler

»Die Kalaschnikoff rattert den Sonntag ein«

Von Henning Venske

Wie wir einmal doch nicht so recht für den Erhalt des NDR streiken wollten und warum sich das sowieso kaum gelohnt hätte

PROVOKATION tut not — es ist ja nicht auszuschließen, daß der/die eine oder andere Berufsgenosse(in) zum Widerspruch gereizt wird. Wenigstens mir gegenüber. Das wär' ja auch schon was.

Streiks läßt man/frau sich hier, in diesem unserem Lande, bekanntlich vom Gericht verbieten. Tja, so ist das mit der FDGO — auf deren Grund und Boden wird eben die Kontinuität der Justiz bewahrt, da kann man/frau nicht mal so nebenbei für vier Stunden über 1919 hinausgehen und ohne Einwilligung der Hierarchen einen öffentlich-rechtlichen Betrieb lahmlegen ...

Na ja — alle Mitarbeiter der ARD wollten sowieso nicht streiken. Das wollte schließlich nur die Mehrheit der Gewerkschaftsmitglieder. Und das auch nur für einen Fernsehabend.

Wollte sie wirklich? Warum hat sie dann nicht? Weil's verboten wurde. Wenn sich alle Gewerkschafter aller Zeiten, wie es ihr (schlechtes) Recht gewesen wäre, an Verbote gehalten hätten: manche Unannehmlichkeit wäre ihnen erspart geblieben. Aber leider gäb's dann heute immer noch keine Arbeiterorganisation. Doch leider gibt's heute noch zu viele Gewerkschafter mit einem Herz für Verbote. »Ärmel aufkrempeln, diszipliniert an die Arbeit gehen« war deren Gebot nach dem Verbot. Das wurde befolgt, und dieses Befolgen als Erfolg abgebucht. Das nennt man strategisches Verhalten. Und nun?

Ich sage: Unterpflügen, planieren und bunt anstreichen. Der NDR ist tot, es lebe Radio Binnenalster!

»Rotfunk« haben ein paar reaktionäre Schwachköpfe diesen Sender seinerzeit gescholten — man kann darüber grübeln, ob's in demagogischer Absicht oder aus schlichter Blödheit geschah — Tatsache ist: rot war er nie. Rot soll er erst werden.

Wir wollen diesem NDR nicht nachtrauern. Sein Programm unterscheidet sich von dem des kohlrabenschwarzen Südwestfunks nur noch in Nuancen — hauptsächlich dadurch, daß das Musikangebot aus Baden-Baden attraktiver ist. Vielleicht würde eine Handvoll NDR-Journalisten dort nicht beschäftigt werden, weil sie nicht ein genügend großes Quantum Opportunismus zur Verfügung haben — aber der große Rest?

Die Damen und Herren werden sich dem Freiraum, den King Albrecht und Kong Stoltenberg ihnen zur Verfügung stellen, einpassen und ihn mit der angemessenen kritischen Berichterstattung ausfüllen.

Warum der NDR siech wurde, und wer ihn zum Dahinsiechen brachte — darüber ist viel berichtet worden. Die weitaus größte Dosis Gift kam ohne Zweifel aus Parteiflaschen. Aber das ist nicht Gegenstand dieses Pamphlets. Feststeht: der NDR ist verreckt — und selbst ein österliches Wunder könnte ihm nur die debile Statur verleihen, die er unmittelbar vor seinem Exitus hatte. Die Kraft seiner Gründerjahre — sie kehret so schnell nicht wieder: da müßte unsere Obrigkeit ja voranschreiten, mehr Demokratie gar wagen — und auf die Tour reisen wir doch schon seit langem nicht mehr.

Also: überlassen wir den Totengräbern die Leiche.

Sollen Sie doch ihren Spaß haben am Kadaver! Wer sich würmchenhaft daran beteiligen will, dem kullert keine Träne nach. Die Arbeitsplätze bleiben erhalten — das wurde versprochen. Man darf darauf hoffen, daß vielen, noch immer Gutgläubigen, bald der Appetit vergeht. Daß Widerstand sich regt. Ein Rumpf-NDR-Programm aus Hannover und Kiel verheißt den üblichen Stumpfsinn aller von oben verordneten Autorität. Und die führt bekanntlich zum Streik, der sich dann nicht mehr verbieten läßt.

Bleibt: Mut zu fassen für »Radio Hamburg« oder »Radio Binnenalster« oder wie immer das Gebilde heißen mag. Das fällt schwer — wird dieser Hamburger Sender doch keinesfalls so sein, wie ich ihn mir wünsche. Da sei die SPD vor.

Das, was King und Kong heutzutage schon als gegeben unterstellen — Programmpunkte wie:

- Kinderfunk — wir schmieden ein Kaderchen und basteln ein Bömbchen
- oder: Originalübertragung aus Berlin-Moabit vom Tischtennisvergleichskampf zwischen Lokomotive 2. Juni und Dynamo RAF
- oder: Albrecht in der Zerreißprobe: wir berichten aus dem Isoliertrakt unseres Heizungskellers
- oder: Die Kalaschnikoff rattert den Sonntag ein —

solche Programm-Highlights wird's nicht geben.

Schließlich kungeln die leitenden Herren seit geraumer Zeit um ihre neuen, natürlich aufgewerteten Pöstchen — und so mancher, der besser verdampft wäre, wird uns erhalten bleiben, aber: da ist auch eine kleine Chance. Auch, wenn's kaum zu erwarten ist — vielleicht hat die Hamburger Staatspartei aus dem »Morgenpost«-Desaster ein wenig gelernt. Vielleicht sieht sie — auch wenn sie zur Medienpolitik so unfähig ist wie ein toter Frosch zum Laichen — in einem Hamburger Stadtsender die Möglichkeit, mit neuen Inhalten in neuer Form den Menschen in den angrenzenden Ländern das zu vermitteln, was denen in Zukunft verheimlicht werden wird.

Nun, das ist sehr vage, und Zweifel am Gelingen sind mehr als berechtigt. Würde es doch voraussetzen, daß sich die Machthaber aus der Sendeanstalt heraushalten. Daß sie sich Tag für Tag von Leuten, die ihren demokratischen Rechten folgen, zur Rechenschaft ziehen lassen. Daß sie begreifen, daß Rundfunk- und Fernsehen-Machen heißt: in Opposition stehen. Gegenüber! Mit Kamera und Mikrofon gegenüber! Und wenn ihnen das nicht paßt, dann müssen sie die Front wechseln. Vielleicht sind sie ja wirklich fortschrittlicher als jener Moderator, der sich im Rundfunk bezeichnenderweise stets mit einem Kamel unterhält, und der im Fernsehen einem zum Gesang untauglichen Häufchen Elend, das für diesen Fernsehauftritt durch nichts anderes qualifiziert ist als durch seine neofaschistische Gesinnung, zum Applaus verhilft, der allerdings durch Lichtzeichen von der Aufnahmeleitung befohlen wird. □

Ein Sendetag von Programmdirektor Henning Venske

5.30 Hein und Oss Kröher singen antifaschistische Lieder
6.00 Glück und Freiheit für uns alle: P.P. Zahl's halbe Stunde
6.30 Nachrichten. Kommentar von Axel Eggebrecht
6.45 Rock gegen Rechts 1. Teil
7.30 Programm für Kinder: Neue Schallplatten aus dem Pläne-Verlag
8.15 Rock gegen Rechts 2. Teil
Moderation: Beate und Serge Klarsfeld
9.00 Nachrichten und Presseschau: Wallraff stellt richtig
9.25 Zum Schmunzeln: Dieter Hildebrandt liest Gegendarstellungen
9.30 Open Mikro: Informationen aus Bürgerinitiativen, Gewerkschaften, Schulen, Universitäten und Betrieben. Dazwischen viel Rock gegen Strauß und das Gesundheitsmagazin mit Dr. med Karl Heinz Roth. Gastgeber: Ingeborg Drewitz, Alice Schwarzer, Ernst Vollandt und Willi Hoss
12.00 Reportagen aus dem Knast - Gefangene berichten
12.30 Nachrichten. Kommentar von Bernt Engelmann
12.45 Auslandsjournal. Mit Stellungnahmen der Befreiungsbewegungen in der 3. Welt. Durch die Sendung führt Franca Magnani
14.00 Programm für Kinder: Otto macht Witze
14.30 Nach der Schule: Musik für die Sonne, moderiert von Walter Mossmann. Lieder gegen den Krieg, moderiert von Ernst Busch. Sex'n Drugs'n Rock'n Roll, moderiert von Günther Amendt
16.00 Nachrichten. Kommentar von Dorothee Sölle
16.15 Wer hat welches Pöstchen? Ein Quiz um alte und neue Nazis — von und mit Peggy Parnass
17.00 Chronique Scandaleuse: Astrid Proll blättert in den Akten des Verfassungsschutzes
17.15 Programm für Kinder: So stell' ich mir die Zukunft vor! Heute gestaltet von den Kindern des Kinderhauses Heinrichstraße in Hamburg
18.00 Nachrichten. Kommentar von Erich Fried
18.15 Folkmusic: Zupfgeigenhansel stellt Musik der Unterdrückten vor
19.00 Ausländische Kolleginnen und Kollegen machen ihr Programm: Das Thema heute: Solidarität. Mit Musik aus ihren Heimatländern
19.45 Innenpolitischer Kommentar. Der neueste Berufsverbotsfall wird von der/dem Betroffenen selbst dargestellt
20.00 Frauen machen Musik — heute mit Joan Armatrading, Maria Farantouri und Schneewittchen. Dazwischen: Kinder in die Heia, am Mikrofon Emil
21.00 Coming Out! Das Lesben- und Schwulen-Forum
21.30 Das Hörspiel: »Klau mich« von Fritz Teufel und Rainer Langhans in der Bearbeitung des Grips-Theaters
22.15 Überlegungen zum Thema Widerstand — die Grohnde-Angeklagten beziehen Stellung zum Todesschuß u.ä.
22.30 Working Class Hero: Joe Cocker in Concert
23.00 Nachrichten und Kommentare zum Tage, am Mikrophon Margarete Mitscherlich.
23.25 Unser täglicher Faschismus: das Dicke Ding des Tages — vorgestellt von Heinrich Böll
24.00 Die Gute-Nacht-Geschichte: ausgewählt und vorgelesen von Hanne Hiob
00.15 Musik bis halb Sechs, zusammengestellt von Manfred Miller und Werner Burkhardt. Am Mikrofon: Bettina Wegener und Hanns Dieter Hüsch sowie Gäste aus verschiedenen Antirepressionsgruppen

Olle & Wolter

kritik

Zeitschrift für sozialistische Diskussion Nr. 23

Grüne Welle?
Heinz Brandt, Bernd Rabehl, Rudolf Bahro, Hajo Funke, Horst-Dieter Rönsch, Volkhard Brandes u.a. diskutieren über Rote, Grüne, Strauß und SPD

Rabehl: Kritik an Bahro

Verlag Olle & Wolter 7 DM / im Abo 6 DM

alle brauchen kritik

deshalb abonniere ich die kritik ab der nächsten Ausgabe. ○ bitte ankreuzen!

außerdem bestelle ich die bereits erschienenen Hefte, und zwar:

Datum,
Unterschrift.....

warum?

In jedem Heft gibt es immer etwas, was man nicht erwartet. Vom Thema, von den Autoren. Wer sich diese regelmäßigen Überraschungen nicht entgehen lassen will, sollte zum Abo greifen. Billig ist die KRITIK ohnehin schon, ganze 7 Mark das Heft, im Abo kostet sie für 4 Hefte im Jahr nur noch 24,– plus Porto. Bitte Coupon ausfüllen und an den Verlag Olle & Wolter, Postfach 4310, 1000 Berlin 30 einsenden. Dann kommt die KRITIK alle vier Monate prompt ins Haus. Man kann die KRITIK aber auch über eine Buchhandlung abonnieren, wenn eine gerade in der Nähe ist, die man sowieso regelmäßig besucht. Dann wird auch noch das Porto gespart.

Die Linke in der BRD hat ein Stadium der Zersetzung erreicht, das deren Überwindung notwendig und ansatzweise möglich macht. Die KRITIK will sich in diesen Prozeß einmischen und versuchen, ihn zu beschleunigen. Alte politische Fronten verstellen heute den Blick auf wirkliche Probleme, führen zu fragwürdigen Koalitionen und lähmen die Bewegung. Die KRITIK wird sich diesen Problemen widmen und versuchen, die Frontstellung zu korrigieren. Die Diskussion über Ziele und Wege sozialistischer Politik wird radikal geführt werden: ohne Sentimentalität, Dogmatismus oder Resignation, dafür aber mit der nötigen Portion Selbstkritik.

Im Redaktionsbeirat der KRITIK arbeiten mit:
F. Claudin, R. Dutschke, O.K. Flechtheim, H. Fleischer, R. Jungk, E. Krippendorff, L.L. Radice. E. Mandel, K. Meschkat, L. Mez, J. Moneta, A. Münster, O. Negt, T. Pirker, B. Rabehl, J. Steffen.

kritik

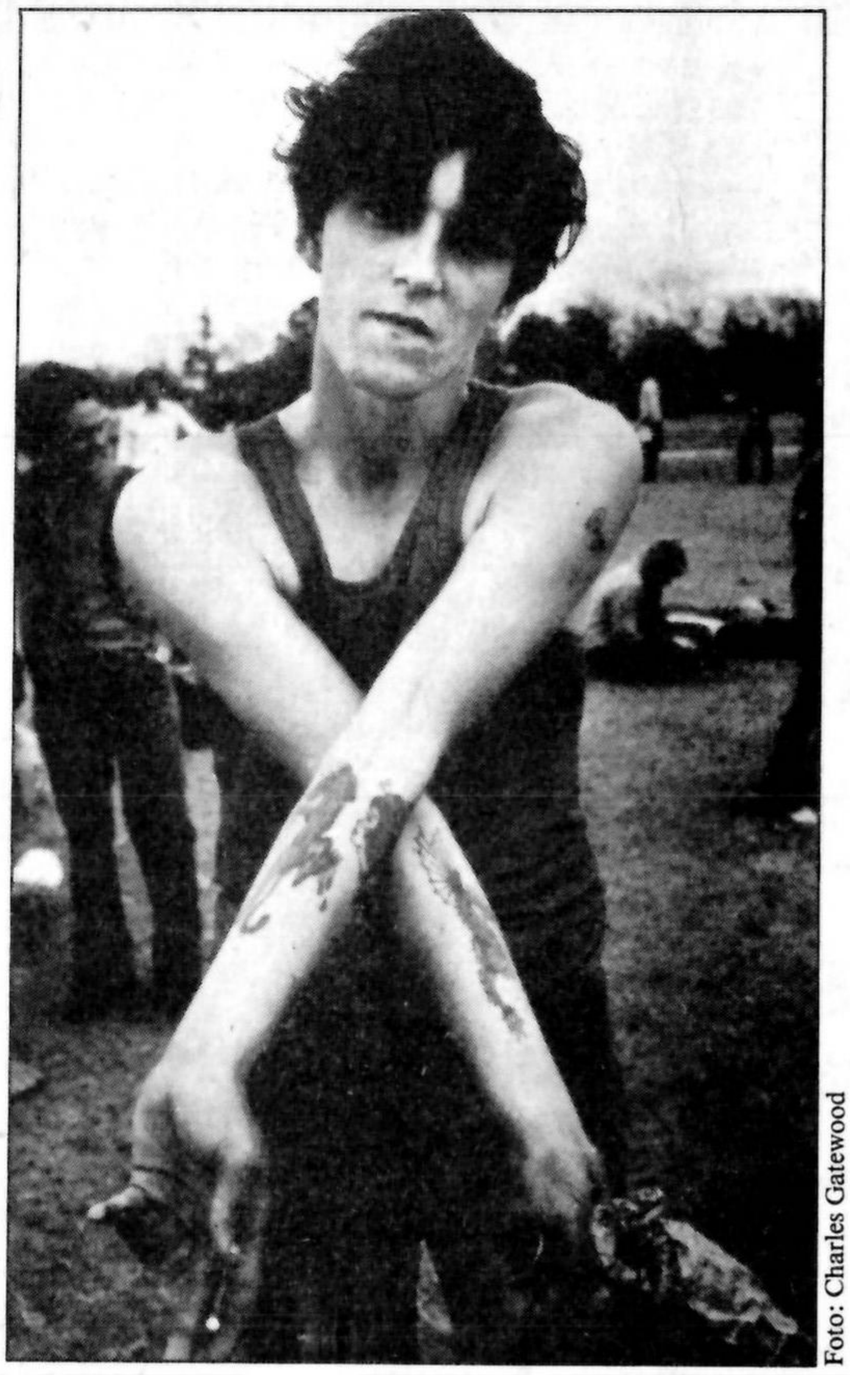


Foto: Charles Gatewood

Die verspielte Rebellion

Jörg Bopp stellt »Spaß am Widerstand« vor, Paul Willis' Buch über britische Arbeiter-Schulen und ihre Gegenkultur

»Spricht der Lehrer frontal zur Klasse, dann begleitet ein imaginärer Flüsterdialog den formalen Unterricht: Nein, ich versteh nix, du Arsch; Was schwafelst du da, du Gartenzwerg; Du hast ja total den Arsch offen; Kann ich jetzt nach Hause gehen, wah?. Beim leisesten sexuellen Doppelsinn schallt Kichern und Uaaah! aus dem Hintergrund des Klassenzimmers, womöglich noch untermalt durch jemandes obszöne Geste ... Wird das Geheimnis der Verschwörung bedroht, dann gibt's hinter dem Rücken des Lehrers V-Zeichen, von der Seite das Sperrfeuer knackender Fingerknöchel und vorn ausweichende Unschuldsmienen«.

Die lads lehnen sich gegen den öden und einzwängenden Alltag der Schule auf. Ihr Scharfsinn und Einfallsreichtum, ihre List und Geschicklichkeit sind unerschöpflich, wenn sie gegen Lehrer und Schulsystem rebellieren. Aber sorgfältig vermeiden sie die offene Konfrontation, weil sie wissen, dort den kürzeren zu ziehen.

Lads (junge Kerle) nennen sich jene Halbwüchsigen, die in der Arbeiterschule einer englischen Industriestadt (Birmingham) eine Gegenkultur entwickeln, um ihre Klassenidentität gegen den bürgerlichen Dünkel ihrer Lehrer zu verteidigen. Ihre angebliche Dummheit und Faulheit ist der Protest gegen das vorgesetzte Schulwissen, das sie als soziale Kontrolle erleben.

Die lads verachten die Lehrer als »Bleistiftstemmer« und »kleine Wichser«, die nicht wissen, wo es im Leben lang geht. Sie fühlen sich ihnen überlegen, weil sie mehr Frauen »umnieten« — was die Lehrer auch neidisch zugeben müssen. Das einzige, was beide Gruppen gemeinsam haben, ist ein bissiger Rassismus.

Neben den lads gibt es die *earholes* (Ohrlöcher, in bewußter assoziativer Nähe zu *ass-holes,* Arschlöcher). Sie halten den Lehrern ständig die Ohren hin. Sie stammen aus demselben Arbeitermilieu, haben sich aber der Schule unterworfen und nehmen dankbar das angebotene Wissen als Mittel zum sozialen Aufstieg an. Die lads behandeln sie mit überlegenem Mitleid: »Wir können sie zum Lachen bringen, sie können uns nicht zum Lachen bringen ... Schau mal, an was werden die sich aus ihrer Schulzeit erinnern? Die schwitzen sich den Arsch ab ... das wird'n Fez, wenn wir daran zurückdenken, he«.

Willis bringt weder eine unverbundene Anhäufung von Fakten und Einzelbeobachtungen, noch läßt er sich zu halsbrecherischen Spekulationen über die Motive von Jugendlichen verleiten. (Man denke nur an die lächerlich wuchernde Diskussion über die angeblichen »narzißtischen Störungen« der heutigen Jugend.)

Das Buch enthält Auschnitte aus Gesprächen, die Willis mit Schülern, Eltern und Lehrern geführt hat, außerdem die Beschreibung von Szenen in der Schule, in den Elternhäusern, auf den Straßen und in den Pubs der Stadt, ergänzt durch eine zum Teil langatmige und hölzerne theoretische Auswertung. Daher hat er ein sinnliches Vergnügen an ausdrucksvollen Szenen, von denen das Buch genug enthält. Befremdliches kann er vorsichtig entschlüsseln und im angeblichen Unsinn den Sinn aufspüren. Ihm fehlt jener säuerliche Moralismus und jener lederne Skeptizismus, mit dem zahlreiche westdeutsche Autoren sich über die Jugendlichen hermachen.

Auch den lads ist die angstfreie Aufmerksamkeit von Willis nicht entgangen. So sagt einer von ihnen: *»Du hast verstanden, was wir sagen und was wir machen, weißte. Was auch passiert ist, du hast es verstanden, zum Beispiel, wenn die anderen am Abend zuvor was angestellt hatten, haste einfach zugehört und verstanden, während die Lehrer ... weißte, die würden sowieso sagen 'Das ist falsch' und da denkste dir 'Gut, red nicht mehr davon'.*

Willis formuliert das Hauptproblem seiner Untersuchung: *»Die Schwierigkeit, zu erklären, wieso Kinder der Mittelklasse Mittelklassen-Jobs kriegen, liegt in der Frage, warum die anderen es ihnen erlauben. Die Schwierigkeit zu erklären, wieso Arbeiterkinder Arbeiter-Jobs kriegen, liegt in der Frage, warum sie's sich selbst erlauben«.*

Die Gegen-Schulkultur der lads hat ein Doppelgesicht. Einerseits ist sie ihr heftiger Protest gegen ein Schulsystem, das ihre Klasse demütigt. Andererseits ist ihre Rebellion von Einstellungen und Verhaltensweisen durchzogen, die die Arbeiterjungen schließlich wieder auf die unteren Berufspositionen festnageln. Die lads betreiben eine im doppelten Sinn des Wortes verspielte Rebellion: Der Protest in der Schule macht Spaß, führt aber in die soziale Niederlage.

Die Verachtung des Wissens, die Hochschätzung der Handarbeit als eines Beweises von Männlichkeit, die Stilisierung der sozialen Unterschiede zu unabänderlichen Naturtatsachen — solche Elemente aus der Protestkultur der lads, die sie wiederum aus der Betriebskultur ihrer Väter übernommen haben, zwingen die Rebellen schließlich erneut auf die unteren Sprossen der sozialen Leiter. Der Wille zu körperlicher Arbeit wird nicht aus der Logik der Ausbeutung, sondern aus der Logik der Männlichkeit abgeleitet. Das Ergebnis ist klar: »Die Subversion wird in Trägheit und Unterordnung umgewandelt«.

Damit belegt Willis seine wichtigste sozialkritische Aussage: Im Spätkapitalismus besteht die stärkste Wirkung der herrschenden Ideologie auf die Arbeiter nicht in ihrem direkten Einfluß über Schule, Medien und Betrieb, sondern in der unauffälligen Verflechtung mit dem Arbeiterprotest. Die Protestkultur der lads wird zu einer getarnten und unfreiwilligen Gewöhnung an die Zwänge, die sie so leidenschaftlich bekämpfen. *»Der Arbeiterjunge hat das Gefühl, daß es bereits zu spät ist, wenn er endlich den Irrtum seines früheren Selbstvertrauens entdeckt hat«.*

Allerdings leitet Paul Willis die Gegen-Schulkultur der lads allein aus der Betriebskultur ihrer Väter her. Das überzeugt nicht, weil er so nicht erklären kann, warum bei gleichem Arbeitsmilieu der Väter aus den einen die lads und aus den anderen die ear-holes werden. Zum anderen fragt Willis nicht, ob die Kultur der lads auch Protestelemente, die zur Gegenkultur anderer Jugendlicher gehören, übernommen hat. Soll man Willis glauben, besteht eine kulturelle Harmonie zwischen den lads und ihren Eltern, und gerade die widerlegt er durch seine eigenen Beobachtungen. □

Paul Willis, Spaß am Widerstand — Gegenkultur in der Arbeiter-Schule, Syndikat Verlag, 319 S. 16 Mark

Vier Fäuste revisited

Von Thomas Rothschild

Warum immer noch so viele Linke Bud Spencer und Terence Hill sehen wollen

JAHR für Jahr kommt er, unvermeidlich wie »Vom Winde verweht« und Walt Disney, in die ansonsten so repertoirefeindlichen Kinos: Sergio Leones »Spiel mir das Lied vom Tod«. Das Western-Märchen »Once upon a Time in the West« entstand 1968. Nachmittags demonstrierte man gegen den Krieg in Vietnam, und abends feierte man den coolen, harten Charles Bronson, der einsam und zerknittert früh erlittenes Unrecht rächte. Man empfand keinen Widerspruch, wenn man im Seminar über Kapitalismus und Warenästhetik diskutierte und im Kino zum fünften Mal die von überlautem Fliegensummen begleitete optische Ouvertüre dieser italienischen Film-Oper genoß. Und natürlich stieß man sich damals nicht daran, daß Claudia Cardinale da in traditionellster Manier eine sentimental-melodramatische Frauenrolle ausfüllen mußte und damit weit hinter die Frauenfiguren zurückfiel, die etwa Anna Karina schon zehn Jahre zuvor in den Filmen Godards darstellte.

1968 war auch das Jahr, in dem Franco Nero als Corbuccis Mercenario Kowalski die mexikanische Revolution entscheiden durfte. Und es ist das Jahr, in dem — in »Vier für ein Ave Maria« — ein Komikerpaar in die Kinos kam, das seither nicht mehr abgetreten ist: Terence Hill und Bud Spencer. Längst haben sie das italienisch aufgeweichte Spätwestern-Milieu verlasssen, längst verzichten sie auf die witzigen commedia dell'arte-Effekte, die ihre ersten Filme auszeichnen, längst haben sie ein Kinderpublikum, das sie am Nachmittagsprogramm des Fernsehens eher als an den Western von John Ford oder den Komödien von Billy Wilder mißt — geblieben sind ihre vier Fäuste, mit denen sie alle wirklichen und vorgeblichen Probleme lösen.

Ihr neuester Film heißt »Das Krokodil und sein Nilpferd« und spielt irgendwo in Afrika, aber das ist eigentlich nur wegen des Kolorits wichtig. Denn wie in allen späteren Filmen mit Terence Hill und Bud Spencer (und anders als in der ambitionierten Western-Parodie »Mein Name ist Nobody«, in der Hill Henry Fonda zum Gegenspieler hatte) gibt es auch hier keine Handlung, keine dramaturgische Entwicklung, sondern lediglich eine Folge von austauschbaren Sequenzen, die jeweils in eine Schlägerei münden, deren Ausgang jedem Kinobesucher im voraus bekannt ist.

Nun ist es freilich nicht ohne Bedeutung, wer die Schläge bekommt. Es sind im aktuellen Film die Leibwächter und Vollzugsgehilfen von Jack Hammer Ormond, einem skrupellosen Geschäftsmann, der Tiere aus der afrikanischen Wildnis nach Kanada exportiert und Einheimische aus ihren Hütten vertreibt. Am Ende unterliegt der Chef selbst in einem veritablen Boxkampf Bud Spencer, der mit Kraft erledigt, was Terence Hill mit Schlauheit (die freilich auch in Hieben gipfelt) erreicht. Von der Schußwaffe machen die zwei, selbst wenn sie zur Verfügung steht, nie Gebrauch. Es herrschen ritterliche Zustände. Und ritterlich ist denn auch die Motivation, die das siegesgewohnte Paar zu Grzimeks Faust (statt des Spendenkontos) werden läßt: schlug sich Kowalski im »Mercenario« einst bloß wegen des schnöden Gelds für die Revolution, so tun es unsere zwei Freunde für ihre lieben kindischen Neger, die Krankheiten mit Zaubersprüchen kurieren oder Zeitungen mit der Handpresse herstellen, aus schierem Edel-Mut.

Hier ist der Schlüssel zu ihrem Erfolg. Was dem Normalbürger alltäglich versagt bleibt, sie dürfen es stellvertretend ausführen: sie dürfen den Mächtigen und ihren Vasallen wie bei einer Wirtshausschlägerei kräftig in die Gosche haun.

Darauf allein kommt es an. Alles, was nach Sozialkritik aussehen mag, ist dabei nur Staffage, vereinfacht und typisiert bis zur Kaspertheaterhaftigkeit. Die Ästhetik dieser Puppenwelt unterscheidet sich nicht von der jenes Vorfilms, in dem für Lee's ultimate jeans geworben wird. Die Zeichen sind eindeutig, die Rituale werden eingehalten, Vergnügen bereitet das Wiedererkennen des Immergleichen. Wenn Krokodil Hill einen (natürlich dümmlichen) Soldaten fixiert und dieser mechanisch dessen Lächeln nachahmt, so wissen wir, daß er im nächsten Augenblick die Faust im Nacken haben wird. Und wenn einer von den Bösen schreit: »Helft mir, ich bin verletzt«, dann dürfen wir damit rechnen, daß Nilpferd Spencer entgegnet: »Das ist ja der Sinn der Sache«. Die Bösen sind, damit auch kein Mißverständnis möglich ist, durch Gebrechen gekennzeichnet: sie sind ungewöhnlich klein, stottern, oder sehen aus wie Kojak als Dick und Doof in einem.

Bisweilen haben die Schlägereien Ballettqualitäten. Solchen choreographierten Einlagen kontrastieren dann die Identifikationsangebote, etwa wenn das Heldenpaar seinen Gegenspieler durch proletarische Tischsitten als affigen Bourgeois bloßstellt, oder wenn es die Gepflogenheiten in einem Spielsalon durchbricht.

Wenn die Tiere schließlich befreit sind, stimmen ein Orchester und ein Chor eine hymnische Mischung aus Eurovisions-Fanfare und dem afrikanischen Lied »Tshotsholosa« an. Kann man das noch ernst nehmen? Soll man das überhaupt ernstnehmen, wenn ein Affe klatscht, als ein paar Bullen im Dreck liegen?

Bleibt trotz allem das Bedürfnis nach einer Komödie, die die Mächtigen der Lächerlichkeit preisgibt und den angeblich vergessenen Klassenkampf wenigstens für zwei Stunden mit der Faust entscheidet. Deutsche Regisseure bieten leider wenig an, was zum Lachen reizt. Eine Komödie aus dem politischen Bewußtsein eines Alexander Kluge heraus könnte vielleicht das Publikum von Hill und Spencer weglocken. □

Foto: Tobis Filmkunst

Hill und Spencer in »Das Krokodil und sein Nilpferd«: »Ästhetik von Lee's jeans«

Foto: Isolde Ohlbaum

Chlodwig Poth (»Mein progressiver Alltag«) beschreibt, wie und zu welchem Ende einmal ein sensibler Wiener Poet, ein österreichischer Fremdenverkehrs-Manager, der transzendentale Chef eines sog. satirischen Monatsmagazins samt Redakteur und Anzeigenleiter und ein sog. Musik-Journalist zusammen zu Abend gegessen haben

Ein Heller und ein Batzen

Von Chlodwig Poth

»EIN wahnsinnig begabter Bursche«, hatte uns Baerblei erklärt, »in Wien schon ganz oben. Und jetzt kommt er auch bei uns groß raus. Genau der richtige Mann für uns. Schreibt kurze Sachen. Immer sage ich, unsere Texte sind viel zu lang. Ganz kurz schreibt er und irgendwie gallig, ja gallig ist vielleicht das richtige Wort, aber doch mit sehr viel Wiener Charme. Da sind die halt Meister drin.«

Als er zum Flugplatz geeilt war, sagte Tappert: »Ein völlig neuer Aspekt: es rollt eine Welle Schnulzenlyrik auf uns zu.«

»Wie ist er denn an den rangekommen?« fragte ich.

»Den hat ihm Rurdolf aufgeschwatzt.«

Rüdiger Rurdolf hatte einen Namen als Pop-Kritiker und betreute bei uns eine Kolumne mit dem Titel »Musikladen«.

»Sind denn das für Lieder, die der schreibt?« fragte Kuhweide.

»Werden wir bald wissen«, sagte Tappert, »und ich will euch mal was sagen, der Arsch Rurdolf steckt mit der Plattengesellschaft von dem Herb unter einer Decke, ich weiß nicht welche es ist, der featured den klammheimlich nebenbei. Da gehe ich jede Wette drauf ein.«

Kurz nach vier kam Baerblei noch einmal in die Redaktion gerauscht und rief uns zu sich. Dieser Herb sei ja ein wahnsinnig faszinierender Typ, irrsinnig begabt wirklich und ungeheuer witzig. Wie er das schon geahnt habe, genau der richtige Mann für uns. Von dem könne etwas Belebendes ausgehen für das ganze Blatt.

Was dann kam, ging sehr schnell, für mich zu schnell.

Baerblei sagte: »Wir wollen uns heute abend noch einmal zusammensetzen, erst gut essen und so und da wäre es schön, wenn einer von Ihnen dabei wäre, damit Nägel mit Köpfen gemacht werden können. Wir müssen seine Ideen gleich redaktionell kanalisieren, irgendwie.«

Dieser Beitrag ist ein gekürzter Vorabdruck aus Chlodwig Poths »heiterem Liebesroman« »Die Vereinigung von Körper und Geist mit Richards Hilfe«, der Ende Februar bei Krüger erscheinen wird (220 Seiten, mit zehn Zeichnungen, 20 Mark)

Es war so ein schummriges, überall mit dämpfenden Teppichen ausgelegtes, teures Restaurant. Erst waren Baerblei und ich allein am Tisch, Gottseidank nur zehn Minuten etwa, in denen er mir berichtete, er habe sich das von vorhin einmal überlegt, man müsse als erstes ein Porträt von Herb bringen, einen flotten Text mit viel Human Interest. Zunächst habe er an ein Interview gedacht, aber ein flottes Porträt sei besser.

Dann kamen Anzeigenleiter Buzuck und ein jovialer Herr, der mir als Dr. Remmt und Leiter der Österreichischen Fremdenverkehrswerbung in Süddeutschland vorgestellt wurde.

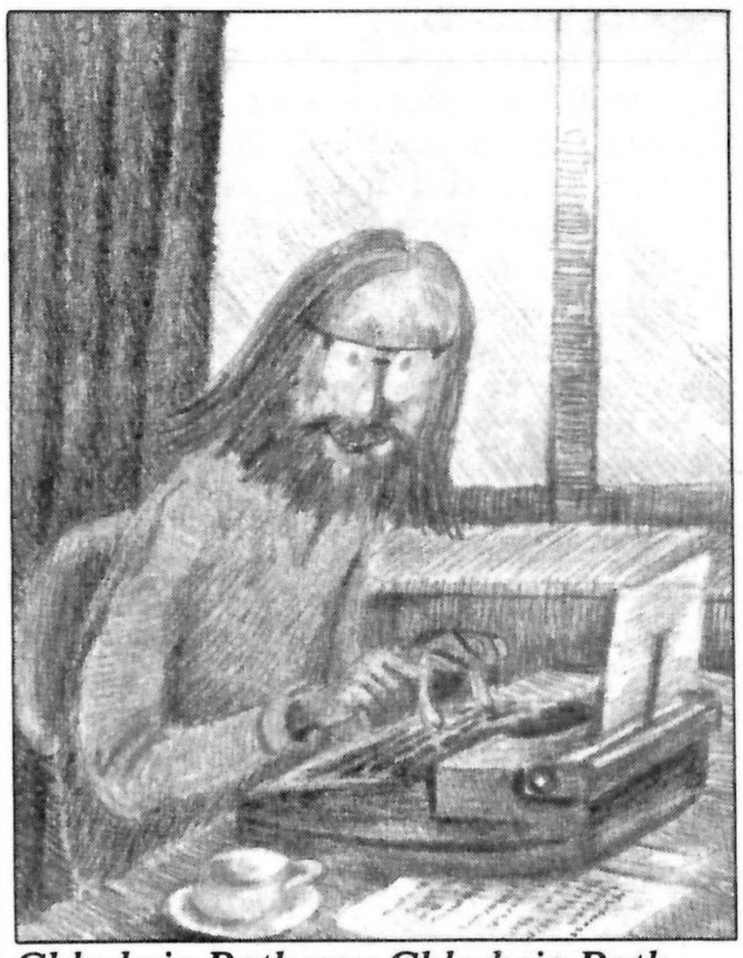
Was wollen die denn hier? dachte ich. Der Mensch von dem Österreichischen Fremdendings mag ja angehen, ist immerhin ein Landsmann vom jungen Dichter, aber der Buzuck? Was hatte der hier zu suchen? Holla, ging mir dann auf, Fremdenverkehrs*werbung!* Hatte ich nicht in letzter Zeit häufig ganzseitige Farbanzeigen gesehen in allen möglichen Illustrierten, die für einen Urlaubsaufenthalt in der ehemaligen Ostmark warben? In Baerbleis Blatt hatte ich sie allerdings bis jetzt noch nicht gefunden. Der Ring schloß sich, nur konnte ich mir noch keinen Reim darauf machen, wie der Herb und der Rurdolf in dieses Spielchen einzuordnen waren. So viel war sicher, hier sollte behutsam aber zielsicher gekungelt werden. Der Rurdolf kungelte mit dem Herb, beziehungsweise mit dessen Plattengesellschaft, und Buzuck, beziehungsweise Baerblei, kungelten mit der Österreichischen Fremdenverkehrswerbung. Nachdem ich dies herausgefunden hatte, kam ich mir sehr mitten im Leben stehend vor.

Von dem, was hier laufen sollte, mal abgesehen, dieser Dr. Remmt gefiel mir. Hinter dicken Brillengläsern sahen einen distanzierende Augen an, sonst war er fröhlich drauflosgehend und hatte so viel Charme, wie man es von einem Herrn in seinem Gewerbe, noch dazu aus Österreich, erwarten darf. Ich sah es ihm an, daß es ihm längst nichts mehr ausmachte, die schlimmsten Verbalinjurien zu denken und dabei überzeugend, freundlich und entgegenkommend zu plaudern.

»Hat ein wenig Verspätung unser junger Dichter«, rief er nun, »na, ich bitt Sie, ein pünktlicher Dichter! Fürchterliches Wort, findens net? Und was für eine Vorstellung! Könnens sich den Rilke vorstellen, auf die Minute pünktlich?«

Baerblei und Buzuck konnten nicht, ich eigentlich auch nicht, ich hatte aber den Eindruck, Dr. Remmt konnte durchaus, der wunderte sich über gar nichts mehr.

Während wir beim Aperitif waren, kamen Andreas Herb und Rüdiger Rurdolf. Mein Gott, war dieser Herb schön! Ich bin nun alt genug, um so etwas rückhaltlos anerkennen zu können. Früher, als ich so alt war, wie Herb jetzt, da hätte ich sofort gewußt, einer, der so unverhohlen so viel Schönheit zur Schau trägt, den haben die Götter mit irgend etwas anderem geschlagen, zumindest mit Eitelkeit, und die zerfrißt seine Seele. Solche Krücken wie gesagt brauche ich heute nicht mehr, um mein Selbstbewußtsein hochkant zu halten, meistens wenigstens. Ich staune so, wie Cary Grant es getan hätte, seinerzeit in Laramie im Saloon, wenn ein österreichischer Dichter hereingekommen wäre im weißen Seidenanzug, der ausgesehen hätte wie Johannes der Täufer, vielleicht sogar noch schöner. Als er das Lokal durchquerte, warf er verzweifelte Blicke, wandte sich dann müde und resigniert Rurdolf zu, der ihm etwas ins Ohr flüsterte. Sie traten an unseren Tisch und Baerblei stellte vor. Als der Dichter hörte, daß ich Redakteur sei, sah er mir kurz ins Gesicht und sagte dann zu allen anderen:



Chlodwig Poth von Chlodwig Poth

»Redakteure san wie Pillendreher, diese Käfer wissens, die ständig aus Mist Kugeln drehn, ich nehm an, um Eier drin abzulegen. Journalisten drehen noch aus dem klansten Mist a große Kugel. Schauns, ist doch so.«

Alle lachten, am fröhlichsten Baerblei.

Warte du Arsch, das zahle ich dir heim, dachte ich, während ich den Mund zu einem verkniffenen Grinsen verzog und meinte gleichzeitig Baerblei und Herb.

Wir setzten uns. Herb sah sich angewidert im Lokal um und sagte: »Sagens, wie kann man nur in Frankfurt leben? A grauer Dschungel, a grauer viereckiger Dschungel.«

Mit Plastik imitierter Beton im grauen viereckigen Dschungel

Keiner von uns wagte diesen Worten mit einem banalen Satz entgegenzutreten, daher entstand eine Pause, mit der Herb gerechnet hatte. Er nutzte sie voll aus und fuhr dann fort: »Alle Menschen wie ... net wie Mumien, das wär ein ganz falsches Wort. Wissens Mumien haben a stark flimmerndes Leben um sich herum. Habens amal den Tut ech Ham gsehn in Kairo? Der ist für mich die schönste Mumie, den mog i sehr. War nichts bsonderes, a entfernter Verwandter vom Tut ech Amon, aber schauns, jedesmal wenn ich ihn seh, denk i, viertausend Johr is er tot, aber er lebt mehr als die allermeisten Lebenden.«

Er hatte die ganze Zeit keinen von uns angesehen, hatte teils seine Finger betrachtet, teils zwischen jeweils zweien von uns hindurch in die tiefsten Tiefen der Einsamkeit geblickt.

Lange hältst du das nicht aus, dachte ich, da kam der Meister zurück zu uns lebenden Toten und fragte: »Wie war i drauf kommen? Richtig, die Menschen hier. Alle schauns aus, als wärens aus Beton, der mit Plastik imitiert ist, ausnahmslos.«

Mit dem ausnahmslos waren wir gemeint, das verstanden wir wohl. Und keiner von uns stand auf und haute dem Wiener Dummbeutel eins in die Fresse. Baerblei machte ein betroffenes Gesicht, das sei ihm auch schon aufgefallen, Rurdolf nickte heftig mit dem Kopf, Buzuck konnte seinen Widerwillen gegen Herb für ein, zwei Sekunden nicht ganz verbergen und steckte sich daher schnell eine Zigarette an, Dr. Remmt studierte die Speisekarte. Und ich? Ich dachte dreimal Arschloch, mit dem ersten meinte ich Herb, mit dem zweiten Baerblei und mit dem dritten mich.

Dann wurde es besser, Herb hatte seine geistige Duftmarke gesetzt, er hatte uns gezeigt, daß Wiener Dichter als Nachfolger von Nestroy und Kraus immer noch Worte wie ein Stilett zu verwenden wissen, nun konnte er vorübergehend von uns ablassen und eine andere Show aufziehen.

»Ich hätt gern den Stroganoff«, sagte er zum Kellner, »aber zart, bittschön, ganz zart, wissens, wie ich das mein? Naja, das könns hier in Deutschland eh net wissen. Bringens halt amal Ihren Stroganoff und dann hier steht: *mit fein gedünsteten Möhrchen,* was verstehens darunter?«

»Nun, fein gedünstete Möhrchen, das sind eben fein gedünstete Möhrchen«, sagte der Kellner.

»Sinds frisch?« fragte Herb.

»Selbstverständlich sind die frisch, mein Herr.«

»Frisch aus der Büchsn, das meinens doch, netwahr?«

»Wir haben hier in Frankfurt nur Betonmöhrchen,« sagte ich.

Ich fing einen interessierten Blick ein vom Dichter und einen überaus amüsierten und kameradschaftlichen von Dr. Remmt.

»Richtig, wir haben ja Satiriker unter uns«, sagte Herb fast ein wenig lächelnd, zog aber dann seine Möhrchenshow ungerührt weiter durch. Der Kellner erklärte, das könnte er nicht sagen, ob sie aus der Büchse seien, da müsse er sich erkundigen, Herb winkte ab, sie seien ja doch aus der Büchse, das wisse er schon, dann müßte er aber wenigstens darauf bestehen, daß es französische Ware sei, Möhrchen von einer ganz bestimmten Größe, wie sie nur in der Provence angebaut würden, er zeigte uns zwischen Daumen und Zeigefinger die grade noch erlaubte Länge des Gemüses.

Er kam fast übergangslos auf den Wiener zu sprechen und zerfetzte ihn vor unseren Ohren in viele tausend kleine stinkende Stücke. Er beendete sein bis ins letzte ausgearbeitete Statement mit der Feststellung, der Wiener werde als Greis geboren, um dann ab seinem vierzehnten Lebensjahr immer kindischer zu werden. Das saß!

Baerblei war hingerissen: »Herr Herb, Sie sollten wirklich nicht nur Chansontexte schreiben! Sie formulieren so dicht und pointenreich, daß ihre Texte ruhig eine gewisse Dehnung vertragen würden, ohne an Substanz zu verlieren, im Gegenteil, ich finde, sie könnten nur gewinnen, ganz sicher, davon bin ich überzeugt.«

Der Dichter beäugte angeekelt den Salat, den man ihm hingestellt hatte und sagte: »Schauns, ich bin ein Poet.«

NICARAGUA

Eine Revolution ohne Racheakte
und Hinrichtungen,
Reformen für gerechte Verteilung,
Alphabetisierung für alle,
eine Gesellschaft für Menschen.

Dies Land muss unabhängig bleiben.
Weil es Massstäbe setzt
für Demokratie in Lateinamerika.

Dies Land braucht unsere Hilfe.
Weil Nicaragua hungert.
Weil die Städte zerstört sind.
Weil Saatgut fehlt.
Darum bitten wir um Ihre Spende.
Gegen akute Not.
Für den Wiederaufbau des Landes.

Informationsbüro Nicaragua e.V.
Friedrichstr. 10 · 5600 Wuppertal 1
Stadtsparkasse Wuppertal
Konto 976738 (BLZ 33050000)
Spendenquittung möglich.

NAESOS

Magazin für Phantastik und Humanismus

NAESOS, eine Zeitschrift, die sich intensiv der phantastischen Literatur und Gegenwartsliteratur widmet, erscheint jetzt in völlig neuer Aufmachung und Konzeption. Denn phantastische Literatur muß nicht Wirklichkeitsflucht sein sondern kritische Reflexion und Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen. Die wirklich gute Phantastik (wie Science Fiction etc.) darf soziale Konflikte nicht umgehen, die bei der Errichtung einer neuen, auf menschliche Bedürfnisse ausgerichteten und nicht mehr konsum- und profitorientierten Gesellschaft auftauchen.
So beschäftigt sich NAESOS in der neuen Doppelnummer 8/9 sowohl mit sowjetischer Phantastik als auch mit der Stellung der Frau in der Science Fiction. Rezensionen und aktuelle Interviews runden den Inhalt sinnvoll ab.
Preise: 6.50 DM (Doppelnummer), 12.50 DM (2er Abo), 24.– DM (4er Abo);
Auslieferung: Christoph Schmidt, Willdestr. 31, 5800 Hagen 1,
Postscheck Dortmund, Nr. 684 22-468.

Ich hätte um ein Haar mein Bierglas umgestoßen.

Baerblei schüttelte heftig den Kopf. »Aber ein satirischer! Sie sind ein satirischer ...«, das Wort Poet kriegte wohl selbst er nicht über die Lippen, »... Schreiber. Aber ganz, ganz stark. Ihre Texte müssen in eine Zeitung, unbedingt!«

»Schon wird man wieder vereinnahmt«, sagte Herb gequält.

Nun schaltete sich Rurdolf ein, es sei aber doch wohl vereinbart worden, wenn er das recht verstanden habe, zunächst etwas *über* Andreas Herb zu bringen. Selbstverständlich, bekräftige Baerblei, das sei abgemacht, und er habe da an eine Reportage gedacht, über die er sich des langen und breiten ausließ, wie spritzig sie sein müsse und wie hautnah und wie packend.

Als er dies tat, fiel mir ein, Moment mal, die Reportage, die ich da schreiben soll, kann doch nur in Wien durchgezogen werden, von wegen Milieuhintergrund und so, das ist doch wohl klar. Drei Tage mindestens, dachte ich, wobei anderthalb Tage fürs Fragen und Recherchieren dicke ausreichen müßten.

»Was ist denn Ihre Meinung dazu, Herr Perlus?«

Wahrheitsgetreu konnte ich antworten: »Ich bin absolut für eine Reportage.« Und dann wollte ich gleich Nägel mit Köpfen machen, wie es Baerblei ja für diesen Abend geraten hatte: »Eine Reportage mit viel Milieuhintergrund stelle ich mir vor, man könnte Interviewteile einflechten, das könnte man ganz sicher machen, muß man dann sehen, aber vor allem muß viel Wien hinein, Herb und Wien, Herb in Wien, Herb gegen Wien, das müßte man herausarbeiten und dann mit Texten von Herb untermauern.«

»Werden Sies schreiben?« fragte mich dieser.

»Ich denke schon«, sagte ich forsch und sah dem Dichter fest in die Augen. Obwohl ich Baerblei nicht im Blickwinkel hatte, spürte ich, daß er in Erregung geriet. Was hatte denn das zu bedeuten? Sollte er etwa ...? Nein das konnte doch nicht sein!

Herb lächelte, er sah wieder ungeheuer schön aus, wie von El Greco gemalt, nur nicht so in die Länge gezogen.

»Das ist recht, daß Sies schreiben, schauns, Sie mögen mich nicht.«

Sollte ich unvermittelt eine leicht verneinende Gebärde gemacht haben? Ich glaubs fast nicht. Jedenfalls machte Herb nun eine müde abwehrende und fuhr fort: »Doch, doch ich weiß, machens mir nichts vor. Und das ist gut! Anders tät ichs nicht machen. Aner, der mi mog, schreibt Zuckerln über mi und dies brauchen die Leut net zu wissen. Genügt, daß i waaß, was i für a goldenes Herzerl hob und vielleicht noch a, zwaa Frauen.«

Diese feinsinnigen Ironien sollten mir nicht mein Konzept vermasseln, ich überging sie einfach. Ich mochte ihn ja nicht, das war eindeutig genug erklärt worden, da sollte ich mir das wohl leisten können.

»Ich denke so drei Tage in Wien — ich werde Sie nicht zu sehr belästigen — dann können wir das hinkriegen«, sagte ich und da hörte ich schon, wie Baerblei sich straffte und tief Luft holte, um mich zu stoppen: »Ich glaube nicht, daß Wien gut wäre! Überhaupt nicht! Bei Herb denkt jeder automatisch an Wien. Aber man muß das gegen den Strich bürsten! Herb in Frankfurt beispielsweise.«

Das konnte doch sein! Dieser Junge hatte einfach kein Schamgefühl, daran mußte es liegen. Es war unfaßbar, er redete sich immer mehr in Begeisterung: »Herb in Wien, das ist gar nichts, aber Herb in Frankfurt, das ist ein Hammer! Herb in diesem Dschungel, diesem grauen, quadratischen.«

Der Dichter verzog schmerzlich das Gesicht, er war falsch zitiert worden.

»Wie verhält sich ein Andreas Herb unter lauter Mumien ...«, machte Baerblei weiter, »nein, nicht Mumien ...« er beugte sich etwas zu Herb hin und versuchte weltmännisch zu lächeln, »... unter lauter Plastikmenschen aus Beton — äh — nein natürlich Betonmenschen aus Plastik aus nachgemachtem oder so — jedenfalls unter all diesen Figuren, wie verhält er sich da, das will man doch wissen, das hat hohen Newswert.«

Alle wußten, daß Baerblei lediglich die Reisespesen sparen wollte. Und er machte immer noch weiter: die Spannung zwischen Wien und Frankfurt sei es doch, die in der Reportage herausgearbeitet werden müsse, wobei Frankfurt für Hamburg, Tokio oder New York stehen könne.

»New York ist kein Dschungel, New York ist ein entartetes Paradies«, sagte Herb.

Dieses dichterische Verdikt stoppte sogar Baerblei. Aber nur kurz. Er hielt die allermindeste Andachtspause ein, um dann gleich wieder weiterzureden. Da fiel ihm Dr. Remmt ins Wort. Gelobt sei er! »Ich glaube, Sie unterliegen da einem Denkfehler, Herr Baerblei. In Wien denkt jeder automatisch an Wien, wenn er den Namen Herb hört ...«, er schmunzelte gewinnend, »... schön gsagt, netwohr? Aber in Deutschland, da kennt ihn doch noch kaner. Entschuldigens, Herr Herb, das ist ja kaa Schand, und dazu sinds doch da, oder net?«

Der Poet war etwas überrumpelt, so schnell hatte er keine Erwiderung parat, die seinem Niveau entsprochen hätte, so nutzte Rurdolf die Gelegenheit um einzugreifen: »Naja, ganz so ist es nicht, vorige Woche ist der erste Andreas-Herb-Fanclub in der BRD konstituiert worden, aber im Prinzip haben Sie natürlich recht, Herr Doktor.«

»Ich finde also«, schloß dieser, »der Herr Herb müßte in Deutschland schon als Wiener vorgestellt werden, als Wiener in Wien.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte Rurdolf.

Ein sensibler Wiener Poetenpimmel in der Betonmöse eines Plastikhühnchens?

Auch Buzuck meldete sich zu Wort, der ja nun in der klassischen Tinte saß, es zween Herren recht machen zu müssen, Dr. Remmt, von dem er Anzeigen wollte, und Baerblei, zu dessen Nutzen und Gewinn er es tat. Weil ihm Baerbleis Gewinn zuvörderst am Herzen lag und davon ja auch die Höhe seiner Tantiemen am Jahresende abhing, entschloß er sich, ein kleineres Zerwürfnis mit seinem Chef zu riskieren und seine Überzeugung auszusprechen: »Ich glaube wirklich, es ist besser, die Reportage in Wien zu machen.«

Ich nahm mir vor, es Buzuck einmal ir-

gendwie zu vergelten. Ansonsten hielt ich mich zurück, die Sache lief ja auch ohne mich.

Baerblei sah sehr zerquält aus, ärgerlich zerquält, nie habe ich die Falte über seiner Nase tiefer gekerbt gesehen, er war ja auch in einer ungewohnt scheußlichen Lage, hier mußte er zu Ende argumentieren.

Schließlich sagte Herb sogar, und dafür hätte ich ihn küssen mögen, mitten ins schöne Antlitz: »Die poar Mark Spesen werdens doch noch haben, Herr Baerblei.«

»Also das will ich nun wirklich nicht«, haspelte der los, »daß hier der Eindruck entsteht, ich wolle ... und so. Das ist doch nun wirklich lächerlich.« Er begann nervös zu kichern: »Irgendwie ist das hier direkt — finden Sie nicht? — eine irgendwie erpresserische Situation, in die Sie mich bringen.«

»Nicht doch!« rief Buzuck aus.

»Doch, doch«, beharrte Baerblei, »Sie unterstellen mir, daß ich für Frankfurt bin, weil ich und so ...« Er sprach es nie aus, er wollte seine Knickrigkeit nie wortwörtlich in den Mund nehmen: »Wenn ich also jetzt weiter für Frankfurt bin aus Überzeugung, dann denken Sie ... und so, und das will ich nicht, weil es absurd ist, und das ist doch eine epresserische Situation, oder etwa nicht?«

»Sie sind ganz einfach überstimmt, Herr Baerblei, sonst nix, wieso soll das a Erpressung sein?« sagte Dr. Remmt, und dem hätte ich auch gerne einen Kuß gegeben, das hätte es mir wert sein sollen. Ein unangenehmer Abend für Baerblei. Überstimmt?! Was war denn das für eine Vokabel, wie gellte denn die in seinem Ohr?

»Also gut, dann bin ich eben überstimmt«, sagte er daher. Ich hätte nicht seine herben Züge zu sehen brauchen, als er es sagte, um zu wissen, daß ich meine Reise noch lange nicht im Sack hatte. Übers Wochenende würde er die aberwitzigsten Hinterschliche ausgrübeln, schon aus Prinzip, das war klar. Aber er wird es verdammt schwer haben, überlegte ich, wie will er denn Herb zum Beispiel nochmal nach Frankfurt kriegen und unter welchem Vorwand und überhaupt. Ach nein, ich war mir der Weanerstadt schon ziemlich sicher, ein bißchen dummes Gequatsche würde ich noch durchstehen müssen und dann: Holla!

Dr. Remmt amüsierte uns noch mit einigen Geschichten aus der Frühzeit der österreichischen Wiederbewaffnung, bis Herb glaubte, er sei lange genug an die Wand gespielt worden, und zum Aufbruch rüstete. In seinem Bemühen, bei seinem Abgang die geistige Führung wieder an sich zu reißen und ihn deshalb besonders stark zu gestalten, versagte sein Gefühl fürs Timing, und er kramte aus seinem Repertoire zu viele Pointen hervor, inflationierte seine geistreiche Tour aufs peinlichste und brachte sich damit, wie ich fand, um jede Wirkung. Baerblei hatte Mühe, ihn noch einmal zu unterbrechen und sich Gehör zu verschaffen: »Das wollten wir doch noch klären, Herr Herb, wo Sie morgen noch hier sind«, er wandte sich an mich, »da könnten wir doch ein Interview hier... Herb in Frankfurt, der Wiener Herb, eben dieser ganze Spannungsbereich... also ein Interview hier machen, damit wir es haben, und das bauen wir dann in die Reportage ein, haben Sie doch selbst gesagt, Herr Perlus, Interviewteile einflechten und so...«

Zeichnungen: Chlodwig Poth

Es war unglaublich, er hatte Dr. Remmts Erzählung genutzt, um einen ersten Hinterschlich zu ersinnnen. »Damit wir es haben«, mit diesem Nebensätzchen hatte er sich verraten, denn wenn ich es habe, so mußte es wohl in seiner Krämerseele gearbeitet haben, ließe sich vielleicht die Wienreportage am Ende doch noch vereiteln.

Herb war überhaupt nicht begeistert: »Wann dachtens denn, soll des stattfinden?«

Da endlich hatte ich geschnallt, daß Baerblei mir ja nicht nur erneut an die Wienreise wollte, sondern auch an mein Wochenende.

»Tut mir leid, ab Mittag bin ich nicht mehr in Frankfurt. Bin außerhalb eingeladen, das kann ich unmöglich absagen, da muß ich hin.«

Baerblei musterte mich streng. »Absagen, wer redet denn von absagen? Sie fahren einfach ein wenig später zu Ihrer Verabredung, das muß doch möglich sein bei so einem Anlaß. Sie treffen sich morgens so um neun mit Herrn Herb, und da haben Sie doch genug Zeit.«

»Um neun? In der Früh?!« rief Herb da aus, »überhaupt am Vormittag! Da sprech ich ja noch nicht einmal mit mir selbst. Nicht vor zwei, lieber Herr Baerblei, nicht vor zwei.«

»Und da muß ich schon weg sein«, sagte ich.

»Sehens, da muß er grad fort«, sagte Herb, »und um vier, das fallt mir grad ein, da hab ich einen Termin«, er schlug die Augen nieder und lächelte versonnen und fein, »nichts Geschäftliches, wissens, mehr etwas fürs Herz.« Dann schlug er die Augen wieder auf und lächelte nicht mehr. »Also wirklich, Herr Baerblei, das wird nix. Und ich hab a kaa Lust, ich fürcht einfach, in dieser Stadt hier fallt mir nix ein.«

Es fuhr mir kurz durch den Kopf, diesen Blödmann doch mal zu fragen, wie er denn wohl denke, mit seinem sensiblen Wiener Poetenpimmel in der Betonmöse des Plastikhühnchens zurechtzukommen, das er sich da aufgerissen hatte, aber ich besann mich rechtzeitig. Sollte ich meinen treuesten Verbündeten beleidigen?

Als er und Rurdolf abmarschiert waren, verabschiedete sich auch gleich Baerblei mit versteinertem Gesicht; ich glaubte nicht, daß er an diesem Abend seine Verbitterung noch transzendentierend in harmonisches Wohlgefallen würde auflösen können. □

TRANS-FUSION

Hans Magnus Enzensberger vor zehn Jahren: »Der Autor hat als Agent der Masssen zu arbeiten.« Nachdem das mit den Massen nicht so geklappt hat, scheint er's jetzt einfach mit 'Agent' zu versuchen. Mit Heinz Losecaat, der sich van Nouhuys nennen läßt.

Auch wenn er unter Kollegen nur »The lying Dutchman« heißt, kann Nouhuys eines nicht leugnen: daß er für den BND gearbeitet hat (wobei das Perfekt noch umstritten ist). Im Zivilberuf ist Nouhuys »Journalist«; er war u.a. Chefredakteur von »Jasmin« (zusammen mit dem jetzigen »Bild«-Chef Prinz), »Quick« und »Playboy«, heute verlegt er die deutsche Ausgabe des Herrenmagazins »Lui« und ab Herbst dieses Jahres auch Enzensberger.

Denn der Aufklärer der Apo-Generation scheint am »Kursbuch«, das nur noch sehr sporadisch mal einen staatstragenden Enzensberger-Vortrag nachdrucken darf, kein Interesse mehr zu haben und arbeitet am Konzept einer neuen Zeitschrift. Edel soll sie sein, literarisch und künstlerisch innovativ und grenzüberschreitend. Daher der Name: »Transatlantik«.

Nouhuys (o.), Kollege Enzensberger

Bei seiner Suche nach Financiers wollte sich Enzensberger auch mit dem CSU-nahen Heinrich Bauer Verlag gemeinmachen und hat in dessen ehemaligen Mehrzweck-Chefredakteur Nouhuys endlich einen gefunden. Als Herausgeberin des neuen Blattes wird Marianne Schmidt genannt, von der man kaum mehr weiß als daß sie Nouhuys/Losecaat ständige Redakteurin ist. Auch über die Redaktion ist noch nichts bekannt, wohl aber, daß Enzensberger und sein Kollege Gaston Salvatore (auf dem Kudamm zwischen Dutschke und Mahler immer in der ersten Reihe) ein »Veto-Recht« haben sollen.

Vor allem werden sie aufpassen, daß »Transatlantik« nicht zu »magazinig« (Nouhuys) wird. Esoterik ist kein Schimpfwort mehr; aber kostet viel Geld. Danach gefragt, meint Verleger Losecaat: »Irgendein Förderer findet sich immer.« Er wird da noch so manchen klandestinen Draht haben.

Schönen Dank auch, Dieter

»Sexfront«-Autor Günter Amendt hat einen Brief an einen ehemaligen Klassenkameraden geschrieben:

Hamburg, Januar 1979
Dr. Günter Amendt

An
Staatsanwalt
Dieter Malms
6 Frankfurt/Main

Betr: Sexfront

Lieber Dieter,
wie ich höre, ist das Strafverfahren, das Du gegen die Herausgeber meines Buches SEX-FRONT eingeleitet hattest, unterdessen eingestellt worden.
Bei der Gelegenheit möchte ich Dir danken für den enormen Auflagenschub, den Du mit diesem Strafantrag meinem Buch verschafft hast. Wir nähern uns der Viertelmillion (i.W. 250.000). Deine Hilfsaktion konnte nicht günstiger kommen, hatte ich doch gerade das Buch aktualisiert und mit neuen Fotos und Comics versehen. Über Deine Motive mögen andere spekulieren. Daß wir die gleiche Schule (Hessenkolleg) besucht, ja, daß wir in der gleichen Klasse gesessen haben, geht niemanden was an. Wir setzen dem Corpsgeist der Bürgersöhne die Klassenkameradschaft des zweiten Bildungsweges entgegen. Was ist dagegen einzuwenden?
Warum allerdings ausgerechnet ich diese Kameradschaft erfahren durfte, ist mir — ehrlich gesagt — ein Rätsel. Ich kann mich nur dunkel an Dich erinnern. Ich weiß nur noch: Von denen, die in unserem Jahrgang Jura studieren wollten, warst Du der einzige, der schon damals wußte, daß er Staatsanwalt werden würde. Und an die Lederhosen, mit denen Du im Sommer als knapp Dreißigjähriger zur Schule kamst, kann ich mich erinnern. Aber wen, wie gesagt, geht das alles was an?
Ich grüße Dich in alter Verbundenheit,

Günter

P.S. Für das Frühjahr plane ich einen Sammelband sexualwissenschaftlicher Aufsätze. Was muß ich tun, um wieder mit Deiner Hilfe rechnen zu können? Genügt es, wenn ich über den eher wissenschaftlichen Text ein paar Vulgärausdrücke streue? Kannst Du mir eine Liste mit Ausdrücken schicken, die Du für vulgär hältst?

LOCH AN LOCH

Nachdem das »Glashaus« jahrelang mit Steinen beworfen wurde, steht es nun auch kritisch um die neue medienkritische Fernseh-Reihe des WDR. »Wie man sieht« heißt sie, und zunächst sah man erst einmal nichts. Denn gleich die erste Folge durfte die Medienkritik der WDR-Oberen Hübner und Loch nicht passieren. Auch die zweite Sendung, es geht um die Fernsehgewohnheiten einer Familie — kam unter die Schere der Herren Hübner und Loch, und diesmal wollte auch Casdorff noch ein bißchen mitzensieren. Außerdem wurde der Sendetermin zweimal verschoben. Ob man bei »Wie man sieht« überhaupt jemals was zu sehen bekommt, ist ungewiß. Im Augenblick jedoch bereitet die Redaktion eine Folge über ein Medium vor, von dem man bei einer etwaigen Sendung kaum noch Einwände befürchten müßte. Mangels Masse nämlich: Es geht um die »Hamburger Morgenpost«.

GEGEN-BILD

Mit einem Teil der Honorare für sein neues »Bild«-Buch (das meiste geht wieder an den Rechtshilfe-Fond für »Bild«-Opfer) finanziert Günter Wallraff eine »GegenBILDstelle«, die soeben in Frankfurt gegründet wurde und Antrag auf Gemeinnützigkeit gestellt hat (so daß Spenden steuerbegünstigt werden). Das Büro will mit Informationsveranstaltungen, Flugblättern, Aufklebern, Plakaten und einer Gegen-Bildzeitung Lügen aufdecken und einen Boykott des »Zentralorgans des Rufmords« fördern und Wallraffs journalistische Arbeit auf der politischen Ebene fortsetzen. Vor allem mit Gewerkschaften wird die GegenBILDstelle hierbei zusammenarbeiten — und zwar langfristig. So wird zum Beispiel mit Lehrern der GEW eine Unterrichtseinheit zum Thema »Bild«-Zeitung vorbereitet. Hier die Anschrift: Kleine Hochstraße 5, 6000 Frankfurt/Main 1, Tel. (vorläufig) 0611/28 52 81, Konto: 3618642301 bei der BfG Frankfurt.

Christa Reinig (l., mit Verena Stefan)

IN DIE MÜLLTONNE

Es gab mal eine Zeit, da hat die Schriftstellerin Christa Reinig deutsches Kulturgut noch mit solchen Gedichten angereichert:

»Gelobt sei Brahma,
gelobt sei Buddha,
Die Natur ist unsere Mutta.
Gelobt sei Buddha,
gelobt sei Brahma,
wenn nicht Butta, na,
dann Rama.«

Dabei hätte sie es bewenden lassen sollen, denn inzwischen hält Christa Reinig, als Trobadora eines feministischen Rigorismus anthropologische Vorträge. Zum Beispiel so:

Der Menschenmann ist seiner archäologischen Herkunft nach ein Neandertaler, der innerhalb seiner eigenen Spezies seine Fortpflanzungsfähigkeit eingebüßt hat, und die Frau ist ein Cromagnonmensch und bis vor kurzem (ein paar zehntausend Jahren) hatten die beiden überhaupt nichts miteinander zu tun. Dann fing das Männchen des Neandertalers an, durch den Uterus eines Cromagnonmenschen das Kuckucksei seiner Nachkommenschaft in die weibliche Spezies hineinzulegen. Und dieses Kuckucksei ist der Sohn. Der Sohn ist ein Neandertaler, der gewissermaßen einen Tarnanzug anhat.

Ein neunjähriger Sohn sieht aus wie eine von unseren Schwestern. Aber ein neunzehnjähriger Sohn läßt schon vom Aussehen keinen Zweifel daran aufkommen, daß wir ihn nicht einmal mehr als unseren Bruder ansehen dürfen.

Die Sohnesmutter betritt die Frauenkneipe. An der Hand führt sie einen neunjährigen Sohn. Die Frau am Zapfhahn reagiert überaus sensibel. Sie sagt: He du, nimm deinen Jungen hier weg, der paßt hier nicht rein. Die Sohnesmutter reagiert auch empfindlich. Sie wendet sich an die Öffentlichkeit und ruft 30 Millionen deutsche Neandertaler zum Zeigen auf, daß ihr Sohn doch in eine Frauenkneipe reinpaßt. Aber um ein Haar, um das Haar aus dem Pelz eines Neandertalers, hätte dieser Sohn nicht einmal in ihre Arme gepaßt. Wenn er nämlich ohne Tarnanzug, ganz einfach von Geburt aus, mit den Körpermerkmalen des Neandertalers zur Welt gekommen wäre. Dann hätte die Mutter dies haarige Wesen nicht in den Armen halten wollen. Wenn es dann mit seiner Zottelschnauze nach ihrer Brustwarze geschnappt hätte, dann hätte es sie vor Angst und Grauen geschüttelt, das Ding, das sie geboren hat, in die Mülltonne gekippt.

Die Sohnesmutter ist ihrer eigenen Weiblichkeit entfremdet. Sie dient dem Fortpflanzungsgeschehen einer fremden Spezies, die sich nur bei uns eingenistet hat.

Das Problem ist nicht der Sohn. Das Problem ist die Sohnesmutter, und warum sollte dieses Problem unlösbar sein?

Stimmt. Mit ein bißchen Konsequenz ist es in ein paar Jahrzehnten erledigt.

ZITAT

Beifall, als »Mephisto« auftaucht: Mit einem Glas Champagner (Moet et Chandon) in der Hand, küßt sich Boy Gobert durch die Gesellschaft, nimmt Komplimente entgegen.

»Faust« dicke Überraschung: das total auf »Faust« ausgerichtete Büfett im »Atlantic Hotel«. »Aus Mephistos Küche« (Menü-Überschrift) gab es: Krabbencocktail Diable, Parfait Schöne Helena, Seezungenröllchen Hofnarren Art, Ente im Zaubergewand, Hexenschmaus, Satansbraten, Pflaume im Büssergewand, Höllenapfel... Mittelpunkt der Tafel: »Mephisto« Boy Gobert in Lebensgröße aus Zuckerguß. Er wurde nicht vernascht, sondern kommt ins Zuckerguß-Museum.

»Bild«-Bericht über die Premieren-Feier von Boy Goberts letzter Inszenierung am Hamburger Thalia-Theater

PROLLAGEN

Thorwald Proll, der entgegen der öffentlichen Meinung schon lange kein Kaufhaus mehr angezündet hat (heute arbeitet er in einem Buchladen in Hamburg Altona), hat im Eigenverlag ein sehr schönes, kleines Buch mit »Gedichten und Prollagen« herausgebracht: »Einmaliges aus der Alten Welt«. Auszug:

st. valenstinstag

die erschießungskommandos
der öffentlichen meinung
sind auf mich gerichtet
ich habe schon mehr als 1000 mal
gedichtet deswegen
es gibt kein freies spiel der kräfte
immer rufen die geschäfte
der dichter ist betrunken
auf seiner arbeitsstelle erschienen
dem finanzamt
heute ist so ein tag
kein massaker im gegenteil
mehr sicherheit für terroristen

Thorwald Proll: Gedichte und Prollagen, 70 Seiten, 14,80 Mark, über Prolit-Buchvertrieb, Postfach 66, 6304 Lollar

Geschlecht und Verdrängung in primitiven Sendern

Im Dezember-Heft zitierte KONKRET einen Satz, mit dem der NDR-Sprecher Carlo von Tiedemann eine Rezension des Buches »Juden in Deutschland« abmoderiert hatte, nämlich: »Und nun weiter im Pogrom«. KONKRET erbat eine Stellungnahme der Intendanz, NDR-Hörfunk-Chef Jäger (CDU) hat sie inzwischen geliefert: »Der Mitschnitt ließ die Möglichkeit zu, daß von Tiedemann tatsächlich 'Pogrom' gesagt hat. Da er das Wort jedoch undeutlich ausgesprochen hat, war dies nicht mit letzter Sicherheit auszumachen«. Auch Carlo von Tiedemann selbst »mochte freilich eine derartige Fehlleistung nicht ausschließen, versicherte jedoch, daß sie ihm allenfalls unterlaufen sei; eine Verballhornung des Begriffs sei ihm nicht in den Sinn gekommen. Dabei wies Herr von Tiedemann darauf, daß seine Eltern in den Jahren 1942/43 eine jüdische Familie versteckt gehabt hätten und er in diesem Sinne erzogen worden sei.« (In dem Sinne, Juden seien zu verstecken? Und noch eine Anmerkung: Tiedemanns Vater war hochdekorierter General.) Jedenfalls ist Jäger der Meinung, »Herrn von Tiedemann könne also höchstens eine Freud'sche Fehlleistung vorgeworfen werden«. Höchstens? Gibt es denn beim NDR keinen Wissenschaftsredakteur, der seinem Programmdirektor erklären könnte, was eine Freud'sche Fehlleistung ist?

WIRD DAS EIN VERLAG!

Otl Aicher, »der u.a. dem Frankfurter Flughafen das schöne Kleid verpaßt hat« (schreibt »buchreport«, ganz ernst), wird das »Erscheinungsbild« des neugegründeten Verlags Severin & Siedler erarbeiten. Und der ehemalige Springer-Mann Wolf Jobst Siedler (Ex-Chef von Ullstein/Propyläen) sammelt einen »Planungsbeirat«, der dafür sorgen wird, daß man sich im neuen Verlagsprogramm ebensogut zurechtfinden kann wie in Rhein/Main: Seine Namensliste reicht von Ralf Dahrendorf (NATO-Ökonom, London) und Johannes Gross (»Capital«) über Joachim Kaiser und Hans Werner Richter bis zu Robert Jungk und Walter Jens. Auch das Finanzvolumen zeigt, daß nicht gekleckert wird; Siedlers Compagnon Severin bringt aus seinen Video- und Bau-Firmen 10 Millionen Mark für die ersten drei Jahre mit. Und eine gute Adresse haben die Buchmacher auch schon: Verlegt wird in der Giesebrechtstraße 11 in Westberlin. In den Räumen von Hitlers Edel-Puff »Salon Kitty«.

Nicht Rockford, sondern Verleger Siedler

Wir werden weiter marschieren

Foto: Ingeborg Ulrich

Wandern macht frei

KONKRET-Autor Horst Tomayer auf Wanderschaft mit dem Bundespräsidenten

DIE andern dürfen essayieren. Die andern dürfen, Broken Orange Pekoe im grazilen Geschirr, die Zentralheizung achtern, die Binnenalster im Blick, sich mit ihresgleichen fortsetzlich schlagen um das Mysterium der Gattenliebe. Der Kollege da vernichtet — die Füße unterm Schreibtisch — einen Film, jener treibt die Demontage Theo S.' — in seiner guten Stube — zum Exzess. Gut gehts, gell? Auch in der Artikelsammelstelle in der Rentzel '7. Tuschuhr frisch gebrühter Kaffee. Kommt Besuch — ein kühler Kurzer. Telefon? Hallo, Biermann. Der Post-Bote stellt einen Sack Neuerscheinungen rein. Das Blattmachen — high life. Wenns aber um mechanische Bein-Arbeit geht, dann kommandiert Kamerad Durchzug. Kann das nicht der Tomayer machen? Heißt's dann. Abba imma. Ob es das frühherbstliche Fahrrad-Golgatha Staaken-Lauenburg ist oder das deutsch-deutsche Grenz-Martyrium Priwall/Hinterprex (sic! im Sattel!) — hej, Alter, do it!

Jung-Präsident und Alt-Pg Carstens, flankiert von Gattin Veronica, komplettiert die Hobby-Kuriosa seiner Vorläufer (Heuss: Volkstümelei; Lübke: Gags/Gaga; Heinemann: außer Konkurrenz; Scheel: Krebs/Gesang) fortschreitend: Als Geher. Er wandert, von NormalNull südwärts nach Garmisch.

Wer latscht eine Etappe mit? Hermann sei entschuldigt, er muß Kaufkontakt zur »Morgenpost« halten. Schmeißt sich Heine in festes Schuhwerk? Denkste. Reißt sich Piwitt am Riemen? Frag mich leichteres. Lindenberg könnte den Dialog mit den »alten Herren« fortsetzen — kommt nicht aus den Federn. Venske — verreist. So. Zieh ich also wieder mal das kurze Zündholz. Und wenn mich Veronica identifiziert als Verfasser der öffentlich verbrieften Verhöhne im Heft? Und Karl mich erkennt als Kammrad-Kamerad »Mit Brecht gegen Carstens nach Bonn?« Ein Wink zum Begleit-Bullen und ich geh neun, plus parterre. Aber das sei nun mal Reporters Geschick, hör ich? Okay, Ingrid, ich machs. Wann gehts los? Am 28. Dezember, früh um 9.30 Uhr. Nähe Lauenburg.

Das ist spät am Tag? Nicht wenn man um viere früh in Berlin starten muß (Schorsch, Chauffeur, Inge, Lichtbildner)! Vier Stunden durch die nachtschwarze DDR. Und dann dies: Zwischen Quitzow und Ludwigslust, es dämmert zäh, ein Schatten, ein Schlag gegen das Autodach. Ein kapitaler Hirsch hätt uns um Hufesbreite in eine tödliche Havarie verwickelt. Rentiert sich eine Drei-, Vier-Blatt-Geschichte über das Leben dreier Menschen? Das frag sich jeder Leser mit gebotener Sorgfalt! Und dann, kurz vorm checkpoint Horst nochn Menetekel: Ein jahreszeitlich total deplacierter Regenbogen, der von Lauenburg herüberreicht auf DDR-Gebiet. Natur, Natur, kennst Du die Verträge nicht, du Schlampe?!

Halber neune. Wir überqueren bei Lauenburg die Elbe, die dort die Königskinder Stoltenberg und Albrecht trennt, und fragen

uns durch zum Café Koch, denn dies ist Carstens Startloch für die Tages-Etappe nach Lüneburg.

Immer ist irgendeiner in einer überschaubaren Menge, der mehr oder anders ist als die vorhandne Masse geteilt durch die anwesenden Individuen. Er ist's: Der Bezirksvorsitzende Hamburg-Umland des »Deutschen Volkssportverbandes« (Wandern, Skilanglauf, Radfahren und Schwimmen, »ohne Soll-Zeiten«). Unser Freund wärmt sein Haupt mit einer in schwarz-rot-gold abgesetzten Strickmütze. Warum dieses, Wandersmann? »Das ist an und für sich die Bundesfarbe, und das ist unser Erkennungszeichen; wenn ich ins Ausland fahre, zu Freunden und Bekannten, dann ist auf den Bahnhöfen meistens ein großes Gedrängel und dann setz ich diese Pudelmütze auf und werde von weitem schon erkannt.« Ja, liebe Leserin, lieber Leser, und Du reißt die drei Farbstreifen vom Parka, weil Du Dich schämst, Du Feigling!

Betrieb am Tresen. Frau Wirtin weiß warum und sagts artig: »Weil heut unser Herr Bundespräsident kommt, nöch«. Wer tobt im grünen Loden in den Laden, »schnell, ne Buddel Korn«!? und kumpelt sich draußen mit dem Fähnlein Handwerksgesellen einen runter? Es ist Niedersachsens Bundesminister Hasselmann. Gleich greift er sich ein Gerät der Hörnergruppe des Jugendmusikzuges Deutsch-Evern, der das Empfangsbild mit Ton versorgen soll, und bläst einen. Ist er mit einer Lärmlibelle des Bundesgrenzschutzes eingeflogen? Bewahre, nur »gefahren«. Und nu? »Wir wollen jetzt hier an der Landesgrenze den Bundespräsidenten in Niedersachsen willkommen heißen und ihn begleiten und ihm ein Heidschnuckenfell überreichen.« Wie ist er zu Fuß? »Ich schreite auch sonst aus, jedes Jahr mache ich meine besonderen Märsche«, schnarrt er jovial.

»Mojn, Mojn, gehts jut? Bei der Polizei nix Neues?« Der sich da eher für den Laufsteg als für die Strecke modisch präpariert hat, ist der Sicherheitsverantwortliche des Tages. Muffensausen? »Toitoitoi, keine besonderen Vorkommnisse.« Wieviel Mann? »Ungefähr dreißig, unmittelbar im Einsatz befindlich, in der Gruppe.« Wie bewaffnet? »Die übliche Ausrüstung, Dienstpistole PPK Walther, mehr nicht.« Wie eng ist der cordon securité geschneidert? »Sehr weitläufig, auf Wunsch des Bundespräsidenten, der wird nicht unmittelbar zu sehen sein.« Die Route? »Wir beginnen hier in Hohnstorf, marschieren westwärts auf dem Deich entlang, Richtung Adlenburger Mühle, überqueren vorher die B 209, wandern am Elbseitenkanal entlang, werden ihn in Höhe Echem überqueren und am Inselsee Rast machen. Diese 10 - 12 Kilometer werden in einem Stück durchmarschiert. Von da aus gehts dann am Schiffshebewerk vorbei durchs Drögeholz nach Adendorf und von dort zum Kloster Lüne und ins Stadtgebiet von Lüneburg zum Rathaus.« Asphalt, Lehm-Loipen? »Teils teils, Wirtschaftswege, unbefestigte Wege.«

Die Kumpels in schwarzem Cord, mit Brotzeitsäckl, Knotenstock, Zunftgeschmeide im linken Ohr, sind keine Deligation der ZDF-Hauptabteilung Unterhaltung. »Das ist die Kluft der 'fremdgeschriebenen Maurer, Zimmerleute und Dachdecker', die seit Jahrhunderten durch Europa, das fernere Afrika und bis in den Orient gereist sind«, sagt ihr Speaker. Heute »begleiten wir Herrn Carstens auf dem Weg von Lauenburg nach Lüneburg, wie wirs vor 25, 30 Jahren und wie's unsere Väter auch getan haben.« Echte Vazierende? »Nein, wir sind Einheimische, aus Hamburg, Stade, Lüneburg.« Bebel, Ulbricht sind auch getippelt, in welche Richtung marschieren Sie? »Wir sind parteipolitisch unabhängig, wir sind nur für das Handwerk. Da wollen wir unsere Tradition hochhalten.«

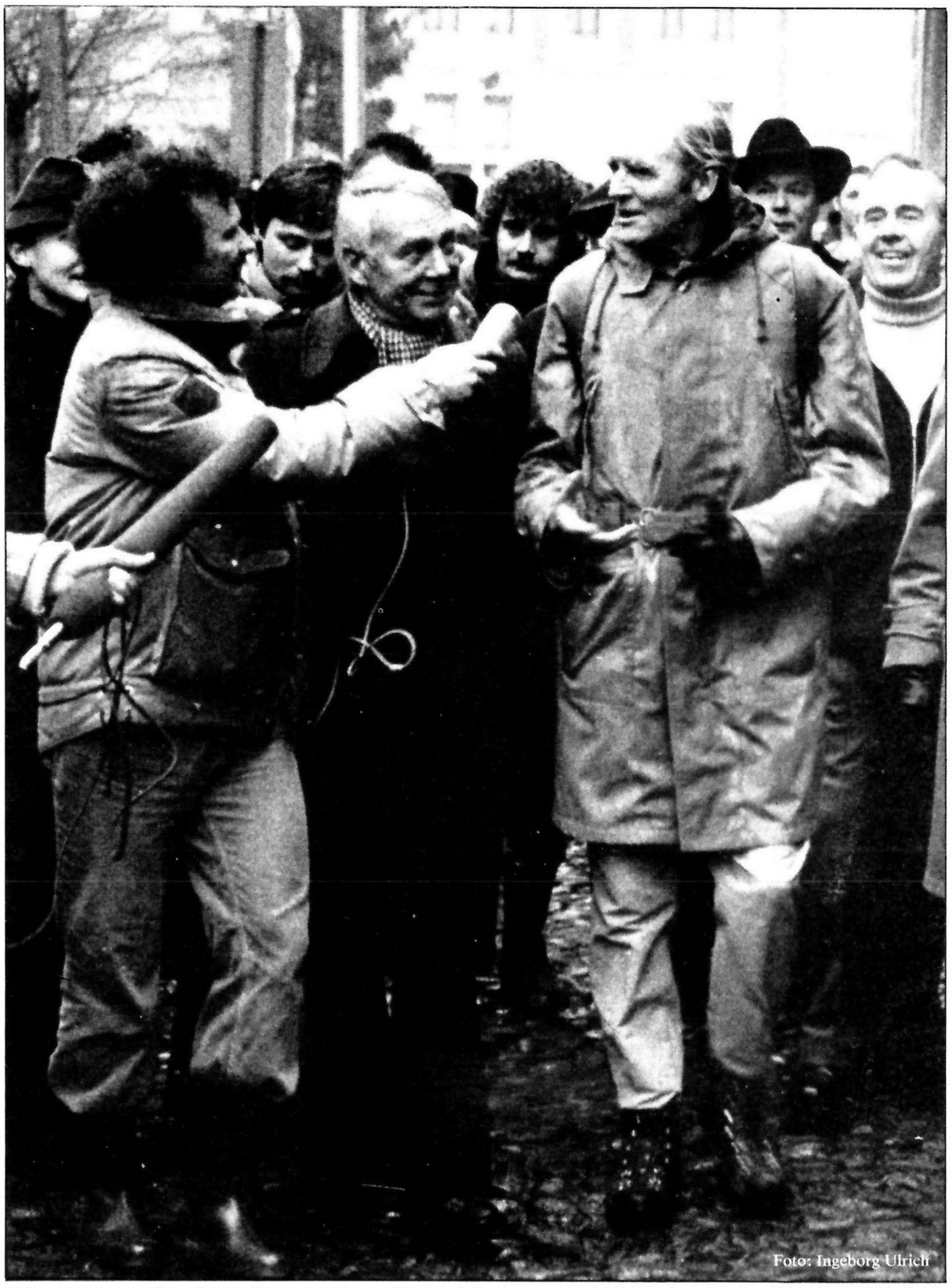
Haben Sie mit der Arbeiterorganisation was am Hut? »Jeder muß organisiert sein, da wir auch von der Gewerkschaft unterstützt werden und unsere Vorväter den Gewerkschaftsgedanken praktisch durch die Lande getragen haben.«

Schon recht. Aber später geht mir einer von der Truppe mit seinem penetranten »Ostzone« und einem reichlich antiquierten »Verräter Brandt« — mit mir gehend — arg ans Ohr.

Es ist halber zehne. Unruhe erfaßt das gute Hundert aufs Wandern mit dem Pgeh Wartende. Die jungen Bläser setzen an, Gschaftlhuber Hasselmanns Puls steigt, er tankt sich zum Daimler durch, reißt den Schlag auf: »Großartig, daß Sie gekommen sind, und hoffentlich haben wir heute einen schönen Tag, es wird nur nieseln, aber Wasser macht uns ja nichts.« Die Bläser blasen noch, und so hats Genosse Möhring, der SPD-Abgeordnete des Wahlkreises, nicht leicht, dem Sozialistenfresser Carstens untertänigst verständlich zu machen, daß er ihn »nicht allein lassen« wolle auf der Wanderung.

Halb vorgelassen, halb herbeigezerrt — ein Repräsentant hiesigen Agrar-Schaffens: »Herr Bundespräsident«, startet der Lüneburger Landmann seinen Spruch, doch visavis dröhnts schon aus hohoheitlich geformtem Munde: »Jetzt kommt da einer mittem Pott Honich an... Hohohoho, das ist ja furchtbar nett« und dann wechselt der Vokal und es scheppert auf hahahah weiter.

Der Bauernfunktionär reicht dem über allen Ständen Stehenden auch noch eine Mett-



Tomayer (links) fragt den Präsidenten: »Was ist mit Ihren Wehrmachtsstiefeln?«

wurst in Gestalt eines Wandersteckens und Hasselmann (Regie, Regie!) plärrt: »Hochhalten, hochhalten« — denn was nutzt der Zauber vor Ort, wenn das Lokalblatt nicht zum Schnapp-Schuß kommt. Carstens, unbeschwert von Vergangenheit, aber schwer an einem Rucksack tragend (»Da ist Regenkleidung drin für meine Frau und mich«) erheischt Verständnis: »Darf ich das ins Auto tun, ich brauch das doch nicht alles mitzunehmen?« Nein, denn die Gabenflut steigt stetig. Einpeitscher Hasselmann, Parteifreund des über allen Parteien stehenden Parteifreunds, avisiert ein Heidschnuckenfell, »das wollen wir Ihnen von der Landesregierung morgen in Amelinghausen überreichen, weil das nicht transportiert werden kann. « Und der devote Tumult dauert.

Zampano Hasselmann weiß, was er den mittleren Chargen der Macht schuldig ist. Und so läßt er sie denn auch wie der Studienrat den Schüler vor dem Direktor antreten zu knappem Rapport. »Jetzt kommt der Landrat« moderiert er. Und der dienert: »Herr Bundespräsident, wir freuen uns riesig, daß Sie zu uns kommen, daß wir als erste in Niedersachsen...« Schnapp, fällt ihm der braungebrannte Bonner Marschmann in den Satz: »Vor sechs Wochen hab ich da drüben in Lauenburg aufgehört, und jetzt fang ich hier wieder an...« Weg ist die Kreis-Charge, denn Hasselmann braucht den Platz für »zwei, die schon durch Deutschland gelaufen sind«. Rasch erfaßt Carstens die Lage: »Ja, die haben schon etliches voraus, sieht man ihnen auch an, am Hut wenigstens«.

»Oh wie schön, oh wie schön«

Bemüht hat sich der korpulente Leib durch die Menge geschoben, jetzt schließt er zum (Staatsober)Haupt auf: »Im Namen des Verlags Borgert möchte ich Ihnen das Buch aus Bremervörde überreichen« kommentiert er die Connection. Und wieder läuft K.C. zu Top-Form auf: »Oh wie schön, oh wie schön, ich kenne Bremervörde gut und bin da oft gewesen. Meine Großeltern stammen aus Zeven, das liegt nicht weit weg davon.« Ab mit dem Ballast in den Geschenkkorb.

Und weiter in der Gebiß-Schau: »Hier haben wir unsern BWK, pardon VWK« (weiß der Geier, was das ist) schleust Hasselmann eine Lokalgröße vorbei und noch eine: »Und hier unsern Herrn Dr. Kannengießer, unsern Forstbeamten«. Pech, dem hat die Ehre die Sprache verschlagen, und so wird ihm nur ein stummer Händedruck zuteil. Wie's gemacht wird, zeigt der sorgfältig präparierte Hohnstorfer Bürgermeister: »Herr Bundespräsident, ich möchte Sie mit Ihrer Gattin hier in Hohnstorf recht herzlich begrüßen, wir freuen uns, daß Sie Ihre Wanderung hier beginnen...« »Ja, in Niedersachsen«, wirft Carstens unwiderlegbar dazwischen, und der Bürgermeister beeilt sich, die zerrissene Grußschnur zu knoten: »Richtig, jawoll, das ist genau richtig. Unsere Feuerwehr wird Ihnen zu Ehren auf der Elbe eine Übung stattfinden lassen, nachher, wenn Sie abmarschieren.«

»Oh dolle, das ist ja herrlich«, frohlockt das Kind im Mann im Jahr des Kinds und steckt die Münze mit dem Hohnstorfer Wappen weg. Derweil hat Hasselmann den Deichhauptmann zum Willkomm kommandiert: »Herr Bundespräsident, auf dem Hoheitsgebiet des Altenburger Deichverbandes des Elbedeiches darf ich Sie recht herzlich begrüßen. Die Elbe als der Schicksalsstrom unserer Heimat wird Sie auf den Wanderungen begleiten.«

Da nimmt K.C. Haltung an, weniger als gedienter Leutnant vor dem Hauptmann, mehr vor dem Schicksalsstrom.

»Sehn prima aus, sehn prima aus«

Aufbruch? Jetzt wird erst noch eine ehemalige Sekretärin vorgelassen. »Das ist zehn, elf Jahre her«, erinnert der von übelwollenden Medien der Waffenverschiebereien verleumdete Staatssekretär im Bundespräsidenten. »Sie haben sich gar nicht verändert« komplimentiert die Dame. »Sie aber auch nicht«, kontert der Macker, und chauvi-charmant: »Sehn prima aus, sehn prima aus«. »Jetzt gehts ja wieder«, sagt sie, »aber damals, der Darmverschluß...« »Ouh, ouh«, düstert Carstens, während — keine Zeit, keine Zeit — der Bub der Sekretärin vorgeschickt wird, um die präsidialen Scheitelstreicheleinheiten abzuholen. »Ach, wie nett ist das«, joviaalt sich Carstens, »aber ich denke, wir sollten los«?

Hasselmann dirigiert ihn zum Spielmannszug, »zu unsern jungen Leuten von Deutsch-Ever«. Da erst investiert der Kinderlose die vom Jahr des Kindes verordnete Dosis Kinderliebe rückhaltslos in die Frage: »Tag mein Guter, wie heißt Du denn?« Und der also Angesprochene entgegnet wahrheitsgemäß »Andreas«. Professor Dr. Karl Carstens aber berührt den Grundschüler mit flüchtiger Hand und ruft aus: »Ist ja ganz große Klasse, ganz große Klasse!«

Noch ein im Preis herabgesetztes »Dankeschön« und ein hektographiertes »Herrrlich« und (der alte NS-Sünder kanns nicht lassen): »Ihr habt ja so schöne Uniformen an«. Spielte nicht eben »Deutsch Ever« auf? »Kommen wir da durch?« Nein, Wandersmann, »Deutsch Ever« berühren wir auf dem Vormarsch nicht, aber dafür ruft uns ein Schlauberger aus dem Gewühl zu: »Aus Deutsch Ever, Herr Bundespräsident, da kommt die Erdbeere her.« Peng ist, wie aus der begleitenden PPK-Walther geschossen, ein »herrrrvorrrragend« fällig.

Abmarsch? Da ist Hasselmann vor. »Dort drüben, Herr Bundespräsident, ist ein Weltwanderer, der hat ein Riesenbuch (!) mit sämtlicher (!) Prominenz (!) der ganzen (!) Welt dabei«.

Diese Schlagfertigkeit, dieses Reaktionsvermögen: »Und da soll ich mich eintragen? Mach ich, mach ich. Lassen Sie uns rüber gehen zu dem guten Mann.« Während Hasselmann ein K.C.-Porträt organisiert (»Das kann er dann einkleben, kann er einkleben«), nimmt sich Carstens seinen Konkurrenz-Kollegen zur Brust: »Und das Buch tragen Sie immer mit sich rum?« »Ja, dat nehm ich immer mit«, erwidert der kreuzbrave Mann, der schon ein närrisches Bündel durch dieses Jammertal schleppt, sind es doch Bildnisse und Widmungen so urbaner Persönlichkeiten wie des Telefonbuchzerstörers Graf Luckner oder des Menschenschinders Pahlewi. Gehts jetzt endlich los? Nein, denn da schwingt einer ein »Lauenburger Landbrot«, »damit Sie kräftig weitermarschieren können.«

Carstens, den die homöopathisch praktizierende Gattin, wie KONKRET-Leser wissen, morgens mit drei Eßlöffeln »Sechs-Korn-Kruska«-Vollkornbrei abspeist, enthusiasmiert: »Ich sage Ihnen, Lauenburger Brote, die haben es uns angetan, in ganz Deutschland schwärm ich von dem Lauenburger Brot.«

Auf der Elbe (ach, die gibts ja auch noch) findet inzwischen Krach statt. »Gehen wir hin«, sagt Hasselmann. Was sehen wir? Ein kreisendes Motorboot der Hohnstorfer Feuerwehr, dessen Besatzung aus einem halben Dutzend Schläuche phallische Fontänen H 20 himmelwärts schickt. Carstens kriegt sich nicht mehr ein: »Die sind ja Klasse, wie man so schön sagt, nich, is ja unheimlich, und die holen ihr Wasser aus dem Fluß raus, ist ja klar, Wasser haben die genug, bloß — wenn die Elbe zugefroren ist...«

Hasselmann dröhnt »Höhöhöhöhöhö«.

Und Carstens schickt ein paar unverwechselbar-individuelle »toll« nach. Veronica Carstens aber sieht allem Treiben still entzückt aus zwotem Gliede zu.

So. Jetzt setzt sich die Kolonne mit einer Sicherheitsquote von 25 Prozent elbaufwärts in Bewegung. Der Wind pfeift, die Elbe schäumt. Der Zug stockt. Schuld hat ein Kaminkehrer, der — nit möööglich! — ein Jungschwein unterm Arm schleppt. Das ist weißgott »toll«, wie K.C. hintergründig findet.

»Ganz, ganz prima«

Nur ein paar Fußballfeld-Längen sind geschafft, da gehts schon wieder nicht weiter. Drei jugendliche Turnerinnen, von ihrem Trainer in dünnem Wettkampftrikot in den Wintermorgen gestellt, erheben Aufmerksamkeitszoll. Rasch erfaßt K.C. die Lage: »Ihr friert ja, Ihr Lieben«, diagnostiziert er, hält dann mit der zehn kommanull-Wertung nicht hinterm Berg, daß sie »ganz, ganz prima« seien und therapiert schließlich: »Ihr müßt jetzt was Heißes trinken, sonst kriegt Ihr nen Schnuppen.«

Ich weiß vom Kollegen des »Niedersächsischen Tageblatts«, daß der Präsident, das Pläsier des Fort-Schritts im Auge, nicht über »Politik« stolpern will. Selbst so Baldrian-Fragen wie »Kommen Sie als Nordlicht« kontert der Marschmann barsch: »Ich komme, um zu wandern.« Und tückisch: »Kennen Sie übrigens Nordlichter? Eine großartige Naturerscheinung. Sollten Sie Sich mal ansehen.« Wer will schon so düpiert werden.

Nehme ich also mit Mitläufern vorlieb. Politische Vergangenheit Carstens'? Flugs verzieht sich da die aufgekrempelte Fröhlichkeit aus den Gesichtern: »Ich find das albern«, sagt ein »fremdgeschriebener« Handwerksgeselle, »meine Kameraden haben auch gesagt, na, eigentlich tun wir ihm vielleicht unrecht, wenn wir das einfach so behaupten, ohne daß wir ihn persönlich kennengelernt haben. Das sind so Vorurteile, die durchs Fernsehen auf den Tisch gekommen sind. Man muß dem Bürger das klar zu machen versuchen.«

KC-Spalier im Lüneburgischen: »Die Bevölkerung nimmt das mit Freude zur Kenntnis« Foto: Ingeborg Ulrich

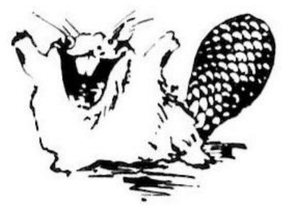
Auf seinen Rappen ist auch unterwegs: »Schuster, mein Name, ich bin Mitarbeiter beim persönlichen Büro des Bundespräsidenten und bereite diese Sache hier vor.« Ist das BRD-Marathon auf seinem Mist gewachsen? »Nein, das ist Herrn Carstens' ureigene Idee. Die Sache hat sich gut entwickelt, die Bevölkerung nimmt das mit Freude zur Kenntnis.« Es geht das Gerücht, Carstens wolle auch im Grunewald... »Ja, sein Wunsch, nach Berlin zu gehen, besteht schon immer, nur auf dieser Route läßt es sich nicht einbeziehen, aber er hat sich aus Berlin schon Karten kommen lassen.«

Ja, will er über die Fernverkehrstraße 5 (Lauenburg-Staaken) in die Reichshauptstadt a.D. einwandern? »Nein, durch die DDR können wir ja schlecht.«

Besondere Vorkommnisse bis dato? »Außer, daß uns die Bevölkerung begrüßt, mit Geschenken überhäuft, keine.« Der unmittelbare Personenschutz schleift, wie es scheint. Läßt sich daraus schließen, daß »Terrorismus« in Bonn derzeit kein Thema ist? »Das kann ich nicht beantworten und beurteilen, das kann nur der Innenminister machen.« Wem gehört der Hubschrauber, der über uns kreist? »Keine Ahnung«. »Wissen Sie, der Standpunkt unseres Bundespräsidenten ist: Ich laufe lieber mit drei Sicherheitsbeamten als mit zehn, denn wer was vor hat, gefährdet so nur drei Personen.«

Da schreitet der niedersächsische Wissenschaftsminister Professor Pestel Seit an Seit. Noch Chancen für den NDR? »Ja, wenn Herr Klose wieder an den Verhandlungstisch zurückkehrt.« Favorisiert er die Verkabelung der Köpfe? »Ich habe meine Erfahrungen mit dem privaten Fernsehen, Rundfunk gemacht, in Amerika, ich bin auch sehr viel in England gewesen, da weiß ich, daß das private Fernsehen, das ITV, hervorragende Qualität liefert.« Apropos Amerika, ist dieses Gemeinwesen nicht gemeingefährlich? Und nicht erst seit Vietnam... Nein, die Amerikaner hält er, militärisch besichtigt, eher für »zu gutmütig«. In Vietnam »haben sie nicht rigide genug durchgegriffen, sonst wär der Krieg auch nicht so ausgegangen.« Und die Russen, militärisch verstanden, »bauen zum Beispiel in Tblissi die U-Bahn zweihundert Meter tief in die Erde, weil sie den Atomkrieg fest eingeplant haben.« Oh, Diener der Wissenschaft. Ist ihm das Tempo zu gering? Meine Fragen ihm eine Last? Er schließt auf zum Führungspulk. So wandere ich durch den nadelspitzen Regen allein weiter, mal auf der Damm-Krone, mal an Drainagegräben längs und reflektiere — noch vor der Mittags-Jause am Inselsee (Eintopf) — die Möglichkeiten für die bundesdeutsche Linke, an diesem Durchmarsch teilzuhaben. Denn an der Erkenntnis, daß die Inhalation verhältnismäßig saubrer Luft, der Blick ins Weite und Grüne und die Bewegung der Extremitäten Laune fördert, müssen schließlich zwingend und ausschließlich deutschnationale Knobelbecher gewinnen.

Apropos: In Lüneburg, dem Etappenziel am frühen Nachmittag frag ich Carstens, ob er den Marsch in seinen NS-Wehrmachtsbotten, die die Gattin noch im Frühjahr letzten Jahres zum Schuster schaffen mußte, mache: »Nein, die habe ich nun doch verschenkt. Es ist mir schwer gefallen, aber nach 35 Jahren hab ich gedacht, die haben nun ausgedient.« Wer trägt sie jetzt? »Das weiß ich nicht, irgendeiner Organisation hab ich sie geschenkt, die waren noch gut beieinander, die Schuhe.« Absatz. □



The Rose

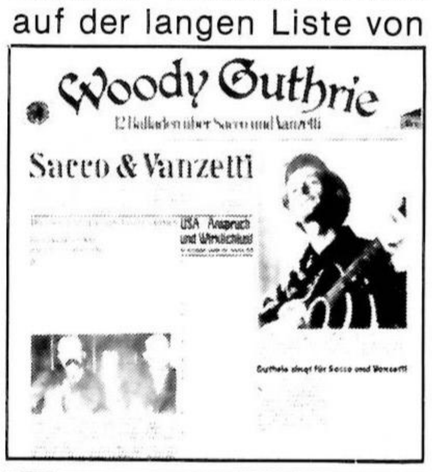
Ein saublödes Drehbuch, die Klischee-Schnulze vom gefeierten Pop-Star, der, gehetzt vom Manager, seine Einsamkeit in Schnaps und Drogen ersäuft, bis er dran krepiert. Hysterisches Gekreische und Geschluchze, exaltierte Szenen einer wilden Ehe und auch noch lesbisches Liebesleid, unerträglich verkitscht. Und trotzdem einer der aufregendsten und schönsten Filme, die uns die Amis in den letzten Jahren geschickt haben. Denn Bette Midler ist The Rose, die sich ihre Seele aus dem Leib singt und tanzt. Sie rockt und

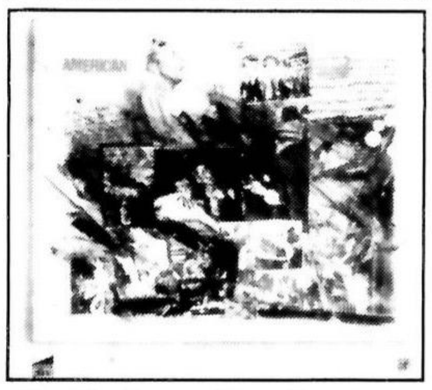
bluest, daß man sich nicht satthören kann an ihrer Röhre, tobt und spielt, daß man sich nicht sattsehen kann an ihrem bebenden Körper und ihrem häßlichen Gesicht. Die Parallelen zu Karriere und Tod der Janis Joplin sind gewollt und aufgesetzt. Man sollte sie diesen einen Film lang vergessen, damit man Bette Midler erleben kann,wie sie es verdient.

The Rose, ein Rock-Film der Twentieth Century Fox, mit Bette Midler und Alan Bates, Regie: Mark Rydell, deutsche Premiere am 9. Februar.
Die Platte zum Film gibt's bei WEA.

Die besseren Lieder

Können Lieder Kampf sein? Der amerikanische Liedermacher Tom Lehrer hat vor Jahren mit Bitterkeit gesungen: »Franco won all the battles, but we had the better songs.« — Franco gewann alle Schlachten, aber wir hatten die besseren Lieder. (Wolf Biermann hat aus dieser Zeile sein »Bedenkelied« gemacht). Einer, der damals in Spanien die Schlachten mitverloren hat, aber die besseren Lieder sang, ist Woody Guthrie, dessen »12 Balladen über Sacco und Vanzetti« jetzt vom »Pläne«-Verlag herausgegeben werden. Die italienischen Einwanderer Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti wurden nach einem Prozeß, der diesen Namen verdient, im Juli 1927 im US-Staat Massachussetts hingerichtet. Sieben Jahre lang hatten die beiden gegen ein Todesurteil gekämpft, nachdem sie von einer wildgewordenen Justiz fälschlich des Raubmordes überführt worden waren. Erst 1977 wurden sie rehabilitiert. Guthrie hat den Richter, den Staatsanwalt, die verleumderischen Zeugen und die Nacht der Hinrichtung in Boston in seinen Gesängen beschrieben. Und ihre Verteidigung vor Gericht: »Unsere Namen stehen auf der langen Liste von



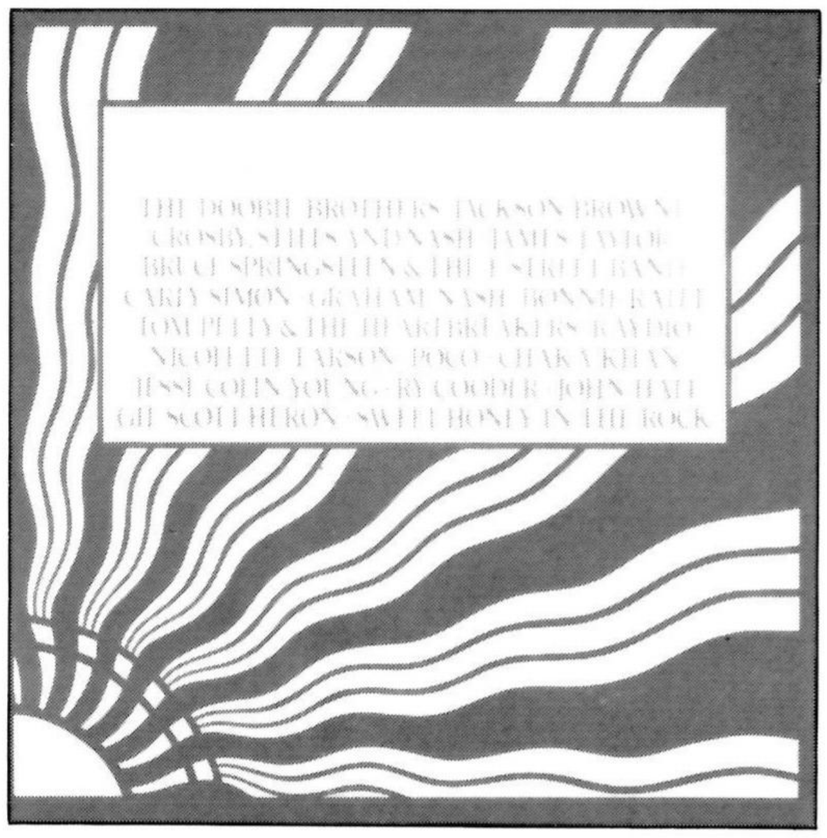


Radikalen, die die Bundesregierung führt, Sir.«

Den von Guthrie gesungenen Text des Abschiedsbriefs von Sacco an seinen Sohn in der Nacht vor der Hinrichtung hat Pete Seeger vertont. Also jener Liedermacher, der seit Jahren in seinem Banjo-Kasten einen Stein mit sich trägt, um sich daran zu erinnern, daß ein Lied allein der Gewalt dieser Welt nichts entgegensetzen kann. Pete Seegers »American Industrial Ballads« sind ebenfalls bei »Pläne« erschienen. Lieder der amerikanischen Arbeiterbewegung, Lieder über den Textilarbeiterstreik 1929 in North Carolina oder den Lohnkampf der Bergleute in Tennessee 1933. »Seven cent cotton and forty cent meat, how in the world can a poor man eat?«

Beiden Schallplatten liegen die englischen Texte mit deutscher Übersetzung bei.

Woody Guthrie: Sacco und Vanzetti, Pläne LP 88160
Pete Seeger: American Industrial Ballads, Pläne LP 88161



Muse contra AKW

Eingefleischten AKW-Folkloristen dürfte bereits die Verpackung des Dreifachalbums »No Nukes« auf den Wecker fallen. Plattenhülle und Textbeilage sind ebenso glatt und perfekt produziert wie die Platten, auf denen bedeutende US-amerikanische Musiker zu hören sind. Zusammengebracht hat sie der Protest gegen die Nutzung der Atomenergie. Auf dem Album sind Ausschnitte aus fünf Benefitz-Konzerten im Madison Square Garden zusammengestellt. Organisiert wurde das Ganze von der Künstlerorganisation MUSE (Musicians United For Safe Energy). MUSE tritt ein für die Nutzung der Sonnenenergie und auf gegen die Bedrohung durch Atomfabriken und Atomwaffen.

Die Anti-Atomkraft Bewegung hat sich in den USA später formiert als etwa in der BRD oder anderen europäischen Ländern. Anstatt aber wie diese hinter diffusen Natur- und Natürlichkeitsideologien herzurennen, hat die US-amerikanische Bewegung von Anfang an auch den Kampf gegen die nach wie vor größte Umweltbedrohung aufgenommen: den atomaren Rüstungswahnsinn.

Wichtig ist der Anlaß, der die Musiker und ihr Publikum zusammengeführt hat. Weniger wichtig das musikalische Ereignis selbst. Von Ausnahmen abgesehen. Beispielsweise was Bruce Springsteen abliefert. Sehr stark.

Klangvolle Namen der US-Musikszene haben sich MUSE angeschlossen. Einige bringen — wie John Hall — songs zum Thema: »Plutonium is Forever«. Andere treten mit Repertoire-Stücken auf wie u.a. die Doobie Brothers, Jackson Browne, Crosby, Stills and Nash, Tom Petty and the Heartbreakers. Bob (Gotta Serve Somebody) Dylan war nicht dabei, auch wenn es der »Stern« verbreitet. Bob wurde von James Taylor, Carly Simon und Graham Nash mit einer nostalgischen Version von »The Times they are a-changing« im Peter, Paul und Mary-Stil vertreten. Die Botschaft schien rüberzukommen im Madison Square Garden: »You better start swimmin' or you'll sink like a stone.«

Günter Amendt

»No Nukes«, drei LPs, AS 62027 (WEA)

Streitschrift

Warum ist man so überrascht, wenn das Richtige und längst Fällige einfach einmal geschieht? Zum Beispiel: daß die Linke der Bundesrepublik sich mit der Bundesrepublik beschäftigt? Hier tut sie's, nicht borniert, nicht sektenhaft, sondern offen, sachlich, fundiert, aggressiv. Das verdanken wir den Herausgebern Andreas Buro, Helmut Gollwitzer, Arno Klönne, Wolf-Dieter Narr, Oskar Negt, Klaus Vack und Uwe Wesel, die mit dieser Streitschrift die Gründung eines Kuratoriums für Demokratie und Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland voranbringen wollen. Bereits das erste Heft ist ein umfassender Führer durch die bundesdeutsche Bürgerrechts-Szene geworden: Gleichberechtigung, Betrieb, Medizin, Ausländer, Homosexuelle, Strafvollzug, »Innerer Feind«, Polizei, Bundeswehr, Strafverteidigung — bearbeitet von Autoren, die nicht schwätzen, sondern fachliches Wissen mit Engagement vortragen. Ein Start, über den

die ganze Linke sich freuen darf.

Freiheit + Gleichheit, Streitschrift für Demokratie und Menschenrechte, erscheint dreimal jährlich, 12 Mark

Spalte und herrsche

Ein Buch, eine Dokumentation, die dem Norbert Blüm, der gerade dabei ist, die Arbeiternähe des Kandidaten Strauß zu entdecken, dringend empfohlen werden muß. Straußens Maxime — Was gehen mich meine Reden von gestern und

euch meine Taten von morgen an — wurde von der »Metall«-Redaktion präzise seziert, die Kollaboration des Christlichen »Gewerkschaftsbundes« mit den Unternehmern nachgewiesen. Mitzunehmen auf jede Wahlveranstaltung der CDU/CSU!

Spalte und herrsche/F.J. Strauß und die Einheitsgewerkschaft metall-Taschenbuch, 112 Seiten, 5,80 Mark (plus 1,90 Versandkosten), Bestellungen an Union-Druckerei, Theodor-Heuss-Allee 90-98, 6000 Frankfurt/M.

Röhre

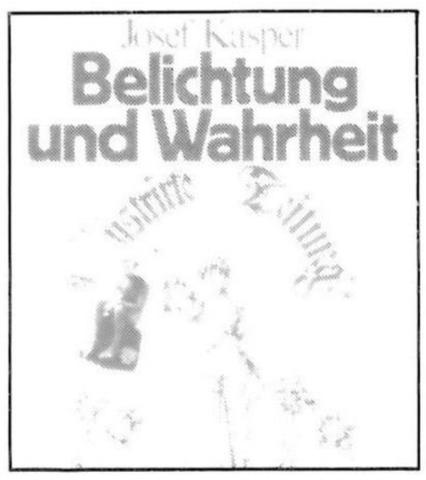
»Alle meine Gags ham'se wegjemüscht, kannste ruhig schreiben«, sagte Nina Hagen zu KONKRET und ist sauer auf die Plattenproduzenten. Sie mag ihre neue LP

nicht, aber dann ist es ihr doch wieder (fast) egal: »Schließlich heißt sie ja 'unbehagen'.« Völlig zu unrecht, denn diese zweite Platte ist noch besser als ihr Bundes-Debut, das so viel Furore gemacht hat. Die deutschdemokratische Musik- und Stimm-Schulung wird wieder ganz und gar nicht im Sinne des Erfinders eingesetzt. Und wie! Die Texte (soweit man sie versteht, Herr Produzent!) sind verrückt bis irgendwas zwischen sexy und geil, für das es kein deutsches Wort gibt. Oder doch, mit Nina: »unbeschreiblich weiblich«. Sie röhrt und punkt los, daß es so seine Art hat. Und sollte sie doch noch mal auf einem deutschen Bildschirm erscheinen, werden dicke Männer in Puschen und »Bild«-Redakteure wieder allen Grund zur Empörung haben. Auch Rita Pavone würde wohl ganz schön blaß, wenn sie hörte, was Nina Hagen aus ihrem »Wenn ich ein Junge wär« gemacht hat. Jedenfalls ist die Zeit, in der man sich zur Vorstellung von Nina Hagen einen Hinweis auf ihren Stiefvater Wolf Biermann erlauben durfte, endgültig vorbei. Die beiden haben nur noch gemein, daß ihre Musik in schwarzem, polymerem Plastik konserviert wird. Aber sie halten einander für »große Künstler«, und damit haben beide recht.

Nina Hagen Band: »unbehagen«, CBS 84104

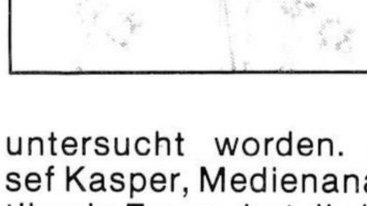
Angeleuchtet

Daß wir uns mit Begriffen betrügen lassen, ist keine neue Erkenntnis. Daß mit Fotos eine direktere, weil emotionale, Manipulation betrieben wird, ist zwar ebenfalls bekannt, aber selten systematisch



untersucht worden. Josef Kasper, Medienanalytiker in Essen, hat die illustrierte Presse von der »Gartenlaube« über die »Neue«, »Quick«, »Das schwarze Korps« bis zum »Stern« untersucht und herausgefunden, daß das Foto ein hervorragendes Agitations-Instrument der Herrschenden ist. Auch nicht neu, aber jetzt mit Beispielen belegt.

Josef Kaspar, Belichtung und Wahrheit, Campus Verlag, Frankfurt, 192 Seiten, 38 Mark



Nichtigkeit

Im Band 1000 der 'edition suhrkamp' schaufelt Karl Heinz Bohrer unerhörtes Lob auf Florian Havemann. Anläßlich dessen »Spiegel«-Beitrag über seinen Vater Robert spricht Bohrer von »lakonischer Einsicht und zynischem Witz«, von »euphorionhafter Frivolität«. Das macht neugierig auf Florian Havemanns erstes Buch. Die Erwartung wird schwer enttäuscht. Die »Auszüge aus den Tafeln des Schicksals«, erster Band einer Havemann-Trilogie des März-Verlags, sind das Protokoll eines Theaterstücks von Florian Havemann, das vor zweieinhalb Jahren in Westberlin uraufgeführt und kaum beachtet wurde. Nicht zu unrecht, wie die Buchfassung lehrt. Weit über hundert Fotos, aufgenommen von einem Videofilm und dementsprechend unscharf (aber das ist modern), zeigen fünf Schauspielerinnen, die in einem fast leeren, weißen Raum fortwährend von A nach B laufen. Dazu eine Menge wirrer Texte, Zitat-Montagen (viel Goethe und Lenin). Beispiel: »Wir stehen in der Gewalt neuer Themen: Unnötigkeit, Sinnlosigkeit, das Geheimnis der eigenen Nichtigkeit — müssen von uns besungen werden.« Wieso eigentlich?

Florian Havemann: Auszüge aus den Tafeln des Schicksals, März bei Zweitausendeins, 267 Seiten, 25 Mark

Satire aus erster Hand

Das Frankfurter Satire-Blatt »Pardon« gibt bekannt: »Umfangreiche Befragungen und genaue Marktstudien ergaben: Jedes Heft von 'Pardon' erreicht 1,84 Millionen Leser!« Das habe die »Allensbacher Werbeträger-Analyse unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Noelle-Neumann« herausgefunden. Die »Pardon-Verlags-GmbH« beziffert ihr Verkaufsergebnis für das vierte Quartal 1979 selber mit 117089 Stück pro Heft. Daraus folgt: Jedes »Pardon« wird von 15,72 Lesern verschlungen. »Pardon« hat nicht nur 117089 Käufer (9000 weniger als im Quartal davor), sondern die sind auch alle noch Inhaber einer Leihbücherei. Glückwunsch, Kollegen! Oder es stimmt tatsächlich, was unter der Millionen-Meldung steht: »Pardon ist Satire aus erster Hand.« Und nicht etwa aus Fünfzehnter.

Pardon, 4 Mark, noch an allen Kiosken erhältlich

Caven II

Hat Ingrid Caven KONKRET gelesen? Im Mai-Heft 79 stand über ihre erste (Live-)Platte, »La Caven« sei eine »Diseuse«, ein Wort, »das den Vorteil hat, daß es keinen Gesang verspricht«. Und weiter: »Trotzdem versucht sich Ingrid Caven an ihren Stimmbändern. Dabei wäre es schon schlimm genug gewesen, wenn sie ihre Texte, vornehmlich von Faßbinder, nur vorgelesen hätte.«

Ihre neue LP, »Der Abendstern«, ist musikalisch eigentlich ganz schön. Ingrid Caven gibt ihr bestes, und angesichts mangelnder Konkurrenz auf dem deutschen Chanson-Markt darf das auch erstmal ausreichen. Aber ihre

Texte, die Texte! Faßbinder, glücklicherweise, fehlt auf der neuen Platte. Aber in der offensichtlichen Annahme, daß da schon was dran sein müsse, wenn einem ein berühmter deutscher Dichter ungefragt Lied-Manuskripte ins Haus schickt, singt die Caven jetzt Enzensberger. Doch leider brachte der nur schwüle Bordell-Phantasien und feuchte Träume von verruchten Frauen, wie sie fast jeder andere Fünfzigjährige auch hat, auf einen sauberen Endreim. Oder dann, im »Bundeswalzer«, diese feine Ironie: »Herein und keine Bange vor der Bundesrepublik«. Wirklich, das ist von Hans Magnus Enzensberger: »Mit dem Bundeskanzler tanzen/ In der Hauptstadt Bonn am Rhein/ Ja, da möchte man am liebsten/ noch mal einundzwanzig sein.« Interpretationshilfen auf Seite 46 (»Trans-Fusion«) in diesem Heft.

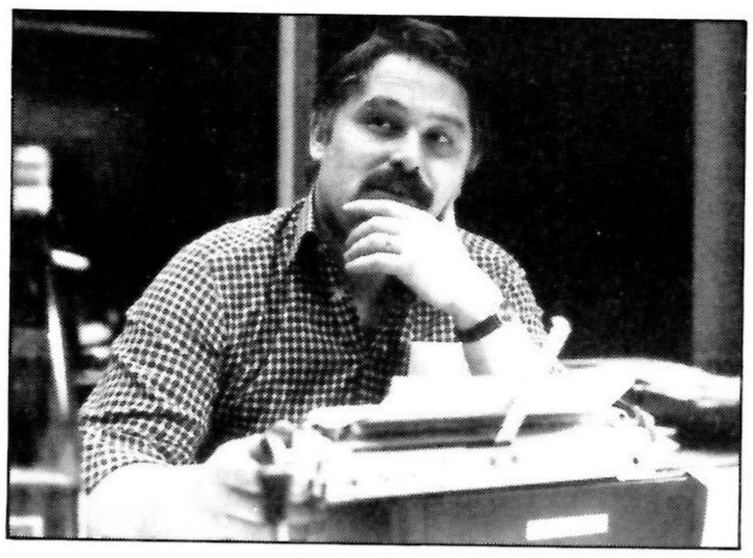
Die Platte übrigens ist bei RCA erschienen, der Gesellschaft, die den rechtsextremistischen Sänger Gerd Knesel vertreibt. Klaus Hoffmann und Hans Scheibner haben sich wegen Knesel von dieser Platten-Firma getrennt. Von Ingrid Caven oder gar ihrem Texter hat man hierzu noch nichts gehört.

Ingrid Caven: »Der Abendstern«, RCA-LP 28375

Kultar, kultar Feipruorr,
varomm kimmzt tu jeidis Jorr?
Dönn din oisick kultar Frußßt
dootit onz di Lüppislußßt.
Peudulmurtzn op dn Kupfn,
n dr Nuse Oisnzupfn.
Nurr dr Zupfn ün dr Heusz,
där würd nüch so hurrt vi Ois.

Aus: Matthias Koeppel, »Starckdeutsch«. Sämtliche Gedichte. Volksausgabe. Edition Natubs: Tegel-Schanghai-Berlin-London-Lübars. 18 Mark. Berliner Literaturversand, Uhlandstraße 184, 1000 Berlin 12

PETER NEUHAUSER 1939-1980



Da stehn sie nun rum, Peter, und leben: die Jungs, die schon seit Jahren keinen Laut mehr von sich geben, die sich arrangiert haben, die's zu was bringen wollen, die immer alles einsehen, die weise geworden sind und ziemlich alt aussehen. Aber sie haben gewonnen. Oder?

Und du hast dich umbringen lassen, als hätten wir schon zum Sprung über die Barrikade angesetzt, mit offener Hemdbrust: jetzt oder nie. Als wären wir nicht dabei, ein paar Pünktchen zu sammeln in der Größe von Fliegenschissen, um sie mühsam in einer Linie aufzureihen. Unheroische Zeiten. Man stirbt nicht auf der Barrikade mit einem Bajonett in der Brust, sondern mit einer Sonde im Magen auf der Intensivstation.

Aber ist das denn wahr? Ist nicht auch die Barrikade nur ein Punkt auf einer langen Linie? Hätte es den Oktober 1917 gegeben ohne die Opfer des September? Gibt es das überhaupt, große und kleine Zeiten? Werden die großen Zeiten nicht nur darum groß, weil die kleinen durchgestanden wurden?

Weißt du noch, was wir uns geschworen haben, nach dem Konkurs, in den Röhl dein KONKRET getrieben hatte? Wenn wir je wieder in die Bürgerpresse zurückkehren sollten, wollten wir nichts mehr verkaufen als unsere erlernte Fähigkeit, den Platz zwischen den Anzeigen zu füllen. Und nie wieder unsere Seele an das hängen, was die Leser Redaktion und die Verleger »anzeigenfreundliches Umfeld« nennen. Cool wollten wir sein, überlegen, routiniert — sie sollten uns nicht mehr drankriegen.

Sie haben dich, verdammt, drangekriegt. Zyniker kann man halt nicht lernen, dazu wird man geboren wie zum Opfer. Dich hatten sie schon vor zwanzig Jahren dran, in Wien, bei den Weltjugendfestspielen. Da das eine kommunistisch gelenkte Veranstaltung war, brauchte die CIA ein paar Störtrupps, aus linken Sozialdemokraten und Gewerkschaftern. Einer davon warst du. Erst Jahre danach bist du ihnen draufgekommen.

Woher hättest du's auch wissen sollen: »Der Vater Mitläufer, die Mutter kurz vorm Mutterkreuz, der Geschichtsunterricht in der Schule endete beim Marne-Wunder 1916, so daß ich bis heute nicht genau weiß, ob die Deutschen den ersten Weltkrieg wirklich verloren haben«, hast du später geschrieben. Studiert hattest du nur wenig. Was andere auf der Universität sich schmerzlos aneignen konnten, mußtest du dir erzittern und erschwitzen. Dafür hast du die andern ein bißchen beneidet und manchmal — auch mich — ein bißchen gehaßt. Als wir uns auf den Unis nach langen Debatten einigten, den Krieg der USA gegen Vietnam Völkermord zu nennen, und Ho Ho Ho Tschi Minh skandierten, hocktest du in einem Schützengraben bei Da Nang, ranntest über Straßen, die mit den Leichen von Frauen, Männern und Kindern bedeckt waren, sahst die bundesdeutschen Kriegsberichterstatter im Offizierscasino der Mörder ihren Whisky kippen und den Kinderstrich ablaufen ...

Du hast uns Klugscheißern einmal erzählen wollen, was Vietnam war. Und als wir nickten, auf unseren Einsatz warteten, auf eine Stelle, an der wir ein Aperçu oder eine intelligente Replik unterbringen konnten, liefen plötzlich dicke Tränen über dein Gesicht, etwas schüttelte dich und erstickte dich in Heulen und Schluchzen, Rotz und Wasser: Vietnam.

Dein Mitleid war radikal, war nicht Wort zum Sonntag, galt nicht »allen Unterdrückten und Beleidigten«. Es war politisch, das Mitleid hatte aus dir keinen Sozialhelfer gemacht, sondern einen Sozialisten. Ein paar Denunzianten haben dich deshalb einen Stalinisten genannt, was deine Akte beim Hamburger Landesamt anschwellen ließ und garantierte, daß die Innenbehörde der Hansestadt jede Verlängerung deiner Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis, die du als Österreicher ja brauchtest, um hier leben zu können, so schikanös wie eben möglich gestaltete. Aber du hast diese Denunziation nie so besonders übelgenommen, weil du wußtest, was sie von sich selbst erzählten, wenn sie dich einen Stalinisten nannten: von ihrer Bindungsangst, ihrer Impotenz — ihrer Unfähigkeit, Partei zu ergreifen und zu halten.

Du hast Partei genommen, ausdauernd, hartnäckig, mitunter fast brutal. Nicht — um einen Gedanken deines Freundes Günter Amendt zu zitieren —: mit der geliehenen Rigidität der Theoretiker, sondern mit der Rigidität, die aus erlebtem Leiden kommt. Du hattest mehr als alle andern damals deine Existenz auf's Spiel gesetzt, als wir zu Anfang der Siebziger aus KONKRET eine bessere linke Zeitschrift machen wollten. Als alles vorbei war, hatte deine Frau ein Kind verloren, hattest du deinem Körper den ersten schweren Schlag versetzt, standet ihr da mit nichts als den Schulden, die du in solidarischem Ungestüm für andere gemacht hattest. Bis kurz vor deinem Tod hast du die Schulden einer Rotation GmbH abgestottert, an deren Gründung sich einmal 25 Linke beteiligt hatten. Und mancher von ihnen hat heute ein Haus.

Du hattest es so satt, du wolltest dich ab sofort nur noch um die Deinen kümmern, um die, die dir treu geblieben waren, obwohl du es ihnen schwerer gemacht hattest als denen, die es sich jetzt so leicht machten. Nun wolltest du für Uschi und eure Kinder leben, zusehen, daß sie was abbekamen vom Leben und von dir. Du wolltest Geld verdienen, dich nicht einlassen, nicht mehr für andere die Nacht zum Tag machen.

Aber da war diese verfluchte, prinzipielle Treue, die du der Sache dann noch gehalten hast, wenn auch mit bärbeißigem Gesicht und hinter konspirativem Habitus fast rührend versteckt — der Sache, für die ich nur einen Namen finde, in dem sie ganz aufgehoben ist: Salvador Allende. Ich glaube, du hast ihm deinen besten Text gewidmet, wenige Wochen vor dem ITT-Putsch in Santiago, in KONKRET 37/1973: »Soll Allende schießen?«

Wie oft hast du Degenhardts Zeile zitiert, von der Sache, die so einfach aber schwer zu machen ist, vor und nach dem Sieg des Proletariats ... Du warst ein Macher, einer ihrer Macher, auch wenn kein Sieg in Sicht kam. Manche von uns wollten es schon nicht mehr wahr haben, daß da noch einer kämpfte. Sie konnten wohl hinter dem Feuernebel, den du um dich warfst, die Flamme nicht mehr sehen.

Da war aber auch diese einfache, schöne Treue — zu Uschi, deiner Frau. Nicht Treue »in einem höheren Sinn« oder als psychologisches Konstrukt, nicht treu irgendwie sondern: einfach und tatsächlich treu, in einem altmodischen Sinn so treu, daß du, wärst du katholisch geblieben, beim sechsten Gebot nichts zu beichten gehabt hättest. Und ganz ohne Anstrengung, ja gerade so, als sei solche Treue nicht nur überhaupt noch möglich, sondern als sei sie so normal wie Herzschlag und Atem.

Du lagst schon acht Tage auf der Intensivstation, wurdest künstlich beatmet, kein Arzt konnte sagen, ob du bei Bewußtsein bist — aber wenn Uschi sich über dich beugte und zu dir sprach, ging dein Puls von 80 auf 110.

Du bist ihr und der Sache treu geblieben. Auch dir, bis zuletzt. Nichts in deinem Leben konntest du je mit halber Kraft anpacken, unter einer Mobilisierung von 150 Prozent deiner Energien fingst du gar nichts an. Der Infarkt, der dich uns nahm, war so schwer, wie die Ärzte noch keinen erlebt hatten. Als hättest du ein letztes Mal deinen legendären Kammerton A angeschlagen: Das soll ein Infarkt sein? Ich werd' euch mal zeigen, was ein Infarkt ist!

Peter, wir haben uns vor ein paar Wochen darauf geeinigt, woran wir die Würde eines Bundesdeutschen messen wollten: an der Entfernung von der Gefahr, von dem Altnazi Carstens einen Orden verliehen zu kriegen. Peter, du standest prächtig da. Ich hab dich lieb.

Hermann

Nicht so chic und nicht so dick wie andere Wochenzeitungen. Aber seine Leser sind der Zeit um manche Information voraus. Und um einige Perspektiven.

Da schlägt das Pendel wieder kräftig nach rechts und keiner will gehört haben, was die Uhr geschlagen hat. Im Gegenteil, die politischen Ohrenschützer sind dabei, mit Geheimtip-Waldschenken im Altmühltal und allerlei glitzerndem Disco-Look florierende Zivilisation zu verbreiten.

In all dem verwirrenden Informationswirrwarr geht für unsere Begriffe viel Wichtiges unter. Deshalb beschränken wir uns auf das Wichtige. Gesellschaftspolitik, Kulturpolitik und vor allem die Politik selbst.

Unsere Haltung ist eindeutig sozialdemokratisch. Wer den Vorwärts ein paarmal liest, wird keinen Zweifel haben, diese Zeitung hat eine eindeutige Perspektive. Wer den Vorwärts noch nicht kennt, sondern nur die Vorurteile über ihn, der sollte ihn persönlich kennenlernen. Er ist eine Alternative zu Ihrer Wochenzeitung. Das heißt, er ist nicht wie Ihre Wochenzeitung. Nicht so dick, nicht so chic. Vielleicht liest sich alles auch ein ganz klein wenig mühsamer. Aber der Lohn ist eine umfassende Information zur Lage der Dinge. Machen Sie den Versuch. Er ist kostenlos und dauert drei Wochen. Wenn Sie ihn dann weiterlesen wollen, kostet er für ein ganzes Jahr nur DM 84,–. Also etwa den Bruchteil der Reise zur Geheimtip-Waldschenke im Altmühltal. Nichts gegen die Reise. Aber unsere bietet Ihnen mehr Perspektive. Wenn Sie das vorziehen, schicken Sie uns bitte den Coupon.

Vorwärts

Die Hoffnung auf die Exekution

Energiesparen - Quelle mit Zukunft

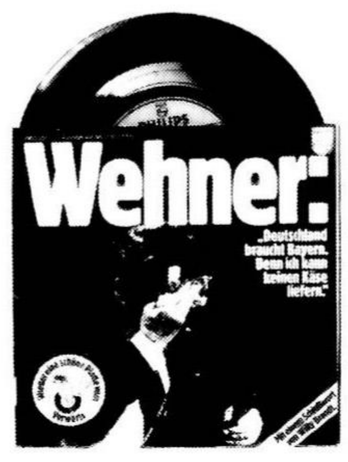
Eine Rakete als Köder für SALT II

Meine Damen und Herren, der HÄRTETEST hat ein Ende!

DEUTSCHE KERNKRAFT WERT ARBEIT

»Haben die in Bonn nichts Besseres zu tun?«

In dieser Ausgabe:



Vorwärts: „Wir kneifen nie."

KONTAKT-COUPON

Bitte einsenden an: Neuer Vorwärts Verlag, Postfach 200910, 5300 Bonn 2

Schicken Sie mir drei Wochen lang kostenlos und unverbindlich den Vorwärts. Wenn Sie danach (innerhalb von 10 Tagen) nichts von mir hören, erhalte ich den Vorwärts wöchentlich zum Preis von DM 84,– pro Jahr.

Jetzt haben Sie die Wahl zwischen Geschenken, die es nur beim Vorwärts gibt:

Die Merk-Klammer, mit der Sie alle Papiere fest im Griff haben. ○

Oder die Platte mit dem Strauß-Wehner-Rededuell. ○

Oder die Vorwärts-Zeitungs-Stange. ○

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

Name _____

Straße _____

Ort _____

Unterschrift _____ K2

SAMSON & CO.

DER ECHTE. FRISCH AUS HOLLAND. CA. 50 ZIGARETTEN FÜR DM 3,–.